



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

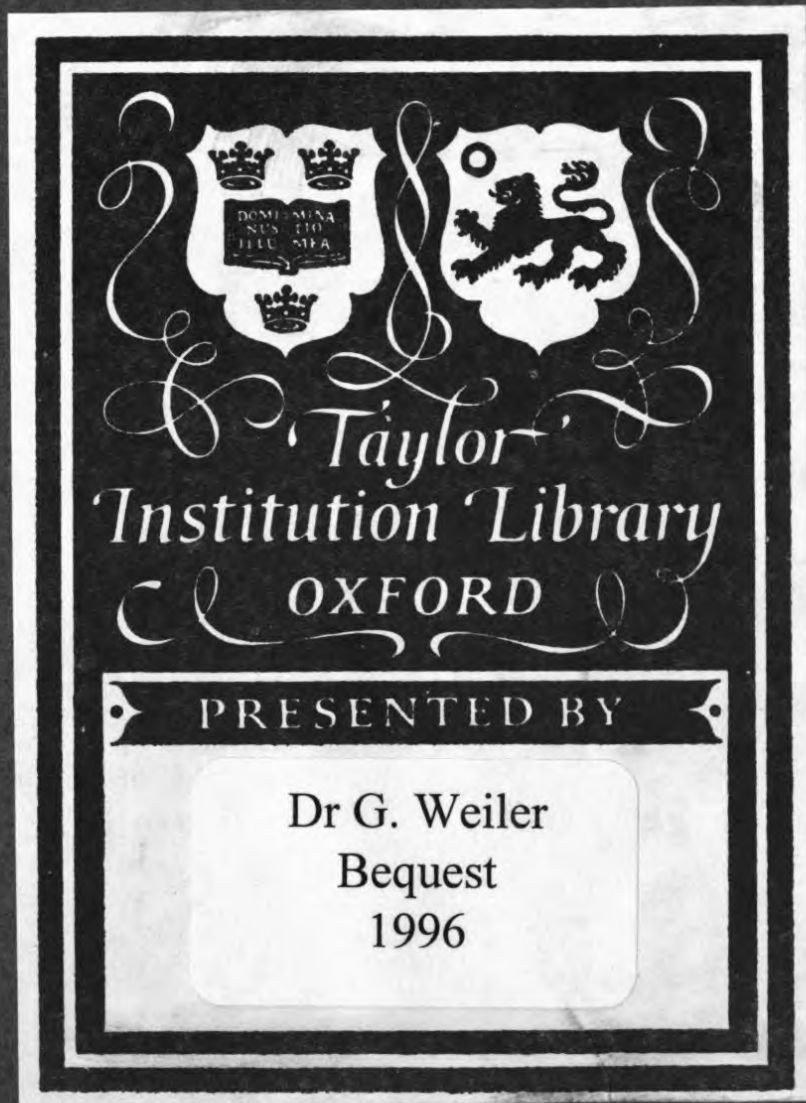
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

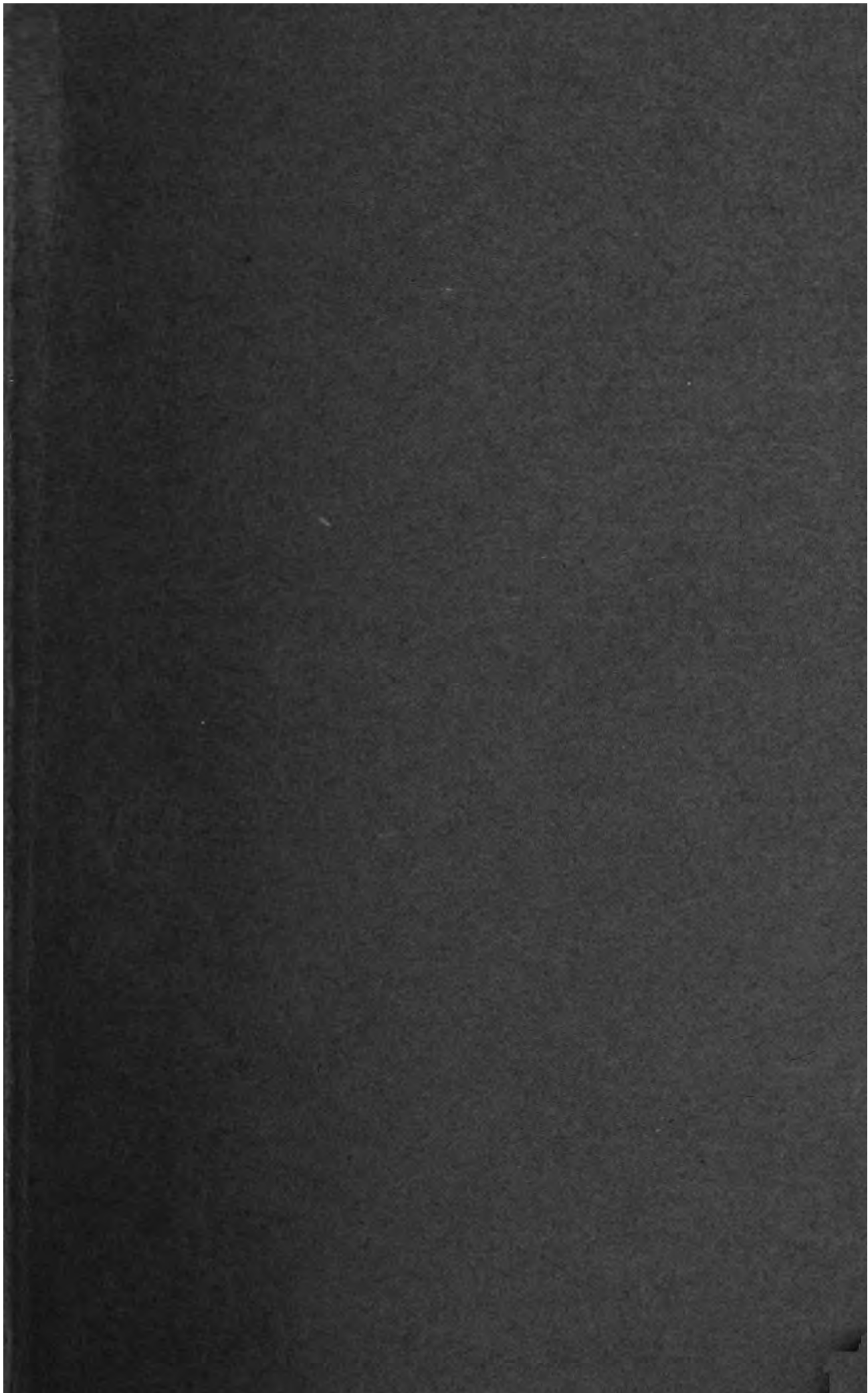


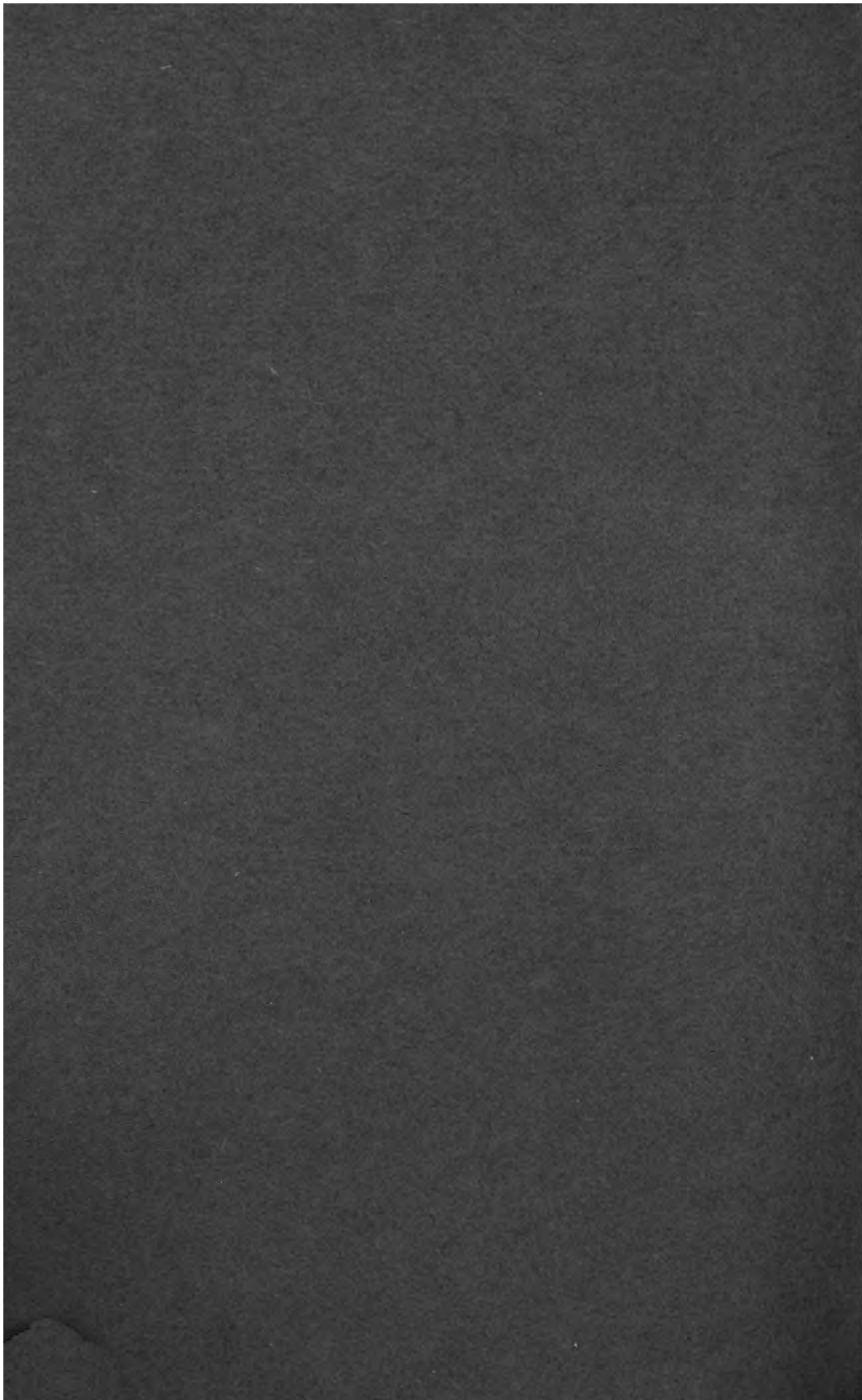


PRESENTED BY

Dr G. Weiler
Bequest
1996







Tolstoj-Werke
I. Serie, Band 4

172

Leo N. Tolstoj
Gesammelte Werke



I. Serie · Band 4

Von dem Verfasser
genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld

Leo N. Tolstoj
Novellen Band II

Die Kosaken / Drei Tode / Der
Schneesturm



3. Tausend

Verlegt
bei Eugen Diederichs in Jena 1911

Inhalt

Die Kosaken	1
Drei Tode	301
Der Schneesturm ..	329



Die Kosaken

Eine kaukasische Novelle aus dem
Jahre 1852.



Die „Rosaten“ nennt Turgeniew „die beste Novelle, die in unserer Sprache erschienen ist“. Und es war dies nicht etwa ein Schmeichelwort, das er in einem Augenblicke der Ueberschwänglichkeit aussprach, sondern seine feste Ueberzeugung, die zugleich seiner Bescheidenheit ein so schönes Zeugnis ausstellt. Er fällt dies Urteil, obgleich ihm die Hauptgestalt der Dichtung nicht gefiel, wie man aus einem Briefe an den Lyriker Fjet vom 7. April 1863 ersieht. „Die Rosaten — heißt es da — habe ich gelesen. Ich bin entzückt von ihnen, nur die Gestalt Olenins zerstört den allgemeinen Eindruck. Um den Gegensatz der civilisierten zu der ursprünglichen, unberührten Natur zu zeichnen, war es durchaus nicht nötig, dieses ewig mit sich hadernde, langweilige und wehleidige Wesen einzuführen . . .“ Die Gestalt Olenins aber ist wiederum nur ein Widerspiel seines Schöpfers, denn Olenin zeigt alle Eigenschaften des Dichters. Nur der Gedanke nach sittlicher Vervollkommnung beschäftigt ihn, mit rücksichtsloser Selbstprüfung sucht er die Schladen seines Wesens auszuscheiden und alles Zufällige, was er in der Welt der Kultur aufgenommen, zu entfernen. Im Volke findet er diejenigen Eigenschaften, welche die Vorbedingungen seines Glückes sein könnten. Mit tief innerlichem Schmerz empfindet er aber, daß die Rückkehr zu den schlichten Tugenden des Volkes eine Unmöglichkeit ist.

Diese zwei leitenden Ideen, die in fast allen Schöpfungen des Dichters, nicht immer aber mit solcher

Klarheit und in solcher Vertiefung, ausgesprochen werden, sind auch die leitenden Ideen in Tolstojs Leben.

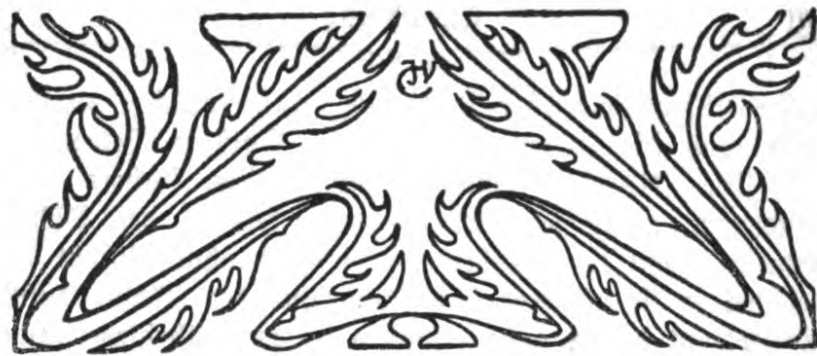
Die „Rosaten“ sind im Januar des Jahres 1863 erschienen, entworfen und begonnen hat sie der Dichter indessen schon im Kaukasus, und nicht ohne Absicht bezeichnet er sie als eine Erzählung aus dem Jahre 1852. Er bekennt damit gewissermaßen — was übrigens kaum nötig wäre, um das Verhältnis klarzustellen —, daß in die Dichtung die eignen Erlebnisse seiner Dienstjahre im Kaukasus hineinverwoben sind. Der Kern der Erzählung aber ist trotzdem nicht das Erlebnis Tolstojs, sondern eines andern Offiziers, der es ihm auf einer gemeinschaftlichen Reise zu nächtllicher Stunde erzählt hat.

Und so finden wir hier in Tolstojs Schaffen dasselbe Verhältnis wieder, das uns schon von den „Lebensstufen“ her bekannt ist, eine Verwebung von Erfundenem und Erlebtem, in welchem alles, was die Schilderung seelischer Vorgänge betrifft, ganz dem eigenen Empfinden entnommen ist.

Wird man auch ohne Einschränkung dem Urteile Turgeniews nicht beistimmen, daß die „Rosaten“ die beste russische Novelle seien, schon im Hinblick auf andere Werke Tolstojs und Turgeniews selber, so zählt sie doch unzweifelhaft zu den besten Erzeugnissen der Erzählungskunst nicht nur Rußlands, sondern der Weltliteratur.

R. Löwenfeld





I

Ganz Moskau liegt in Schweigen. Selten nur hört man ein Knirschen von Rädern auf der gefrorenen Straße. Aus den Fenstern der Wohnungen schimmert kein Licht mehr. Die Laternen sind erloschen. Von den Kirchtürmen tönt Glodengeläute verhallend über die schlafende Stadt und gemahnt an den Morgen. Die Straßen sind menschenleer. Sie und da vermengt ein Nachtfutscher mit den schmalen Spuren seines Wagens den Sand mit dem Schnee, lenkt hinüber auf die andere Ecke und schlummert in der Erwartung eines Fahrgastes ein. Da geht ein altes Weib in die Kirche, wo schon vereinzelt die unsymmetrisch aufgestellten Wachslichte brennen und ihr rotes Licht in den goldenen Rahmen widerspiegeln. Der Arbeiter erhebt sich schon nach langer Winternacht von seinem Lager und geht zur Arbeit.

Die Herren aber haben noch Abend.

Aus einem der Fenster von Chevalier schimmert durch die geschlossenen Fensterladen ein verbotener Lichtschein. An der Auffahrt stehen eine Kutsche, ein Schlitten und die Kutscher, die sich

eng aneinander drängen. Auch ein dreispänniger Postwagen hält da. Der Hausknecht hat sich dicht eingehüllt und verbirgt sich zusammengekauert hinter der Ecke des Hauses.

„Wozu dreschen sie leeres Stroh? denkt der Lafai, der mit verschlafenem Gesichte im Vorzimmer sitzt, und gerade, wenn ich Dienst habe!“ Aus dem erleuchteten Nebenzimmer hört man die Stimmen von drei jungen Leuten, die dort ihre Abendmahlzeit halten. Sie sitzen um den Tisch herum, auf dem die Reste der Speisen und des Weines stehen. Einer von ihnen, ein kleiner, feiner, hagerer und häßlicher Mensch, sitzt da und betrachtet mit seinen gutmütigen, müden Augen den Abreisenden, der zweite, ein hochgewachsener Mann liegt neben dem mit Flaschen reichbesetzten Tisch und spielt mit seinem Uhrschlüssel, der dritte, in einem neuen Pelz, geht im Zimmer auf und nieder, bleibt von Zeit zu Zeit stehen, zerdrückt mit seinen ziemlich dicken und kräftigen, aber wohlgepflegten Fingern eine Mandel und lächelt dazu; seine Augen und sein Gesicht glühen; er spricht mit Feuer und mit lebhaften Bewegungen; aber man sieht, daß er die Worte suchen muß, und alle, die er findet, scheinen ihm nicht zu genügen, um all das auszudrücken, was sein Herz bewegt. Immer wieder lächelt er.

Jetzt kann alles gesagt werden! sagt der Ab-

reisende. — Nicht als ob ich mich rechtfertigen wollte. Ich wünsche nur, du solltest mich wenigstens begreifen, wie ich mich selbst begreife, und nicht, wie die blöde Welt die Sache ansieht. Du sagst, ich habe eine Schuld an ihr begangen — wandte er sich an den einen, der ihn mit seinen gutmütigen Augen betrachtete.

Ja, du hast eine Schuld, antwortete der Kleine und Häßliche, und sein Blick scheint jetzt noch mehr Güte und Müdigkeit zu verraten.

Ich weiß, warum du das sagst, fährt der Abreisende fort. Geliebt werden ist nach deiner Meinung ein ebenso großes Glück wie lieben, und es genügt für das ganze Leben, wenn man es einmal gefunden hat.

Ja, es genügt vollständig, mein Herz! Mehr als nötig, bekräftigt der kleine, häßliche Mann, indem er die Augen bald öffnet, bald schließt.

Warum aber sollte man nicht auch selbst lieben? sagt der Abreisende, wird nachdenklich und sieht seinen Freund mit einem Blicke des Bedauerns an. — Warum sollte man nicht? Man liebt nicht . . . Nein, geliebt werden ist ein Unglück — ein Unglück, wenn man fühlt, daß man eine Schuld trägt, weil man die Liebe nicht erwidert und nicht erwidern kann. O mein Gott! — er fuhr mit der Hand durch die Luft — wenn all dies vernünftig vor sich ginge und nicht so verkehrt! Nicht wie wir wünschen, sondern ganz, ganz anders. Als

ob ich dieses Gefühl gestohlen hätte! Auch du denkst so; sage nicht nein, du mußt so denken. Aber, willst du mir glauben, von allen Thorheiten und Schlechtigkeiten, die ich in meinem Leben begangen habe, und es sind deren genug, ist dies die einzige, die ich nicht bereue und die ich nicht bereuen kann. Weder zu Anfang noch später habe ich mich oder sie getäuscht, mir war's, als hätte ich sie schließlich lieb gewonnen, dann aber sah ich ein, daß es eine unwillkürliche Täuschung war, daß man so nicht lieben könne, und ich durfte nicht weitergehen; sie aber ging weiter. . . . Ist es meine Schuld, daß ich es nicht konnte? Was hätte ich thun sollen?

Nun, jetzt ist es ja zu Ende, sagte der Freund und zündete eine Cigarette an, um sich den Schlaf zu vertreiben. — Aber eines will ich dir sagen: Du hast noch nicht geliebt und weißt nicht, was lieben heißt.

Der junge Mann im Pelzrock wollte wieder etwas sagen und faßte sich an die Stirn, aber die Worte wollten ihm nicht über die Lippen.

Ich habe nicht geliebt! nun ja, es ist wahr, ich habe noch nie geliebt, aber ich trage den Wunsch nach Liebe im Herzen, wie sie stärker nicht gedacht werden kann; aber giebt es denn eine solche Liebe? Alles bleibt unvollkommen. Wozu so viele Worte! Ich habe im Leben schon so manche Dummheit gemacht! Jetzt aber ist

es zu Ende, du hast recht, ich fühl's, ein neues Leben beginnt.

In dem du wieder neue Dummheiten machst, sagte der junge Mann, der auf dem Sofa lag und mit dem Uhrschlüssel spielte, aber der Abreisende hörte ihm nicht zu.

Mir ist wehmütig und froh zu Mute, daß ich abreise, fuhr er fort; woher die Wehmut kommt, weiß ich nicht.

Und der Abreisende begann nur von sich zu sprechen und bemerkte gar nicht, daß das die andern nicht ebenso interessierte, wie ihn selbst. Der Mensch ist nie ein solcher Egoist, wie in Augenblicken seelischer Hochstimmung. Dann glaubt er, daß es auf Erden in diesem Augenblicke nichts Schöneres, nichts Anziehenderes giebt als ihn.

Dimitrij Andrejewitsch, der Kutscher will nicht mehr warten, sagte ein junger Hofknecht, der, in Pelz und Schärpe, in den Saal trat. Seit zwölf Uhr warten die Pferde, und jetzt ist's vier.

Dimitrij Andrejewitsch warf seinem Wanjuschka einen Blick zu; aus seiner Schärpe, aus seinen Filztiefeln, aus seinem verschlafenen Gesicht sprach die Stimme eines anderen Lebens zu ihm, eines Lebens voll Mühe und Entbehrungen. In der That, lebt wohl, sagte er und griff nach dem offenen Hafen seines Kodes.

Er hörte nicht auf den Rat, dem Kutscher noch ein Trinkgeld zu geben, setzte seine Mütze auf



und blieb mitten im Zimmer stehen. Sie küßten sich, einmal, zweimal, hielten dann ein und küßten sich wieder zum dritten Male. Der junge Mann im Pelzrod trat an den Tisch, trank den Kelch aus, der darauf stand, nahm den Kleinen und Häßlichen bei der Hand und errötete.

Nein, ich muß es doch sagen ich muß, ich kann offen gegen dich sein, denn ich liebe dich du liebst sie doch — ich hab's immer geglaubt — nicht wahr?

Ja, antwortete der Freund und lächelte noch milder. Und vielleicht

Verzeihung, ich habe Befehl, die Lichte zu löschen, sagte der verschlafene Lafai; er hatte das letzte Gespräch mit angehört, und dachte darüber nach, warum die Herren wohl immer ein und dasselbe besprachen. — Wem darf ich es auf Rechnung schreiben? Ihnen? fügte er hinzu, an den großen, jungen Mann gewendet, denn er wußte voraus, an wen er sich zu halten hatte.

Mir, sagte der Große, wie viel macht's?

Sechszwanzig Rubel.

Der große junge Mann überlegte einen Augenblick, sagte aber kein Wort und steckte die Rechnung in die Tasche.

Die beiden andern sprachen ruhig weiter.

Leb' wohl, du bist ein prächtiger Junge, sagte der kleine, häßliche Mann mit den freundlichen Blicken.

Beiden traten die Thränen in die Augen. Sie gingen zur Freitreppe.

„Ach ja, sagte der Abreisende, an den Großen gewendet und errötend, die Rechnung bei Chevalier wirst du wohl gut machen? Du schreibst mir dann?“

Schön, schön, sagte der Große und zog dabei die Handschuhe an. Wie ich dich beneide, fügte er ganz unerwartet hinzu, als sie draußen auf der Freitreppe standen. Der Abreisende stieg in den Schlitten, hüllte sich in seinen Pelz und sagte: „Wir fahren also!“ Er rüdte sich sogar im Schlitten, um dem andern, der dies gesagt hatte, Platz zu machen. Seine Stimme zitterte.

Der Begleiter sagte: „Leb' wohl, Mitja, Gott gebe dir Er wünschte nur das Eine, daß er so schnell als möglich abfahre, und darum konnte er seinem Wunsch nicht weiter Ausdruck geben.

Sie schwiegen. Noch einmal sagte einer: „Lebewohl!“ Ein anderer sagte: „Los!“ und der Kutscher setzte sich in Bewegung.

Jelisar, vorfahren! schrie einer von den Begleitern. Die Kutscher gerieten in Bewegung, schmalzten mit der Zunge und zogen die Zügel an. Die eingefrorenen Kutschen knirschten in dem Schnee.

Ein vortrefflicher Junge, dieser Olenin, sagte einer von den Begleitern; aber was für ein Vergnügen findet er nur daran, nach dem Kaukasus

zu gehen und als Junker? Ich gebe keinen Heller dafür Wirst du morgen im Klub speisen?

Ja.

Und die Begleiter trennten sich.

Dem Reisenden schien es warm, ja, heiß im Pelze, er setzte sich auf den Boden des Schlittens, knöpfte den Pelz auf, und das Dreigespann flog mit flatternden Mähnen aus einer dunklen Straße in die andere, an Häusern vorüber, die er nie gesehen hatte. Olenin meinte, es führen nur Abreisende durch diese Straßen. Rings umher war es dunkel, stille, traurig, und seine Brust war voll von Erinnerungen, von Liebe und Mitleid und von wonnigen beklemmenden Thränen.



„Ich liebe sie! ich liebe sie sehr! Prächtige Menschen! Gut so!“ sprach er vor sich hin und war dem Weinen nahe. Aber warum sollte er weinen? Wer waren die prächtigen Menschen? Wen liebte er so sehr? — Er wußte es nicht recht. Bald heftete er seinen Blick auf ein Haus und wunderte sich, daß es so sonderbar gebaut war, bald wunderte er sich, warum der Postknecht und Wanjuscha, die ihm so fremd waren, so ganz in seiner Nähe saßen und gleichzeitig mit ihm zitterten und schaukelten, wenn die Seitenpferde die gefrorenen Stränge anzogen, und wiederum sagte er:

„Prächtige Menschen! Ich liebe sie,“ ja einmal sagte er sogar: „Wenn es glückt, vortrefflich“ — und er wunderte sich selbst darüber, daß er es gesagt hatte, und fragte sich: Bin ich nicht etwa gar betrunken? Olenin hatte allerdings auf seinen Teil zwei Flaschen Wein getrunken, aber nicht der Wein allein hatte auf ihn eingewirkt, alle die herzlichen Worte der Freundschaft, die ihm verschämt, gleichsam zufällig vor der Abreise ausgesprochen wurden, traten vor seine Erinnerung, die Händedrucke, die Blicke, die stummen Mienen, der Klang der Stimme, die ihm sagte: Lebe wohl, Mitja, als er schon im Schlitten saß, seine eigene entschlossene Aufrichtigkeit trat vor sein Gedächtnis und all dies hatte für ihn eine rührende Bedeutung; nicht bloß die Freunde, die Verwandten, nicht bloß die Gleichgültigen, sondern auch Leute, die er nicht leiden konnte und die ihm nicht wohl wollten — alle schienen sich gewissermaßen verabredet zu haben, ihn vor der Abreise mehr zu lieben, Abschied zu nehmen, wie vor der Beichte oder vor dem Tode. „Vielleicht ist mir's bestimmt, nicht mehr vom Kaukasus heimzukehren,“ dachte er. Und ihm war's, als liebte er seine Freunde und als liebte er noch jemanden. Und er hatte Mitleid mit sich selbst. Aber nicht die Liebe zu seinen Freunden hatte seine Seele so weich gestimmt und so gehoben, daß er die sinnlosen Worte, die von selbst auf seine Lippen kamen, nicht zurückhielt,



auch nicht die Liebe zu einem Weibe (er hatte noch nie geliebt) hatte ihn in diesen Zustand versetzt. Die Liebe zu sich selbst, die glühende, hoffnungsvolle junge Liebe zu allem, was Gutes in seiner Brust lebte (und in diesem Augenblicke schien ihm, als lebte nur Gutes in ihr), erpreßte ihm Thränen und ließ ihn zusammenhanglose Worte murmeln.

Olenin war ein Jüngling, der nie eine Schule beendet hatte, der nirgends ein Amt gehabt (er wurde irgend einer Behörde zugezählt), der die Hälfte seines Vermögens durchgebracht, bis zum 24. Lebensjahre keinen Beruf gewählt und nie etwas gethan hatte. Er war, was man in der Moskauer Gesellschaft einen „jungen Mann“ nennt.

Mit achtzehn Jahren war Olenin so frei, wie es nur die reichen russischen jungen Leute der vierziger Jahre waren, die in früher Kindheit die Eltern verloren hatten. Für ihn gab es weder physische noch moralische Fesseln; er konnte alles thun, es fehlte ihm nichts, es band ihn nichts. Er hatte weder Familie noch Vaterland, noch Glaube, noch Noth; er glaubte an nichts und erkannte nichts an. Aber obgleich er nichts anerkannte, war er doch keineswegs ein düsterer, schwächender, vernünftelnder Jüngling, sondern im Gegenteil, er war in steter Begeisterung. Er war zu dem Schlusse gekommen, es gäbe keine Liebe, und so oft er einem jungen und hübschen

Weibe begegnete, pochte sein Herz stärker. Er wußte längst, daß Ehren und Titel Thorheit seien, und empfand doch unwillkürlich Freude, wenn auf dem Ball Fürst Sergej an ihn herantrat und sich liebenswürdig mit ihm unterhielt. Aber allem, was ihn begeisterte, gab er sich nur so weit hin, als es ihn nicht band. Hatte er sich einem Streben hingegeben und begann er die Nähe von Mühe und Kampf zu fühlen, den kleinlichen Kampf mit dem Leben, so beeilte er sich instinktiv, sich von dem Gefühl oder der Sache loszumachen und seine Freiheit wieder herzustellen. So machte er es mit dem gesellschaftlichen Leben, dem Dienste, der Landwirtschaft, der Musik, der er sich eine Zeitlang zu widmen gedachte, ja selbst der Liebe zu den Frauen, an die er nicht glaubte. Er dachte darüber nach, worauf er die ganze Kraft der Jugend, die dem Menschen nur einmal im Leben geschenkt ist, verwenden sollte, auf die Kunst, auf die Wissenschaft, auf die Liebe zum Weibe oder auf eine praktische Thätigkeit, auf die Kraft des Geistes, des Herzens, der Bildung — jene nie wiederkehrende Begeisterung, jene dem Menschen nur einmal gegebene Macht, alles, was er will, aus sich und, wie er glaubt, auch aus der Welt zu machen — alles, was er will. Gewiß giebt es Menschen, die diese Begeisterung nicht besitzen, die sogleich in's Leben eintreten und das erste beste Joch auf sich nehmen und ehrlich bis an ihr

Ende darin arbeiten. Aber Olenin fühlte zu mächtig diese allmächtige Gottheit der Jugend in sich, diese Fähigkeit, in einem Wunsche, in einem Gedanken aufzugehen — die Fähigkeit, zu wollen und zu hoffen, sich kopfüber in den bodenlosen Abgrund zu stürzen, ohne zu wissen, wofür, ohne zu wissen, warum. Er trug dieses Selbstbewußtsein in sich, er war stolz darauf, er war, ohne es zu wissen, glücklich. Er hatte bisher nur sich selbst geliebt, und es konnte nicht anders sein, denn er erwartete nichts als Gutes von sich und hatte noch keine Enttäuschung an sich erlebt.

Als er Moskau verließ, befand er sich in der glücklichen, jugendlichen Stimmung, in welcher der Jüngling seine früheren Fehler einsieht und sich plötzlich sagt, alles Vorangegangene sei nicht das Richtige gewesen, es sei zufällig, unbedeutend gewesen, er habe bisher noch gar nicht das Verlangen gehabt, ordentlich zu leben; jetzt aber mit dem Tage der Abreise von Moskau beginnt ein neues Leben, ohne die alten Fehler, ohne die Reue, ja sicherlich nur voll Glück.

Wie es immer bei einer weiten Reise zu sein pflegt, daß die Phantasie auf den ersten zwei, drei Stationen noch an dem Orte haftet, von dem man herkommt, und dann plötzlich mit dem ersten Morgen, der uns unterwegs begrüßt, hinüberspringt nach dem Ziel der Reise, und dort Luftschlösser erbaut, so geschah es auch mit Olenin.

Als er zur Stadt hinausgekommen war und den Blick über die Schneefelder schweifen ließ, freute er sich, so allein inmitten dieser Felder zu sein, hüllte sich in seinen Pelz, ließ sich auf den Boden des Schlittens nieder, beruhigte sich und schlief ein. Der Abschied von seinen Freunden hatte ihn weich gestimmt, und der ganze letzte Winter, den er in Moskau verbracht hatte, trat vor seine Erinnerung, und die Bilder dieser vergangenen Zeit, unterbrochen von unklaren Gedanken und Vorwürfen, lebten ungerufen wieder auf in seiner Phantasie.

Er gedachte des Freundes, der ihn begleitet hatte, und seiner Beziehungen zu dem Mädchen, von welchem sie gesprochen hatten. Das Mädchen war reich. „Wie ist es möglich, daß er sie liebt, obgleich sie mich liebt, dachte er, und ein häßlicher Verdacht kam ihm in den Sinn. — Es gibt doch viel Schlechtes unter den Menschen, wenn man darüber nachdenkt. Und wie kommt es, daß ich in der That noch nie geliebt habe? fragte er sich selbst. Alle sagen es mir, ich hätte noch nie geliebt. Bin ich denn ein sittlicher Krüppel?“ Und nun traten seine Herzensneigungen vor sein Gedächtnis. Er erinnerte sich der ersten Zeit seines Lebens in der Gesellschaft, der Schwester eines seiner Freunde, mit der er die Abende am Tisch beim Licht der Lampe verbrachte, die bei der Handarbeit ihre zarten Finger und den unteren

Teil ihres schönen, zarten Gesichts beschien, er erinnerte sich der Gespräche, die sich wie ein kindliches Pfänderspiel hinzogen, der allgemeinen Unbehaglichkeit des Zwanges und des beständigen Gefühls der Auflehnung gegen diese Unfreiheit, immer sprach eine Stimme in ihm: Nein, das ist nicht die Rechte — und wirklich, es war nicht die Rechte; dann erinnerte er sich des Balles und der Mazurka mit der schönen D. „Wie verliebt war ich an diesem Abend, wie glücklich war ich, und wie schmerzte und fränkte es mich, als ich am andern Morgen erwachte und fühlte, daß ich frei war! Warum kommt sie nicht, die Liebe, warum bindet sie mich nicht an Händen und Füßen? dachte er, nein, es giebt keine Liebe! Die schöne Nachbarin, die mir und Dubrowin und dem Adelsmarschall immer mit denselben Worten sagte, wie sehr sie die Sterne liebe, war auch nicht die Rechte.“ Da fällt ihm seine Wirtschaftsthätigkeit auf dem Lande ein, und wieder fehlt ihm ein Gegenstand, bei dem er gerne in der Erinnerung verweilte. „Ob sie wohl lange von meiner Abwesenheit sprechen werden,“ fällt ihm ein, aber wer diese „sie“ sind, weiß er nicht. Und gleich darauf fällt ihm ein Gedanke ein, der seine Stirn verdüstert und wirre Worte auf seine Lippen drängt: es ist die Erinnerung an Monsieur Capel und die 678 Rubel, die er dem Schneider schuldig geblieben, und er erinnert sich der Worte, mit welchen er den

Schneider gebeten, noch ein Jahr zu warten, und des Ausdruckes der Mißstimmung und der Ergebenheit in den Zügen des Schneiders. „Ach, mein Gott, mein Gott,“ wiederholt er, die Stirn runzelnd, und bemüht sich, den unerträglichen Gedanken abzuweisen. „Und doch, trotz alledem hat sie mich geliebt, denkt er von dem Mädchen, über das sie sich beim Abschied unterhalten hatten — ja, wenn ich sie geheiratet hätte, hätte ich keine Schulden, so aber bin ich Wassiljew's Schuldner geblieben.“ Und der letzte Abend, an dem er mit Wassiljew im Klub gespielt, trat in seine Erinnerung. Er war unmittelbar von ihr dorthin gefahren. Auch seiner demütigen Bitten, weiter zu spielen, erinnerte er sich und der kühlen Ablehnung des andern. „Ein Jahr sparsam gelebt, und alles ist ausgeglichen, dann hol' sie der Teufel!“ Aber trotz dieser Zuversicht beginnt er wieder die rückständigen Schulden nachzurechnen, die Zahlungsfristen und die vermutliche Zeit der Abzahlung. „Ich bin ja aber noch bei Morel schuldig, nicht bloß bei Chevalier,“ fällt ihm ein, und die ganze Nacht steht vor ihm, in welcher er diese große Schuld auf sich geladen hat. Es war ein Gelage mit Zigeunern, das Gäste aus Petersburg, Sascha B., der Flügeladjutant, Fürst D. und ein einflußreicher alter Herr gestiftet hatten. . . . „Und warum sind sie so selbstzufrieden, diese alten Herren, dachte er — und aus welchem Grunde

bilden sie einen besonderen Kreis, an dem für andere teilzunehmen so schmeichelhaft sein soll? Etwa, weil sie Flügeladjutanten sind? Ist es nicht entsetzlich, für wie dumm und schlecht sie die anderen halten? Ich habe ihnen gezeigt, daß mir gar nichts daran liegt, mit ihnen zu verkehren, aber mein Verwalter Andrej, meine ich, würde doch erstaunt sein, daß ich auf du und du mit einem Manne wie Sascha B. stehe, einem Obersten und Flügeladjutanten und an jenem Abend hat niemand mehr getrunken als ich; ich lehrte den Zigeunern ein neues Lied, und alle hörten zu. Wenn ich auch viel Thorheiten begangen habe, bin ich doch ein ganz vortrefflicher, junger Mann," dachte er.

Der Morgen fand Olenin auf der dritten Station. Er trank Thee, legte mit Wanjuscha Kisten und Kasten um, setzte sich vernünftig zwischen ihnen gerade und ordentlich hin und wußte nun, wo sich alle seine Sachen befanden, wo das Geld war und wieviel er hatte, wo der Paß war, der Postschein, die Chausseequittung — und alles glaubte er so praktisch eingerichtet zu haben, daß ihm froh zu Mute war und der weite Weg ihm wie eine lange Spazierfahrt erschien.

Den ganzen Vormittag und zur Mittagszeit war er ganz und gar in arithmetische Berechnungen vertieft, wieviel Werst er schon gefahren sei, wieviel noch bis zur ersten Station wären,

zur ersten Stadt, zum Mittag, zum Thee, bis Tarnopol und den wievielten Teil der ganzen Reise der zurückgelegte Weg bilde. Dabei berechnete er auch, wieviel Geld er bei sich habe, wieviel ihm bleiben würde, wieviel er brauche zur Tilgung aller Schulden und welchen Teil seiner ganzen Einkünfte er monatlich verbrauchen würde. Gegen Abend trank er seinen Thee und berechnete, daß bis Stawropol sieben Elftel des ganzen Weges seien, daß seine Schulden sieben Monate Sparsamkeit und ein Achtel seines ganzen Vermögens erforderten — dabei beruhigte er sich, hüllte sich ein, glitt auf den Boden des Schlittens nieder und schlummerte wieder ein. Seine Phantasie war jetzt schon in der Zukunft, im Kaukasus. Alle seine Zukunftsträume waren von Vorstellungen von Amalat Begs, von Tscherkessinnen, Bergen, Abhängen, schrecklichen Wasserstürzen und Gefahren durchwoben; all das stand wirr vor ihm; aber die lodende Ruhe und der drohende Tod machten die Vorstellung dieser Zukunft anziehend. Bald tötet und unterwirft er mit ungewöhnlicher Tapferkeit und allgemeine Bewunderung erregender Kraft eine zahllose Menge von Bergbewohnern. Bald ist er selbst ein Bergbewohner und verteidigt in Gemeinschaft mit ihnen seine Unabhängigkeit gegen die Russen. Sobald Einzelheiten vor seine Phantasie treten, nehmen alle Moskauer Bekannten an diesen Einzelheiten teil.

Sascha B. kämpft auf der Seite der Russen oder der Bergbewohner gegen ihn. Selbst der Schneider Monsieur Capel nimmt, Gott weiß, wie es kommt, teil an dem Triumphe des Siegers. Kommen ihm dabei Demütigungen, Schwächen, Irrtümer aus alter Zeit in's Gedächtnis, so ist die Erinnerung an sie nur angenehm. Natürlich, dort, inmitten der Berge, Wasserfälle, Tscherkessinnen und Gefahren können diese Verirrungen sich nicht wiederholen. Er hat sie schon einmal sich selbst gebeichtet — und sie sind dahin. Aber noch ein Traum ist es, der kostbarste, der sich in jeden Zukunftsgedanken des jungen Menschen eindrängt: der Traum von der Frau. Dort in den Bergen scheint sie der Einbildung als eine tscherkessische Sklavin in schlanker Gestalt, mit herabhängendem Zopfe und mit weichen, dunklen Augen. Er sieht in den Bergen eine einsame Hütte, und an der Schwelle steht sie. Sie erwartet ihn gerade, als er müde, von Staub, Blut und Ruhm bedeckt, zu ihr heimkehrt, und er fühlt ihre Küsse, ihren Busen, ihre süße Stimme, ihre entgegenkommende Liebe. Sie ist entzündend, aber ohne Bildung, wild, roh. An langen Winterabenden beginnt er sie zu erziehen. Sie ist klug, gelehrig, begabt und eignet sich schnell alle notwendigen Kenntnisse an. Wie es wohl kommt, daß sie so leicht Sprachen erlernt, daß sie die Werke des französischen Schrifttums lesen und verstehen kann.

Notre Dame de Paris z. B. muß ihr gefallen. Sie kann auch französisch sprechen. In der Gesellschaft kann sie mehr natürliche Würde besitzen, als eine Dame der allerhöchsten Kreise. Sie kann singen, schlicht, kräftig, leidenschaftlich. „Ach, was für ein Unsinn,“ sagt er zu sich selbst. Da sind sie gerade an eine Station gelangt, und es heißt, von einem Schlitten in den andern steigen und Trinkgeld geben, aber wieder sucht er mit der Phantasie den Unsinn auf, bei dem er stehen geblieben, und wieder treten die Tscherkessinnen, der Ruhm, die Rückkehr nach Rußland, der Flügeladjutantenrang, die entzündende Frau vor sein Gedächtnis. „Aber, es giebt ja keine Liebe, sagt er, Ehren sind Thorheit und die 678 und das eroberte Land, das mir mehr Reichtümer giebt, als ich für mein ganzes Leben brauche? Übrigens ist es nicht gut, diesen Reichtum nur allein zu genießen. Man muß ihn verteilen. Wem aber? — 678 Rubel Capel, der Rest wird sich schon finden“ und nun umnebeln ganz verworrene Traumbilder seine Gedanken, erst Wanjuschas Stimme und das Gefühl der unterbrochenen Bewegung stören den gesunden, jungen Schlaf, und bewußtlos steigt er an der neuen Station in den neuen Schlitten und fährt weiter.

Am andern Morgen wiederholt sich dasselbe: ebensolche Stationen, ebensolcher Thee, ebensolche trappelnde Pferde, ebensolche kurze Wortwechsel

mit Wanjuscha, ebenso unklare Zukunftsbilder und Träume in den Abendstunden, und ein ebenso müder, gesunder, junger Schlaf zur Nachtzeit.



Je weiter sich Olenin von dem Centrum Rußlands entfernte, desto entfernter schienen ihm auch seine Erinnerungen; je mehr er sich dem Kaukasus näherte, desto freier wurde ihm die Seele. Für alle Zeit fortzugehen und nie mehr zurückzukehren, nie mehr sich wieder in der Gesellschaft zu zeigen. Dieser Gedanke zog ihm manchmal durch den Sinn. „Und diese Menschen, die ich hier sehe, sind nicht „die Menschen“, niemand von ihnen kennt mich, niemand von ihnen kann je nach Moskau kommen in dieselbe Gesellschaft, in welcher ich verkehrte, und etwas über meine Vergangenheit hören, und niemand wird von dieser Gesellschaft erfahren, was ich gethan habe, als ich unter diesen Menschen lebte.“ Und das ihm völlig neue Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit von allem Vergangenen erfaßte ihn mitten unter diesen rohen Wesen, denen er auf dem Wege begegnete, und die er nicht als gleichberechtigt mit seinen Moskauer Bekannten anerkannte. Je roher die Menschen waren, je weniger Merkmale der Civilisation sie an sich trugen, desto freier fühlte er sich. Stawropol, durch das er fahren mußte, gefiel ihm nicht.

Die Schilder, sogar französische Schilder, die Damen in den vornehmen Wagen, die Droschken, die am Plaze hielten, der Boulevard und der Herr in Mantel und Mütze, der auf dem Boulevard spazieren ging und die Vorüberfahrenden musterte, machten ihm einen schmerzlichen Eindruck. Diese Menschen kennen vielleicht jemanden von meinen Bekannten — und wieder fiel ihm der Klub, der Schneider, die Karten, die Gesellschaft ein . . .

Dafür aber ging es von Stawropol weiter zu voller Befriedigung; hier war alles wild und überdies schön und kriegerisch, und Olenin wurde immer heiterer und heiterer um's Herz. In allen Kosaken, Postknechten, Stationsvorstehern sah er einfache Wesen, mit denen er zwanglos scherzen und plaudern konnte, ohne sich darüber Gedanken zu machen, zu welcher Gesellschaftsklasse sie gehörten. Alle gehörten der Menschheit an, und dieser gehörte Olenins unbewußte Liebe, und alle waren gegen ihn freundlich und entgegenkommend.

Schon im Dongebiet hatten sie ihren Schlitten gegen eine Telege vertauscht, und hinter Stawropol war es bereits so warm, daß Olenin den Pelz ablegte. Es war schon Frühling — ein überraschend heiterer Frühling für Olenin. Zur Nachtzeit ließ man niemanden mehr aus den Kosakendörfern, und am Abend hieß es, es sei gefährlich in der Gegend. Wanjuscha bekam Furcht. Im Postwagen lag eine geladene Flinte.

Olenin wurde noch heiterer. An einer Station erzählte der Vorsteher von einem schrecklichen Mord, der unlängst auf der Landstraße geschehen war. Man traf bewaffnete Männer. „Hier also fängt es an,“ sagte Olenin zu sich selbst und erwartete stündlich den Anblick der Schneeberge, von denen er so viel gehört hatte. Eines Tages zeigte der Postknecht, ein Nogaier, mit der Peitsche nach den Bergen hinter einer dunklen Wolke. Olenin schaute begierig hin, allein es war dunkel, und die Wolken hüllten die Hälfte der Berge ein. Olenin sah etwas Graues, Weißes, Zadiges, und so sehr er sich Mühe gab, er konnte in dem Anblick der Berge, von denen er so viel gelesen und gehört hatte, nichts Schönes finden. Berge und Wolken, denkt er, haben ganz dasselbe Aussehen, und die besondere Schönheit der Schneeberge, von der man ihm so viel erzählt hatte, sei ebenso Erfindung, wie die Musik von Bach und wie die Liebe zum Weibe, an die er nicht glaubte. Er sehnte nun nicht mehr die Berge herbei. Am andern Tage aber, am frühen Morgen wedte ihn in seinem Postwagen die frische Morgenluft. Er sah gleichgültig nach rechts. Der Morgen war klar und hell. Plötzlich erblickte er auf zwanzig Schritt Entfernung, wie es ihm im ersten Augenblick vorkam, die schneeweißen Riesen mit den zarten Umrissen der Gipfel, die sich wunderbar von dem fernen Horizont abhoben. Und als er den ganzen Ab-

stand zwischen sich und den Bergen und dem Himmel, die ganze gewaltige Größe der Berge begriff, und als er die ganze Unendlichkeit dieser Schönheit empfand, erschraf er, alles erschien ihm wie ein Traumgesicht. Er schüttelte sich, um zu erwachen. Die Berge standen fest.

Was ist das? fragte er den Postknecht.

Die Berge, antwortete der Nogaiier gleichgültig.

Ich sehe sie auch schon lange, sagte Wanjuscha, o, wie schön! Bei uns zu Hause würde man's nicht glauben.

Bei der schnellen Bewegung des Dreigespanns auf der ebenen Landstraße schienen die Berge am Himmelsgewölbe vorüberzulaufen, und ihre rötlich strahlenden Gipfel erglänzten von der aufgehenden Sonne. Erst setzten die Berge Dlenin nur in Erstaunen, dann gewährten sie ihm Freude, dann aber, da sein Auge immer tiefer in diese nicht aus andern dunklen Bergen, sondern unmittelbar aus der Steppe hervordachsenden und vorübereilenden Ketten von Schneebergen eindrang, ging ihm allmählich ihre ganze Schönheit auf, und er empfand die Berge. Von diesem Augenblicke an bekam alles, was er gesehen, alles, was er gedacht, was er gefühlt hatte, den neuen, ernst erhabenen Charakter der Berge. Alle Moskauer Erinnerungen, Scham und Reue, alle niedrigen Gedanken über den Kaukasus, alles entschwand und kehrte nie mehr wieder. „Jetzt fängt es an,“ schien ihm

eine feierliche Stimme zu sagen, und die Landstraße und das in der Ferne schimmernde Band des Terek und die Kosakendörfer und die Menschen — alles erschien ihm nun ernster. Er blüht den Himmel — und gedenkt der Berge. Er blüht sich, er blüht Wanjuscha an — wieder stehen die Berge vor ihm. Zwei Kosaken reiten vorüber, und ihre Flinten im Futteral bewegen sich gleichmäßig auf ihrem Rücken. Die grauen und braunen Beine ihrer Pferde laufen ineinander, und die Berge Jenseits des Terek sieht man den Rauch aus dem Aul, und die Berge Die Sonne steigt empor und beleuchtet den schilfsäumten Terek, und die Berge Aus einem Kosakendorf kommt ein Wagen gefahren; er sieht schöne Weiber, junge Weiber, und die Berge Die Abreken sprengen durch die Steppe, und ich fahre dahin und fürchte sie nicht — ich habe eine Waffe und Kraft und Jugend, und die Berge



Die ganze Gegend der Tereklinie, an welcher die grebenischen Kosakendörfer liegen, ist etwa achtzig Werst lang und trägt nach ihrer Bodenbeschaffenheit und nach ihrer Bevölkerung einen einheitlichen Charakter. Der Terek, der die Kosaken von den Bergvölkern trennt, fließt trüb und reißend, aber schon breit und geräuschlos dahin; er

setzt beständig auf dem niedrigen, schilfbewachsenen rechten Ufer einen grauschimmernden Sand ab und unterspült das abschüssige, wenn auch nicht so hohe linke Ufer mit seinen Wurzeln hundertjähriger Eichen, faulender Platanen und jungen Nachwuchs. Am rechten Ufer liegen friedliche, aber noch nicht beruhigte Uäls; das linke Ufer entlang, eine halbe Werst vom Wasser, liegen in Zwischenräumen von sieben bis acht Werst die Kosakendörfer. In alten Zeiten lag der größte Teil dieser Dörfer unmittelbar am Ufer; aber der Terek entfernt sich mit jedem Jahre mehr von den Bergen in nördlicher Richtung und hat sie unterspült, so daß jetzt nur noch die dicht bewachsenen alten Flecken sichtbar sind, Gärten, Birn-, Feigenbäume und Linden, durchwachsen von Brombeeren und wildem Wein. Keine Menschenseele wohnt jetzt hier, und nur im Sand sieht man Spuren von Hirschen, Wölfen, Hasen und Fasanen, die sich gern an diesen Orten aufhalten. Von einem Dorf zum andern führt ein Weg, der geradlinig durch den Wald gehauen ist. An diesem Wege liegen die Grenzwachen, in welchen die Kosaken stehen. Zwischen den Grenzwachen auf Erhöhungen befinden sich die Wachtürme. Nur ein schmaler, dreißig Klafter langer Streifen waldigen, fruchtbaren Bodens bildet den Bereich der Kosaken. Nördlich von ihnen beginnen die sandigen Dünen der nogaischen oder mosdokischen Steppe, die sich

weit nach Norden erstreckt und sich, Gott weiß wo, in die truchmenische, astrachanische und die kirgis-kaisadische Steppe verliert. Südlich, jenseit des Terek, liegt die große Tschetschnja, der Bergrücken von Kotschkolossow, die schwarzen Berge, noch ein Bergrücken und endlich die Schneeberge, die nur das Auge sieht, die aber noch nie der Fuß eines Menschen betreten hat. In dieser fruchtbaren, waldigen und pflanzenreichen Gegend lebt seit uralden Zeiten eine kriegerische, schöne und reiche altgläubige russische Bevölkerung, die man die Greben-Kosaken nennt.

In uralter Zeit hatten sich ihre Voreltern, Altgläubige, aus Rußland geflüchtet und am Terek niedergelassen, mitten unter den Tschetschenzen auf dem Greben, dem ersten Kamm der walddreichen Berge der Großen Tschetschnja. Sie vermischten sich mit ihnen und nahmen die Gebräuche, die Lebensweise und die Sitten der Bergbewohner an, behielten aber auch dort die russische Sprache und den alten Glauben in vollster Reinheit bei. Eine noch heute unter den Kosaken lebendige Sage erzählt, Zar Iwan, der Schredliche, sei an den Terek gekommen, habe die Ältesten vom Greben vor sein Antlitz berufen, ihnen Land diesseits des Flusses geschenkt, sie zu friedlichem Zusammenleben ermahnt, und ihnen versprochen, sie weder zur Unterthänigkeit noch zum Wechsel ihres Glaubens zu zwingen. Noch heute sind sich Kosakengeschlechter

ihrer Verwandtschaft mit Tschetschenzischen bewußt, und die Liebe zur Freiheit, zum Müßiggang, zu Raub und Krieg bilden die Hauptmerkmale ihres Charakters. Der Einfluß Rußlands äußert sich nur von der ungünstigen Seite — durch Zwang bei den Wahlen, durch das Herunternehmen von Kirchengloden und durch die Truppen, die hier liegen oder hindurchziehen. Der Kosak haßt den ritterlichen Bergbewohner, den Dshigiten, der seinen Bruder getötet hat, instinktiv weniger als den Soldaten, der bei ihm liegt, um sein Dorf zu verteidigen, der ihm aber seine Hütte mit Tabak vollraucht. Er achtet den Bergbewohner, seinen Feind, er verachtet den Soldaten, der ihm ein Fremder und ein Bedrücker ist. Eigentlich ist der russische Bauer für den Kosaken ein fremdes, wildes und verächtliches Geschöpf, dessen Vertreter er in den herumziehenden Hausierern und den kleinrussischen Ansiedlern sieht, welchen der Kosak verächtlich den Beinamen „Kriecherseele“ giebt. Will er sich vornehm kleiden, so ahmt er dem Tscherkessen nach. Die beste Waffe nimmt er von dem Bergbewohner, die besten Pferde kauft oder stiehlt er bei ihm. Ein tüchtiger Kosak brüstet sich mit der Kenntnis des Tatarischen, und ist er angeheitert, so spricht er selbst mit seinem Landsmann tatarisch. Trotzdem glaubt dieses in diesen Erdenwinkel verschlagene, von halbwildem mohammedanischen Stämmen und Soldaten eingeschlossene christliche



Völkchen auf einer hohen Stufe der Entwicklung zu stehen und hält nur den Kosaken für einen Menschen. Auf alles übrige blickt es mit Verachtung herab. Den größten Teil des Tages bringt der Kosak auf den Grenzwachen, auf Kriegszügen, auf der Jagd oder beim Fischfang zu. Er arbeitet fast nie zu Hause. Ein Aufenthalt im Dorfe ist eine Ausnahme von der Regel. Ist er aber da, so führt er ein flottes Leben. Jeder Kosak hat seinen eigenen Wein, und das Trinken ist nicht so sehr eine allen gemeinsame Gewohnheit, als vielmehr ein Brauch, dessen Nichterfüllung als Abfall gelten würde. Die Frau betrachtet der Kosak als ein Mittel zu seinem Wohlstande; nur das Mädchen darf dem Vergnügen nachgehen, die Frau läßt man von ihrer Jugend bis in ihr tiefstes Alter für sich radern und verlangt von ihr nach orientalischer Auffassung Unterwürfigkeit und Arbeit. Durch diese Anschauung bekommt die Frau, die sich körperlich und sittlich entwickelt, trotz ihrer scheinbaren Demut, wie im ganzen Orient, einen unvergleichlich größeren Einfluß und ein größeres Gewicht im Hauswesen als im Westen. (Ihre Fernhaltung vom öffentlichen Leben und ihre Übung in männlicher, schwerer Arbeit geben ihr ein um so größeres Gewicht im Hauswesen.) Der Kosak, der es für ungeziemend hält, in Gegenwart Fremder ein liebevolles oder müßiges Gespräch mit seiner Frau

zu führen, fügt sich unwillkürlich ihrem Übergewicht, wenn er mit ihr allein unter vier Augen bleibt. Das ganze Haus, das ganze Vermögen, die ganze Wirtschaft hat sie erworben, erhält sie allein durch ihre Arbeit und Sorgfalt. Obgleich er die feste Überzeugung hat, daß Arbeit für den Kosaken eine Schande ist und nur dem nogaischen Knecht und der Frau ansteht, hat er doch das dunkle Gefühl, daß alles, was er genießt und sein Eigen nennt, die Frucht dieser Arbeit ist, und daß es in der Macht der Frau, seiner Mutter oder Gattin, die er als eine Leibeigene ansieht, liegt, ihn alles dessen zu berauben, was er genießt. Überdies hat die beständige männliche, schwere Arbeit und die Sorge, die in ihre Hand gelegt ist, der grebenischen Frau einen selbständigen, höchst mannhaften Charakter gegeben und ihre physische Kraft, ihren gesunden Verstand, ihre Entschlossenheit und die Festigkeit ihres Charakters auffallend entwickelt. Die Kosakenfrauen sind meist stärker, klüger, entwickelter und schöner als die Kosaken. Die Schönheit der grebenischen Frau fällt besonders durch die Vereinigung des reinsten tscherkessischen Gesichtstypus mit der breiten, mächtigen Gestalt der nordischen Frau in's Auge. Die Kosakenfrauen tragen tscherkessische Tracht: das tatarische Hemd, den Beschmet (tatarischer Halbrod) und die Tschuwjaks (Fußbekleidung); nur das Kopftuch tragen sie russisch. Prunksucht, Sauberkeit und Reichtum

in der Kleidung und in der Ausschmückung der Hütte bildet eine Gewohnheit, ein Bedürfnis ihres Lebens. Im Verkehre mit den Männern genießen die Frauen, besonders aber die Mädchen, vollständige Freiheit. Als der Ursitz des grebenischen Kosakentums gilt das Dorf Nowomlinsk. Hier haben sich mehr als in andern Dörfern die Sitten der alten Grebenen erhalten, und die Frauen dieses Dorfes sind von altersher wegen ihrer Schönheit im ganzen Kaukasus berühmt. Den Lebensunterhalt der Kosaken bilden die Weinberge und Fruchtgärten, die Melonen- und Kürbissfelder, der Fischfang, die Jagd, die Mais- und Hirsesaat und die Kriegsbeute.

Das Kosakendorf Nowomlinsk liegt drei Werst vom Terek entfernt und ist durch einen dichten Wald von ihm getrennt. An der einen Seite der Straße, die durch das Dorf führt, ist ein Fluß; an der andern sieht man grüne Wein- und Fruchtgärten und die Treibsanddünen der nogaischen Steppe. Das Dorf ist von einem Erdwalle und einer Stachdornhecke umgeben. Die Thore, durch die man in das Dorf hinein- und aus ihm herausfährt, haben hohe Flügel und ein kleines Schilfdach. Neben ihnen steht eine Kanone auf einer hölzernen Lafette, ein Ungetüm, das die Kosaken einmal erbeutet haben, und aus dem seit hundert Jahren kein Schuß abgefeuert worden ist. Ein Kosak in Uniform und Flinte steht an dem

Thore auf Wache oder auch nicht, macht vor dem Offizier, der vorübergeht, Front oder auch nicht. Unter dem Dache des Thores steht mit schwarzer Schrift auf einer weißen Tafel: Häuser 266. Männliche Seelen 897, weibliche 1012. Die Häuser der Kosaken erheben sich alle auf Pfeilern von einer Elle Höhe oder mehr, sind sauber, mit Schilf gedeckt und haben hohe Giebel. Sie sind alle, wenn nicht neu, so doch gerade, sauber, mit mannigfaltigen hohen Treppen versehen und kleben nicht eines am andern, sondern liegen frei und malerisch in den breiten Straßen und Quergassen. Vor den hellen, großen Fenstern vieler Häuser erheben sich hinter Zäunen dunkelgrüne Lindenbäume, zarte, hellblättrige Akazien mit ihren weißen, duftigen Zweigen über die Hütten und gleich daneben die lebhaft glänzenden Sonnenblumen und die verschlungenen Ranken der Feldnelke und des Weins. Auf dem großen Platze sieht man drei Läden mit bunter Ware, Sonnenblumenkernen, Schoten und Pfefferkuchen; und hinter einem hohen Zaun ragt aus der alten Lindenallee, größer und höher als alle andern, das Haus des Regiments-Kommandeurs mit den Flügel Fenstern hervor. Menschen sieht man besonders im Sommer an Wochentagen wenig in den Straßen des Dorfes. Die Kosaken sind im Dienst: auf der Grenzwahe und auf Kriegszügen; die Alten auf der Jagd, beim Fischfang oder mit den Weibern bei der Arbeit in

Garten und Feld, nur die ganz Alten, die Kinder und die Kranken bleiben zu Hause.



Es war einer jener schönen Abende, wie sie nur im Kaukasus vorkommen. Die Sonne war hinter den Bergen untergegangen, aber es war noch hell. Die Abendröte stand an einem Drittel des Himmels, und in ihrem Schein hoben sich die Bergriesen in matten Umrissen ab. Die Luft war dünn, unbeweglich, lautlos, die Berge warfen ihre langen Schatten weit in die Steppe. In der Steppe, jenseits des Flusses, auf den Straßen — überall war es menschenleer. Sieht man hie und da einmal Berittene, so blicken schon die Kosaken von der Grenzwahe und die Tschetschenzen aus dem Aul mit Verwunderung und Neugier die Reiter an und suchen zu erraten, wer wohl diese bösen Menschen sein könnten. Wenn der Abend kommt, flüchten sich diese Menschen aus Furcht voreinander in ihre Wohnungen, und nur das Tier und der Vogel streift frei, ohne Furcht vor dem Menschen, über diese Wüste dahin. Aus den Gärten eilen, noch ehe die Sonne untergegangen ist, die Kosakenfrauen unter munterem Geplauder nach vollbrachter Arbeit heim. Und in den Gärten wird es öde, wie in der ganzen Gegend; aber dafür wird das Dorf um die Abendstunde lebendig.

Von allen Seiten kommen die Menschen in's Dorf: zu Fuß, zu Pferd, auf knarrenden Wagen. Die Mädchen in gestickten Hemden kommen unter lustigem Geschwätz, die Ruten in der Hand, durch das Thor dem Vieh entgegen, das sich in einer Wolke von Rauch und Mücken, die es aus der Steppe mitschleppt, hin und her drängt. Die satten Kühe und Büffel ziehen durch die Straßen, und die Kosakenmädchen schlendern zwischen ihnen in den bunten Beschmets hin und her. Ihr lautes Geplauder, ihr fröhliches Lachen und Jauchzen unterbricht das Gebrüll des Viehs. Dort kommt ein beurlaubter Kosak, bewaffnet, auf seine Hütte zugeritten. Er neigt sich zum Fenster und klopft an die Scheibe. Gleich erscheint ein hübscher, junger Frauenkopf und spricht liebevolle und freundliche Worte. Dort kommt ein stämmiger, zerlumpter nogaischer Arbeiter mit Schilf aus der Steppe hereingefahren, er wendet den knarrenden Wagen auf dem großen Hofe des Auls um, nimmt den Ochsen, die ihren Kopf hin und her bewegen, das Joch ab und begrüßt den Hauswirt tatarisch. An der Pfütze, die fast die ganze Straße einnimmt, und an welcher die Leute seit Jahren, mühsam an den Zaun gedrückt, vorübergehen, zwingt sich eine barfüßige Kosakenfrau mit einem Holzbündel auf dem Rücken hindurch. Sie hat ihr Hemd hoch über die weißen Füße gehoben, und ein heimkehrender Jäger ruft ihr scherzend zu: „Höher, höher, scham-

haftes Mädchen," und zielt nach ihr; die Kosakenfrau läßt das Hemd los und verliert ihr Holz. Ein alter Kosak, mit aufgeschürzter Hose und offener, graubehaarter Brust, kommt vom Fischfang heim. Er trägt auf dem Rücken, im Netz, noch zappelnde, silbergraue Fetheringe, kriecht, um sich den Weg zu verkürzen, durch den verfallenen Zaun des Nachbars und zerreißt sich dabei den Kittel. Dort schleppt ein altes Weib einen trockenen Baumstumpf, und um die Erde hört man Axtstöße. Die Kosakenkinder kreischen und treiben auf den Straßen, wo nur ein glattes Plätzchen ist, ihre Kreisel. Weiber klettern, um den Weg zu verkürzen, über die Zäune. Aus allen Schornsteinen steigt der duftige Rauch des Kuhmistes. Auf allen Höfen hört man ein lebhafteres Treiben, wie es der Stille der Nacht vorherzugehen pflegt.

Mutter Ulitka, die Frau des Fähnrichs und Schullehrers, ist, wie die anderen, vor das Thor ihrer Hauses getreten. Sie erwartet das Vieh, das ihr Mädchen Marianka auf der Straße herantreibt. Sie hat kaum den Zaun öffnen können, als eine riesige Büffelkuh, von Mäuden umschwärmt, brüllend durch das Thor bricht; ihr folgen langsam die satten Kühe, die mit ihren großen Augen der Hausherrin ihre Huldigung darzubringen scheinen und sich gleichmäßig mit den Schwänzen die Hüften schlagen. Die schlanke, hübsche Marianka kommt zum Thor herein. Sie

wirft ihre Rute fort, schließt den Zaun und jagt ausgelassen das Vieh auseinander in den Hof hinein. „Zieh das Schuhzeug aus, Teufelsmädel, ruft die Mutter, deine Tschuwjaks sind ganz abgetreten.“ Marianka fühlt sich keineswegs durch den Beinamen „Teufelsmädel“ gekränkt, sie nimmt diese Worte als eine Liebkosung hin und setzt fröhlich ihre Arbeit fort. Mariankas Gesicht steckt in einem Kopftuch, sie trägt ein rosa Hemd und ein grünes Beschmet. Sie verschwindet hinter dem Schuppen des Hofes, indem sie dem fetten, kräftigen Vieh folgt, und aus dem Stall ertönt ihre Stimme, wie sie zärtlich der Büffelkuh zuredet: „Kannst nicht ruhig stehen! Ach, so stehe doch, Herzchen! . . .“ Bald geht das Mädchen mit der Alten aus dem Stall in die Milchammer, und beide tragen zwei große Töpfe Milch — den Ertrag des heutigen Tages. Aus dem irdenen Schornstein steigt bald der Rauch des Kuhmistes auf; die Milch wird zu Rahm verarbeitet; das Mädchen schürt das Feuer, die Alte geht vor das Thor. Schon lagert die Dämmerung über dem Dorfe. Die Luft ist ganz von dem Geruch des Gemüses, des Viehs und dem duftigen Rauche des Kuhmistes erfüllt. An den Thoren und auf den Straßen rennen Kosakenweiber hin und her und tragen in den Händen brennende Lappen. Auf dem Hofe hört man das Keuchen und das ruhige Wiederkäuen des arbeitslosen Viehes, nur



die Stimmen von Frauen und Kindern unterhalten sich auf dem Hofe und in den Straßen. An Wochentagen hört man manchmal, wenn auch selten, die trunksene Stimme eines Mannes.

Eine von den Kosafinnen, eine alte, hochgewachsene Frau von männlichem Aussehen kommt von dem gegenüberliegenden Gehöfte an Frau Ulitka heran und bittet um Feuer; sie hat einen Lappen in der Hand.

Nun, Mutter, fertig? sagt sie.

Das Mädchen heizt. Braucht Ihr Feuer? sagt Mutter Ulitka, stolz darauf, einen Dienst erweisen zu können.

Die beiden Kosakenfrauen gehen in's Haus hinein; ihre groben Hände, nicht gewohnt, mit kleinen Gegenständen zu hantieren, reißen zitternd den Dedel von der kostbaren Schachtel mit Streichhölzern herab, die im Kaukasus eine Seltenheit sind. Die fremde Kosakenfrau mit dem männlichen Aussehen läßt sich auf die Bank nieder. Sie hat offenbar die Absicht zu plaudern.

Deiner ist wohl in der Schule, Mutter? fragt die Fremde.

Immer unterrichtet er die Kinder, Mutter. Er hat geschrieben, daß er zu den Feiertagen kommt, sagt die Fähnrichsfrau.

Er ist wirklich ein gescheiter Mensch; hat alles seinen Nutzen.

Gewiß, 's hat seinen Nutzen.

Und mein Lukascha ist an der Grenzwache und darf nicht nach Hause, sagt die Fremde, obgleich die Fähnrichsfrau das längst weiß. Sie hat das Bedürfnis, über ihren Lukascha zu sprechen, der eben erst zu den Kosaken gegangen ist, und den sie gern mit Mariana, der Tochter des Fähnrichs, verheiraten möchte.

Und immer liegt er in der Grenzwache?

Ja, Mutter, seit den Feiertagen ist er nicht hier gewesen. In diesen Tagen habe ich ihm durch Fomuschkin Hemden geschickt. Er sagt, es geht ihm gut, die Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden. Sie sind wieder auf der Suche nach Abreken. Lukascha, sagt er, ist heiteren und frohen Muts.

Nun, Gott sei Dank, sagt die Fähnrichsfrau, ein Reißer, mit einem Wort.

Lukascha hatte den Beinamen „der Reißer“ wegen seiner Kühnheit, weil er ein Kosakenkind aus dem Wasser gezogen, den Wellen entrissen hatte, und die Fähnrichsfrau erinnerte daran, um ihrerseits Lukaschas Mutter etwas Angenehmes zu sagen.

Ich danke Gott, Mutter, ein guter Sohn; ein tüchtiger Junge, alle loben ihn, sagt Lukaschas Mutter. Wenn ich ihn erst verheiratet hätte, würde ich ruhig sterben.

Nun, fehlt es etwa an Mädchen im Dorfe?

antwortet die schlaue Fähnrichsfrau, indem sie sorgfältig mit ihrer rauhen Hand den Deckel auf die Streichholzschachtel schiebt.

Genug, Mutter, genug, bemerkt Lukaschkas Mutter und wiegt den Kopf hin und her, aber dein Mädchen, die Marianuschka, das nenne ich ein Mädchen. So eine findet man im ganzen Dorf nicht wieder.

Die Fähnrichsfrau weiß, welche Absichten Lukaschkas Mutter hat, und obgleich sie Lukaschka für einen tüchtigen Kosaken hält, weicht sie doch diesem Gespräche aus, erstens weil sie Fähnrichsfrau und reich, Lukaschka aber der Sohn eines einfachen Kosaken und ein Waisenkind ist; zweitens weil sie sich nicht sobald von ihrer Tochter trennen möchte; hauptsächlich aber, weil der Anstand das erfordert.

Nun, wenn Marianuschka heranwächst, wird sie auch ein prächtiges Mädchen sein — sagt sie zurückhaltend und bescheiden.

Dann schide ich die Freier, ja, ich schide sie, wenn wir erst die Gärten bestellt haben, dann kommen wir und machen dir unsre Aufwartung, sagt Lukaschkas Mutter, dann machen wir Ilya Wassiljewitsch unsre Aufwartung.

Wozu Ilya? sagt die Fähnrichsfrau stolz, mit mir müßt ihr reden. Kommt Zeit, kommt Rat.

Lukaschkas Mutter liest in den strengen Zügen

der Fährichsfrau, daß es nicht ratsam sei, das Gespräch fortzusetzen. Sie zündet mit einem Streichholz den Lappen an, erhebt sich von ihrem Platze und sagt: Vergiß nicht, Mutter, gedenke dieser Worte. Ich gehe, ich muß einheizen, fügte sie hinzu.

Während sie über die Straße geht und mit gestrecktem Arm den glimmenden Lappen schwenkt, kommt ihr Mariana entgegen und begrüßt sie.

„Hübsch wie eine Fürstin, und eine Arbeiterin ist das Mädchen! denkt sie, während sie ihre Schönheit bewundert. — Wozu soll die noch wachsen? Es ist Zeit, daß sie heiratet und in ein gutes Haus, Lufascha muß sie heiraten.“

Mutter Mitka aber hat ihre eigenen Gedanken; sie ist auf der Schwelle sitzen geblieben und sitzt da, in ernstes Nachsinnen versunken, bis ihre Tochter sie ruft.



Die männliche Bevölkerung des Dorfes bringt ihr Leben auf Kriegszügen, auf den Grenzwachen oder, wie es die Kosaken nennen, Posten zu. Lufascha der Reißer, eben der, von dem die Frauen im Dorfe gesprochen hatten, stand gegen Abend auf dem Wachturme des Postens von Nischne-Protozk. Der Posten von Nischne-Protozk lag unmittelbar am Ufer des Terek. Er hatte sich an

das Geländer des Turmes gelehnt und schaute mit gerunzelter Stirn hinaus in die Ferne jenseit des Tereſ und hinunter zu den Kameraden und plauderte von Zeit zu Zeit mit ihnen. Die Sonne näherte sich schon dem Schneegipfel, der über den krausen Wolken weiß glänzend hervorschimerte. Die Wolken, die am Fuße des Berges lagerten, nahmen immer dunklere Schatten an, die Abendluft war klar und durchsichtig. Aus dem dichten Urwald wehte es frisch herüber. Bei dem Posten aber war es noch heiß. Die Stimmen der Kosaken hallten, von der Luft getragen, klangvoll wieder, der braune, reißende Tereſ hob sich mit seiner ganzen beweglichen Fülle scharf von den unbeweglichen Ufern ab. Er war im Fallen, und hie und da schimmerte an den Ufern und auf Sandbänken dunkler Sand hindurch. Am jenseitigen Ufer, gerade gegenüber der Grenzwache, war alles öde; nur niedriges Steppenschilf zog sich endlos bis an die Berge hin. Ein wenig seitwärts sah man an dem niedrigen Ufer die Lehmhütten, die flachen Dächer und die trichterförmigen Schornsteine eines Tschetschenzen-Uuls. Die scharfen Augen des Kosaken, der auf dem Turme stand, verfolgten durch den Abendrauch des friedlichen Dorfes die schwankenden Gestalten der in weiter Ferne sichtbaren Tschentschenzenfrauen in ihren blauen und roten Kleidern.

Obgleich die Kosaken allstündlich den Über-

gang und Überfall der Abrefen*) von der tatarischen Seite her erwarteten, den man besonders im Mai befürchten konnte, — wo der Wald am Terekufer so dicht ist, daß ein Fußgänger schwer hindurchkommt, und der Fluß so seicht, daß man ihn an vielen Stellen durchwaten kann, und obgleich vor zwei Tagen ein Kosak von dem Regiments-Kommandeur ein Rundschreiben gebracht hatte, in dem es hieß, daß nach den Angaben der Rundschaster ein Häuflein von acht Mann die Absicht habe, über den Terek zu setzen, und darum besondere Vorsicht empfohlen ward — beobachtete man auf der ganzen Wache doch keine besondere Vorsicht. Die Kosaken beschäftigten sich wie zu Hause, ohne ihre Pferde zu satteln, ohne sich zu bewaffnen, der eine mit Fischfang, der andre mit Zechen, der dritte mit der Jagd. Nur das Pferd des Wachhabenden schritt gesattelt und gezäumt durch das Gebüsch am Waldrand, und nur der Kosak auf dem Turme trug Waffenrock, Flinte und Säbel. Der Unteroffizier, ein hochgewachsener, hagerer Kosak mit einem außerordentlich langen Rücken und kleinen Füßen und Händen, saß, nur im aufgeknöpften Beschmet, auf dem Erdhügel des Häuschens, hielt mit dem Ausdruck obrigkeitlicher Trägheit und Langweile die Augen geschlossen und

*) Abrefen nennt man die unruhigen Tschetschenzen, die auf die russische Seite des Terek hinüberkommen, um zu stehlen oder zu rauben.

wiegte den Kopf in den Händen hin und her. Ein bejahrter Kosak mit einem breiten, ergrauenden schwarzen Barte lag, im bloßen Hemd, das er mit einem schwarzen Riemen gegürtet hatte, dicht am Wasser und schaute träg auf den eiförmig rauschenden, strudelreichen Terek. Die andern waren ebenfalls von der Hitze erschöpft und hatten sich halb entkleidet; der eine spülte Wäsche im Terek, ein anderer flocht einen Zügel, ein dritter lag auf der Erde in dem glühenden Sande des Ufers und summt ein Lied vor sich hin. Einer von den Kosaken mit einem mageren, dunkel gebräunten Gesicht, lag, offenbar viehisch betrunken, auf dem Rücken an der einen Wand der Hütte, die vor zwei Stunden noch Schatten gehabt hatte, auf die aber jetzt die schrägen Strahlen der Sonne stechend herabfielen.

Lufascha, der auf dem Wachturme stand, war ein hochgewachsener, hübscher Bursche von etwa zwanzig Jahren und seiner Mutter sehr ähnlich. Seine Züge und seine ganze Gestalt drückten trotz seines jugendlich-linkischen Wesens große körperliche und moralische Kraft aus. Obgleich er erst vor kurzem eingereist war, konnte man doch an dem stolzen Ausdruck seines Gesichts und dem ruhigen Selbstbewußtsein seiner Haltung erkennen, daß es ihm schon gelungen war, die den Kosaken, wie allen Deuten, die beständig die Waffen führen, eigene, kriegerische und etwas stolze Haltung an-

zunehmen, daß er ein Kosak war und seinen Wert nicht unterschätzte. Sein breiter Tscherkessenrod war an manchen Stellen zerrissen, die Mütze war nach tschetschenzischer Art in den Nacken geschoben, die Reitstiefel unter die Knie herabgesunken. Seine Kleidung war nicht reich, aber er trug sie mit dem besonderen kosakischen Stolz, der in der Nachahmung der tschetschenzischen Dshigiten besteht. Der echte Dshigit trägt alles breit, alles zerrissen, nachlässig; nur seine Bewaffnung ist reich. Übergetragen, gegürtet und angesteckt ist diese zerrissene Kleidung und diese Bewaffnung auf eine ganz eigenartige Weise, die nicht jedem gegeben ist, und die sofort dem Kosaken und Bergbewohner in die Augen fällt. Lufascha hatte das Aussehen eines solchen Dshigiten. Die Hand auf den Säbel gestützt und mit den Augen zwinkernd schaute er unverwandt hinaus nach dem Uul. Die einzelnen Züge seines Gesichts waren nicht schön, warf man aber einen raschen Blick auf seine stattliche Figur und auf sein kluges Gesicht mit den dunklen Augenbrauen, so mußte man unwillkürlich sagen: Ein schneidiger Bursche!

Was da Weiber und Weiber im Uul herumwimmeln, sagte er mit scharfer Stimme, indem er trüg die weißen Zähne öffnete und sich an niemanden im besonderen wandte.

Nasarfa, der unten lag, erhob sofort hastig den Kopf und bemerkte:

Sie holen gewiß Wasser.

Die müßte man mit einem Flintenschuß aufschrecken, sagte Lufaschka lächelnd. Ei, wie würden sie auseinanderfahren!

Soweit trägt's nicht.

Ach, was! meine trägt so weit. Laß nur erst die Zeit herankommen. An ihrem Feiertag gehe ich zu Girej-Chan zu Gaste, Buse*) trinken — sagte Lufaschka, indem er zornig die Müden abwehrte, die ihn belästigten.

Da lenkte ein Geräusch im Gebüsch die Aufmerksamkeit der Kosaken auf sich. Ein bunter Borstehhund, der einer Spur folgte und eifrig mit seinem glatten Schwanz wedelte, kam auf die Grenzwahe zugelaufen. Lufaschka erkannte in ihm den Hund seines Nachbars, des Jägers, Onkels Jeroschka und erblickte auch gleich hinter ihm im Didicht die herannahende Gestalt des Jägers selbst.

Onkel Jeroschka war ein Kosak von ungeheuer großem Wuchs mit einem schneeweißen langen Barte, breiten Schultern, starker Brust, so daß er im Walde, wo er mit keinem andern Menschen zu vergleichen war, nicht groß erschien — so ebenmäßig waren alle seine starken Gliedmaßen. Er trug einen zerrissenen aufgeschürzten Kittel, an den Füßen mit Schnüren umwundene Porschni**)

*) Buse, im Original Busa, ist tatarisches Bier aus Hirse.

***) Porschni, eine Fußbekleidung aus ungegerbtem Leder, die man nur aufgeweicht anzieht.

aus Hirschleder und auf dem Kopfe ein weißes, zerzaustes Mützchen. Auf dem Rücken trug er über die eine Schulter ein Brustbein (ein Todmittel für die Fasanen) und einen Beutel mit Hühnern und Hühnerknochen zur Anlockung des Habichts; über die andere Schulter trug er an einem Riemen eine getötete Wildkatze; am Gürtel hing ein Beutelchen mit Pulver und Brot und ein Pferdeshwanz, um die Mücken abzuwehren, ein großer Dolch mit alten Blutflecken in einer zerrissenen Scheide und zwei getötete Fasanen. Er sah zur Grenzwache hinauf und blieb stehen.

He, Djam! rief er seinem Hunde in so volltönendem Basse zu, daß das Echo im fernen Walde wiederhallte; dann warf er ein ungeheures Pistongewehr, das die Kosaken „Flinte“ nennen, über die Schulter und lüftete die Mütze.

Guten Tag, liebe Leute, he! — wandte er sich an die Kosaken mit derselben kräftigen und heiteren Stimme. Er sprach ohne jede Anstrengung, aber doch so laut, als rief er jemandem zu, der am andern Ufer des Flusses stand.

Guten Tag, Onkel, guten Tag! ließen sich munter von allen Seiten die Stimmen der jungen Kosaken vernehmen.

Was habt ihr erlebt? Erzählt! schrie Onkel Jeroschka und wischte sich mit dem Ärmel des Tscherkessenrocks den Schweiß von dem roten, breiten Gesicht.

Hör', Onkel, was da auf der Platane für ein Habicht wohnt! Sobald der Abend kommt, schwingt er sich in die Luft, sagte Nasarka und zwinkerte dabei mit den Augen und zuckte mit Händen und Füßen.

Ach du, sagte der Alte gleichgültig.

Wahrhaftig, Onkel, du solltest lauern, bestätigte Nasarka lachend.

Die Kosaken lachten.

Der Spaßvogel hatte gar keinen Habicht gesehen; aber bei den jungen Kosaken von der Grenz- wache herrschte längst die Gewohnheit, Onkel Jeroschka zu hänseln und zu necken, so oft er zu ihnen kam.

Ach, du Dummkopf, sagte Lukaschka vom Turm herunter zu Nasarka, du, immer mit deinem leeren Geschwätz.

Sofort verstummte Nasarka.

Ich will also lauern, gut. Ich laure zur größten Freude aller Kosaken. — Aber habt ihr Eber gesehen?

Eber sehen, meinst, das ist so leicht? sagte der Unteroffizier, dem es Freude machte, sich zerstreuen zu können. Er lehnte sich zurück und kratzte sich mit beiden Händen seinen langen Rücken. — Hier heißt's Abreken fangen und nicht Eber. Hast du nichts gehört, Onkel? wie? fügte er hinzu und zwinkerte ohne Ursache mit den Augen und zeigte seine weißen Zähne.

Abrefen? sagte der Alte, nein, ich habe nichts gehört, aber giebt's Most? Trinken wir, guter Freund. Wahrhaftig, ich bin erschöpft. Ich bringe dir auch frischen, sollst sehen, wahrhaftig, ich bringe dir welchen. Gieb her, fügte er hinzu.

Was willst du? Willst hier lauern oder was? fragte der Unteroffizier, als hätte er nicht gehört, was jener gesagt hatte.

Eine Nacht wollte ich lauern, antwortete Onkel Jeroschka, vielleicht giebt Gott, daß ich zum Feiertag etwas schieße; dann gebe ich auch dir etwas ab, wahrhaftig.

Onkel, hör' Onkel, schrie Luka scharf von oben herunter, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und alle Kosaken blickten zu ihm hinauf. Geh' zum obern Bach, da sind große Herden. Ich lüge wahrhaftig nicht. Neulich hat einer der Unsrigen einen erlegt, ich sage die Wahrheit, fügte er hinzu, indem er die Flinte auf dem Rücken zurecht rüdte, in einem Tone, dem man anmerkte, daß er nicht scherzte.

Ah, Luka der Reißer ist hier, sagte der Alte und blickte hinauf.

An welcher Stelle hat er geschossen?

Und du hast es nicht einmal gesehen! Bist wohl zu klein? sagte Lukaschka. — Dicht am Graben, fügte er ernst hinzu und schüttelte den Kopf. — Wir gingen so am Graben hin. Da fängt's an zu knistern. Ich hatte meine Flinte

im Futteral. Njaska schießt los . . . Ich will dir den Ort zeigen, Onkel, es ist nicht weit; warte nur, ich kenne alle seine Wege . . . Onkel Mossow, sagte er entschieden, fast befehlend zu dem Unteroffizier, 's ist Zeit zur Ablösung, nahm seine Flinte und stieg, ohne einen neuen Befehl abzuwarten, vom Turme herab.

Komm herunter, sagte der Unteroffizier hinterher und sah sich nach allen Seiten um. Du hast die Wache, nicht wahr, Gurka? Geh! Dein Lukascha ist ein geschickter Mensch geworden, fügte der Unteroffizier, zu dem Alten gewandt, hinzu. Wie du, ist er immer auf den Beinen, kann nicht zu Hause sitzen; neulich hat er einen erlegt.



Die Sonne war schon untergegangen, und die Schatten der Nacht zogen eilig vom Walde herauf. Die Kosaken waren mit ihrer Arbeit an der Grenz- wache fertig und versammelten sich zum Abend- essen unter ihrem Dache. Nur der Alte blieb noch unter der Platane; immer noch erwartete er den Habicht und zog das Brustbein an dem Schnürchen hin und her. Der Habicht saß auf dem Baum, schoß aber nicht auf den Lohvogel herab. Lu- kascha legte langsam im tiefsten Dickicht der Büsche auf der Fasanenspur Schlingen, um die Fasane zu fangen, und sang ein Lied nach dem andern.

Trotz seines hohen Wuchses und seiner großen Hand ging ihm doch jede Arbeit, grob oder fein, wie man sehen konnte, leicht von statten.

He, Luka! rief ihm aus dem nahen Didicht gellend Nasarkas kräftige Stimme zu, die Kosaken sind zum Abendessen gegangen.

Nasarka trat mit einem wilden Fasan unter dem Arme aus dem Gebüsch heraus auf den schmalen Pfad.

Oh, sagte Lukascha in leiserem Tone, wo hast du den Fasan hergenommen? Meine Schlinge muß . . .

Nasarka war ein Altersgenosse Lukaschas und war auch erst seit dem Frühling bei den Soldaten.

Er war ein häßlicher, hagerer, schwächlicher Bursche mit einer weinerlichen Stimme, die das Ohr unangenehm berührte. Er war Lukas Nachbar und Kamerad. Lukascha saß auf tatarische Art auf dem Rasen und legte die Schlingen zurecht.

Ich weiß nicht, wem er gehört, vielleicht ist es deiner?

Hinter der Grube, nicht wahr? Bei der Platane? Das ist mein Hahn, ich habe gestern die Schlinge gelegt.

Lukascha erhob sich und betrachtete den gefangenen Hahn. Er strich ihm mit der Hand über den dunkelblauen Kopf, den der Hahn erschrocken ausstreckte, wobei er die Augen verdrehte, und nahm ihn in die Hand.

Heute wollen wir Pilaf machen; geh', schlachte und rupfe ihn.

Sag', wollen wir ihn allein essen oder dem Unteroffizier davon abgeben?

Der hat schon genug.

Ich fürchte mich, ihn zu schlachten, sagte Nasarka.

Gieb her.

Lukascha zog sein Messerchen unter dem Dolche hervor und that einen raschen Schnitt. Der Hahn schüttelte sich. Aber er konnte nicht mehr die Flügel auseinander schlagen, sein blutender Kopf sank leblos zurück.

Siehst du, wie's gemacht wird? sagte Luka und warf den Hahn hin. Das wird einen fetten Pilaf geben.

Nasarka schauerte zusammen, als er den Hahn ansah.

Hör', Luka, der Teufel wird uns wieder auf gedeckten Posten schiden, fügte er hinzu, indem er den Fasanen aufhob. Unter dem Teufel verstand er den Unteroffizier.

Tomuschkin hat er nach Most geschickt. Der ist an der Reihe. Jede Nacht müssen wir dran! Immer verfällt er auf uns.

Lukascha ging pfeifend die Grenzwache entlang.

Reich' mir den Strid! schrie er.

Nasarka gehorchte.

Ich sag's ihm heute, wahrhaftig, ich sag's ihm, fuhr Nasarka fort.

Wir sagen, wir gehen nicht, wir sind müde, und damit gut!

Sag' du's, wahrhaftig! Auf dich wird er hören. Das wäre noch!

Sieh nur, was der schwätzt, sagte Luka, der offenbar an etwas ganz anderes dachte. — Unsinn! Ja, wenn er uns aus dem Standort nachts hinausjagte, das wäre ärgerlich. Da hat man sein Vergnügen, aber hier? Ob auf der Grenzwahe oder auf gedecktem Posten — das ist einerlei. Ach du!

Kommst du nach dem Standort?

Zum Feiertag komme ich hin.

Gurka sagt, deine Dunajka geht mit Fomuschkin, sagte plötzlich Nasarka.

Der Teufel soll sie holen, antwortete Luka und zeigte seine weißen Zähne, ohne aber dabei zu lachen. — Finde ich etwa keine andere?

Was hat doch Gurka erzählt? Er kam, sagt er, zu ihr. Ihr Mann ist nicht da. Fomuschkin setzt sich und ißt Piroggen. Er sitzt eine Weile, dann geht er. Und wie er am Fenster vorbeikommt, hört er, wie sie sagt: Nun ist er fort, der Teufel . . . Warum ißt du den Pirogg nicht, Liebster? Und zur Nacht, sagt sie, geh' nicht nach Hause. Und er sagt zum Fenster hinauf: Vortrefflich.

Lügst du?

Wahrhaftig, bei Gott!

Lufaschka verstummte. — Hat sie einen andern gefunden, so hol' sie der Teufel! Giebt's nicht Mädchen genug? Sie ist mir ohnehin schon überdrüssig geworden.

Siehst du, was du für ein Teufel bist, sagte Nasarka. Du müßtest dich an die Marianka, an die Fähnrichstochter heranmachen. Geht die noch mit niemandem?

Lufa machte ein finsternes Gesicht.— Marianka? Einerlei! sagte er.

Nun ja, versuch's nur . . .

Was glaubst du? Giebt's nicht genug im Orte?

Und Lufaschka begann wieder zu pfeifen, ging die Grenzwache auf und nieder und riß Blätter von den Zweigen. Im Gebüsch blieb er plötzlich stehen. Er hatte ein glattes Bäumchen bemerkt. Er zog sein Messer unter dem Dolche hervor und schnitt es ab. — Das giebt einen Lade- stoc, sagte er und ließ die Rute durch die Luft sausen.

Die Kosaken saßen beim Abendessen in dem getünchten Flur der Grenzwache auf dem irdenen Fußboden um ein niedriges Tischchen herum. Da kam das Gespräch auf die Reihenfolge bei dem gedeckten Posten.

Wer soll denn heute gehen? schrie einer von

den Kosaken, an den Unteroffizier gewandt, durch die offene Thür des Hauses.

Ja, wer soll gehen? antwortete der Unteroffizier. Onkel Burlak war schon dran, Fomuschkin war schon dran — sagte er nicht ganz sicher. — Geht ihr! Was? Du und Nasarka, wandte er sich an Luka — auch Jerguschow kann mitgehen; er hat wohl schon ausgeschlafen?

Du schläfst dich doch nicht aus, wie soll er es denn? sagte Nasarka mit halblauter Stimme.

Die Kosaken lachten.

Jerguschow war der Kosak, der betrunken vor dem Hause geschlafen hatte. Eben kam er schwankend und sich die Augen reibend in den Flur.

Lukascha hatte sich in diesem Augenblicke erhoben und machte seine Flinte zurecht.

Und gehet rascher! Eßt und geht! Und ohne ein Wort der Zustimmung abzuwarten, schloß er die Thür. Er hatte offenbar wenig Vertrauen zu dem Gehorsam der Kosaken. — Wäre nicht der Befehl gekommen, hätte ich sie nicht geschickt. So aber kann der Hauptmann kommen. Es sollen acht Abreken übergeseht sein.

Nun, da heißt's gehen, sagte Jerguschow, Ordnung muß sein! So geht's in solcher Zeit. Da heißt's gehen, sage ich.

Lukascha, der mit beiden Händen ein großes Stück Fasan hielt und bald den Unteroffizier, bald Nasarka ansah, schien indessen vollständig



gleichgültig gegen alles zu sein, was vorging, und lachte über beide. Die Kosaken hatten noch nicht Zeit gehabt, auf den gedeckten Posten auszurücken, als Onkel Jeroschtsa, der bis in die tiefe Nacht hinein vergeblich unter der Platane gesessen hatte, in den dunklen Flur trat.

Nun Kinder, erdröhnte sein Baß in dem niedrigen Flur und übertönte alle anderen Stimmen, ich gehe auch mit. Ihr lauert auf die Tschetschenzen, ich auf die Eber.



Es war schon völlig dunkel, als Onkel Jeroschtsa und die drei Kosaken von der Grenzwache in Filzmänteln, die Flinte auf dem Rücken, den Terek entlang auf den Platz zuschritten, der für den gedeckten Posten bestimmt war. Nasarka hatte durchaus nicht gehen wollen, Luka aber schrie ihn an, und sie machten sich frisch auf den Weg. Schweigend waren die Kosaken eine kurze Strecke gegangen, dann bogen sie vom Graben ab und gingen auf einem kaum wahrnehmbaren Pfade durch das Schilf bis an den Terek. Am Ufer lag ein dicker schwarzer Balken, den das Wasser herangespült hatte, und das Schilf um den Balken herum war frisch niedergedrückt.

Wie? sollen wir hier lauern? fragte Nasarka.

Ach wo denn? sagte Lukaschtsa, setz' dich hierher,

ich komme sofort zurück, ich will nur dem Onkel die Stelle zeigen. Hier ist der beste Platz, wir sehen alles und können nicht gesehen werden, sagte Jerguschow, lauern wir hier, es ist der vorzüglichste Platz.

Masarka und Jerguschow breiteten die Filzmäntel aus und legten sich hinter dem Balken nieder. Lukascha und Onkel Jeroscha gingen weiter.

Hier in der Nähe, Onkel, sagte Lukascha, der kaum hörbar dem Alten voranschritt, ich zeige dir, wo sie hinübergangen sind. Niemand außer mir weiß das.

Zeig' mir's. Du bist ein tüchtiger Bursche, Reifer, antwortete der Alte ebenfalls leise.

Nach wenigen Schritten blieb Lukascha stehen, beugte sich über eine Pfühe und pfiß. Siehst du, hier sind sie zur Tränke vorübergangen, sagte er kaum hörbar und zeigte auf die frischen Spuren.

Der Heiland beschütze dich, antwortete der Alte. Der Eber muß hinter dem Graben in der Grube sein, geh' du, ich will hierbleiben.

Lukascha zog den Filzmantel höher herauf und ging allein das Ufer entlang zurück, sah scharf um sich, bald nach links auf die Schilfwand, bald auf den Teres, der unten am Ufer rauschte. „Der Tschetschenze muß doch auch aufpassen oder irgendwo umherschleichen,“ dachte er. Plötzlich schauerte er bei einem stärkeren Geräusch und einem Plät-

schern im Wasser zusammen und griff nach der Büchse. Vom Ufer her kam prustend ein Eber gesprungen, und seine schwärzliche Gestalt, die sich einen Augenblick von der glänzenden Wasserfläche abhob, verschwand im Schilf. Luka zog seine Flinte hervor, legte an, hatte aber nicht mehr Zeit zum Schießen — der Eber war im Dickicht verschwunden. Er spie ärgerlich aus und ging weiter. Als er sich dem Orte des verdeckten Postens näherte, blieb er wieder stehen und pfiß leise. Ein Pfiff antwortete ihm, und er näherte sich seinen Kameraden.

Nasarka hatte sich eingehüllt und schlief schon. Jerguschow saß mit untergeschlagenen Beinen da und rückte ein wenig weiter, um Lukascha Platz zu machen.

Wie lustig sieht sich's hier! Wahrhaftig, ein vortrefflicher Platz! sagte er. — Hast du ihn begleitet?

Ich habe ihn zurecht gewiesen, antwortete Lukascha und breitete dabei seinen Pelzmantel aus; und was für einen tüchtigen Eber habe ich eben ganz in der Nähe des Wassers aufgeschreckt! Es muß derselbe sein! Du hast wohl gehört, wie es im Schilf geknistert hat?

Ja, ich habe es knistern hören — ich habe sofort erkannt, daß es das Wild sein muß. Lukascha hat das Tier aufgeschreckt, denke ich, sagte Jerguschow und hüllte sich in seinen Mantel. —

Jetzt will ich einschlafen, fügte er hinzu, wecke mich, wenn der Hahn kräht, denn Ordnung muß sein. Erst will ich schlafen, dann kannst du schlafen, und ich werde lauern — so.

Ich will gar nicht schlafen, ich danke, antwortete Lukascha.

Die Nacht war dunkel, warm und windstill. Nur an der einen Seite des Himmelsgewölbes glänzten Sterne, der andere größere Teil des Firmaments über dem Gebirge war in tiefes Gewölk gehüllt. Die schwarze Wolke, die mit den Bergen in eins verfloß, zog träge ohne Wind weiter und weiter und hob sich scharf mit ihren gezackten Rändern von dem tiefen Sternenhimmel ab. Nur vor sich sah der Kosak den Terek und die Ferne. Im Rücken und zur Seite umgab ihn eine Wand von Schilf. Die Schilfrohre wiegten sich von Zeit zu Zeit, wie es schien, ganz ohne Ursache und rieben sich eines an dem andern. Unten erschienen die schwankenden Bedel wie wollige Zweige eines Baumes auf dem lichten Rande des Himmels, und unmittelbar zu seinen Füßen lag das Ufer, unter dem der Strom rauschte. Weiterhin schimmerte die glänzende bewegliche Masse des bräunlichen Wassers einförmig um die Sandbänke und das Ufer. Noch weiter hin verschwamm alles: Wasser, Ufer und Wolken in undurchdringliche Finsternis. Über die Oberfläche zogen schwarze Schatten dahin, welche das geübte

Augen des Kosaken als Baumstämme erkannte, die von oben herabgeschwommen kamen. Von Zeit zu Zeit nur bezeichnete ein Wetterleuchten, das sich im Wasser wie in einem schwarzen Spiegel wiederpiegelte, die Linie des gegenüberliegenden steilen Ufers. Die einförmigen Stimmen der Nacht, das Rauschen des Schilfs, das Schnarchen der Kosaken, das Summen der Mücken und das Strömen des Wassers wurden nur selten durch einen Schuß in der Ferne, durch den Sturz von Ufersand, durch das Plätschern eines großen Fisches oder durch das Knistern eines Tieres in dem wilden, dichten Wald unterbrochen. Einmal flog eine Eule den Terek entlang, die regelmäßig nach dem zweiten Flügelschlage mit dem einen Flügel an den andern flatschte, unmittelbar über den Häuptern der Kosaken wandte sie sich dem Walde zu und flog auf einen Baum. Nun schlug sie nicht bei jedem zweiten Flügelschlage, sondern bei jedem einzelnen ihre Flügel aneinander, ja, als sie schon auf der alten Platane saß, flatterte sie noch unruhig hin und her. Bei jedem dieser unerwarteten Geräusche spannte der wachende Kosak sein Gehör auf das äußerste an, kniff die Augen zusammen und tastete leise an der Flinte umher.

Der größere Teil der Nacht war verstrichen. Die schwarze Wolke war nach Westen gezogen, aus ihren gezackten Rändern trat der lichte Sternenhimmel hervor, und das gebogene goldene Horn

des Mondes erglänzte rötlich über den Bergen. Ein Frost trat ein. Nasarka erwachte, sprach etwas und schlief wieder ein. Lufascha wurde ungeduldig. Er erhob sich, zog sein Messer unter dem Dolche hervor und schnitt sich eine Rute zum Ladestock zurecht. Tausend Gedanken zogen ihm durch den Sinn: wie dort in den Bergen die Tschetschenzen wohnen, wie die Tapferen nach dem diesseitigen Ufer übersehen, wie sie die Kosaken nicht fürchten und wie sie wohl an anderer Stelle über den Fluß kommen könnten. Und er streckte den Oberkörper vor und spähte den Fluß entlang. Aber nichts war zu sehen. Von Zeit zu Zeit schweifte sein Auge über den Strom und das ferne Ufer, das sich in dem zitternden Lichte des Mondes nur schwach abhob. Er dachte nicht mehr an die Tschetschenzen und wartete nur der Stunde, wo er die Kameraden wecken und nach dem Standort zurückgehen könnte. Im Dorfe sah er Dunajka, sein „Seelchen“, wie die Kosaken die Geliebte nennen. Und er dachte mit Ärger an sie. Die Anzeichen des Morgens traten ein: der silbern schimmernde Nebel über dem Wasser, die jungen Adler, die in der Nähe gellend piffen und mit den Flügeln schlagen. Endlich ertönte weit her vom Dorfe der erste Hahnen schrei, gleich darauf ein zweiter, langgedehnter im Walde. Ein Krähen von allen Seiten antwortete.

„Es ist Zeit, daß ich sie wecke,“ dachte Lu-

Lascha, der seinen Ladestock fertig hatte und nun fühlte, wie ihm die Augen zufielen. Er wandte sich zu den Kameraden und suchte zu bestimmen, wem die Beine gehörten, die da durcheinander lagen. Plötzlich aber war es ihm, als plätscherte etwas auf der andern Seite des Tereß, und noch einmal sah er nach den hellen Bergspitzen zurück, die von der Mondsilber beleuchtet waren, nach dem jenseitigen Ufer, nach dem Tereß und nach den Baumstämmen, die nun deutlich sichtbar den Strom hinabschwammen. Ihm war's, als bewegte er sich, und als wäre der Tereß und die Baumstämme unbeweglich; aber das währte nur einen Augenblick. Wieder schaute er scharf hin. Ein großer schwarzer Baumstamm mit einem Ast fesselte besonders seine Aufmerksamkeit. Wie seltsam! Ohne sich zu drehen, ohne sich hin und her zu bewegen, schwamm dieser Stamm gerade mitten im Flusse. Ja, es schien ihm sogar, als schwimme er nicht mit dem Strome, sondern schneite den Tereß und schwimme auf die Sandbank zu. Lascha streckte den Hals vor und folgte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Baumstamm schwamm auf die Sandbank zu, hielt und machte eine sonderbare Bewegung. Da kam es ihm vor, als werde eine Hand hinter dem Baumstamme sichtbar. „Was, wenn ich den Abreßen allein erschieße?“ dachte er. Er griff nach der Flinte, stellte ohne Überhastung, aber schnell die Stütze hin, legte die Flinte darauf,



spannte ganz leise den Hahn, hielt den Atem ein und zielte mit festem Blick. „Und ich werde sie nicht,“ dachte er, aber das Herz in der Brust pochte ihm so laut, daß er anhielt und horchte. Der Stamm plumpste plötzlich in's Wasser und schwamm, die Wellen teilend, dem diesseitigen Ufer zu. „Nur nicht ent schlüpfen lassen,“ dachte er, und siehe da, im schwachen Lichte des Mondes schaute ein Tatarenkopf über den Stamm hinüber. Er richtete die Flinte gerade auf den Kopf. Er schien ihm ganz nahe, am Ende des Laufes. Er sah darüber weg. „Ja, es ist ein Abreke,“ dachte er freudig, fiel eilig auf die Knie, legte wieder an, ersah sich das Ziel, das ganz nahe am Ende der langen Flinte zu sein schien, und sagte nach einem von Jugend auf gewohnten Kosakenbrauch: „Im Namen des Vaters und des Sohnes.“ Dann drückte er los. Ein Blitz beleuchtete auf einen Augenblick Schilf und Wasser. Der scharfe, kurze Knall schallte über den Fluß und ging in der Ferne in ein Knattern über. Nun schwamm der Baumstamm nicht mehr quer über den Fluß, sondern den Strom hinunter, schwankend und hin und her schaukelnd.

Halt' ihn, sag' ich, schrie Jerguschow, nach seiner Flinte tastend und hinter dem Balken hervorkriechend.

Schweig, Teufel, flüsterte ihm Luka mit zusammengebißnen Zähnen zu, es sind Abreken.



Auf wen hast du geschossen, fragte Nasarka, auf wen hast du geschossen, Lufaschka?

Lufaschka antwortete nicht. Er lud die Flinte und folgte dem schwimmenden Baumstamme. Nach einer kurzen Strecke blieb dieser an einer Sandbank hängen, und hinter ihm erschien etwas Großes, das sich im Wasser hin und her bewegte.

Warum hast du geschossen? Warum sagst du's nicht? wiederholten die Kosaken.

Du hörst doch, die Abreten kommen, wiederholte Lufa.

Er lügt ja! Oder ist die Flinte so losgegangen? . . .

Einen Abreten habe ich erschossen. Sieh, darum habe ich geschossen, sagte Lufaschka mit erregt zitternder Stimme und sprang auf die Beine. — Ein Mensch schwamm dort . . . sagte er und zeigte nach der Sandbank. Ich habe ihn erschossen. Sieh nur hin!

Er lügt, wiederholte Jerguschow und rieb sich die Augen.

Lügt? Sieh hin, hier hin! sagte Lufaschka, faßte ihn bei der Schulter und drückte ihn mit solcher Gewalt nieder, daß Jerguschow aufstöhnte.

Jerguschow sah nach der Richtung, nach welcher Lufa hingewiesen hatte; er bemerkte den Körper und veränderte sofort seinen Ton.

Hm, hm, ich sage dir, es müssen noch andre da sein, sagte er leise und betrachtete seine Flinte.

Das war der Bordermann, entweder sind sie schon hier oder nicht weit vom Ufer drüben. Du kannst mir's glauben.

Lukascha löste seinen Gurt und begann den Eschertessenrod auszuziehen.

Wohin willst du, du Dummkopf? schrie Jerguschow. Wag's nur! Für ein Nichts gibst du dein Leben hin, sage ich dir, hast du ihn erschossen, so läuft er nicht davon. Gib mir Pulver zum Nachschütten. Hast du welches? Nasar, du geh schnell nach der Grenzwahe, aber nicht am Ufer entlang — sonst erschießen sie dich.

Ich soll also allein gehen? Geh doch selbst, sagte Nasarka zornig.

Lukascha nahm den Eschertessenrod und ging auf das Ufer zu.

Kriech' nicht dort herum! Hörst du nicht? sagte Jerguschow, indem er Pulver nachschüttete. — Sieh nur, er rührt sich nicht. Ich sehe schon, es ist nicht mehr lang bis zum Morgen. Warte, bis sie von der Grenzwahe kommen. Geh, Nasar! — eh, was du für Furcht hast! Habe keine Furcht, sag' ich dir.

Luka, — sagte Nasarka — so sag' mir doch, Luka, wie du ihn erschossen hast.

Luka kam jetzt der Gedanke, sofort in's Wasser zu springen.

Geh schnell nach der Grenzwahe, ich bleibe

hier. Befiehlt den Kosaken, Streifzüge auszuführen. Sind sie auf dieser Seite, so müssen wir sie fangen.

Ich sage, sie entkommen, sagte Jerguschow und erhob sich.

Wir müssen sie fangen, gewiß.

Jerguschow und Nasarka standen auf, schlugen ein Kreuz und gingen nach der Grenzwaſche, aber nicht am Ufer entlang, sondern durch das Gebüsch und über den Waldweg.

Nun gieb acht, Luka, rühr' dich nicht, sagte Jerguschow, sonst schlagen sie dich hier tot. Halte die Augen offen, sag' ich dir.

Geh, ich weiß, sagte Luka, betrachtete seine Flinte und setzte sich wieder hinter den Balken nieder.

Lukascha saß allein, spähte hinaus nach der Sandbank und horchte auf, ob die Kosaken kämen; aber es war weit bis zur Grenzwaſche, und die Ungeduld quälte ihn. Er dachte, die Abreken, die mit dem, den er getödtet hatte, gekommen waren, könnten ihm entweichen. Wie er sich über den Eber geärgert hatte, der ihm abends ent schlüpft war, so ärgerte er sich jetzt über die Abreken, die ihm entkommen könnten. Er schaute bald um sich her, bald nach dem Ufer hinaus, in der Erwartung, jeden Augenblick einen Menschen auftauchen zu sehen. Er hatte die Stütze gerichtet und war

schußbereit. Daß auch er erschossen werden konnte, kam ihm gar nicht in den Sinn.



Es begann schon hell zu werden. Der ganze Körper des Tschetschenzen, der an der Sandbank lag und sich kaum bewegte, war jetzt deutlich sichtbar. Plötzlich knisterte ganz in der Nähe des Kosaken das Schilf, Schritte wurden vernehmbar, und die Spitzen des Schilfrohrs bewegten sich. Der Kosak spannte den Hahn auf die zweite Rast und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes.“ — Gleich nach dem Knacken des Hahnes verstummten die Schritte.

He, Kosaken, schießt den Onkel nicht tot, ertönte eine ruhige Bassstimme. Das Schilf teilte sich, und Onkel Jeroschka trat auf ihn zu.

Ich hätte dich beinahe erschossen, bei Gott, sagte Lukaschka.

Was hast du geschossen? fragte der Alte.

Die klangvolle Stimme des Alten, die den Wald und den Fluß entlang ertönte, machte plötzlich die geheimnisvolle Stille der Nacht weichen, die den Kosaken umgab; es war, als wäre es plötzlich heller und klarer geworden.

Du hast nichts gesehen, und ich habe ein Wild geschossen, sagte Lukaschka, indem er den Hahn in



Ruhe setzte und mit unnatürlicher Gemessenheit aufstand.

Der Alte, der nicht aufhörte, in die Ferne zu spähen, sah nun den hell schimmernden Rücken, um den der Teres spielte.

Er schwamm, mit dem Baumstamm auf dem Rücken. Ich habe ihn aber bemerkt Sieh nur hin, da, in den blauen Hosen, eine Flinte ist auch dabei Siehst du was? sagte Luka.

Wie sollte ich's nicht sehen? sagte der Alte gefühlvoll, und Ernst und Strenge sprach aus seinen Zügen. Du hast einen Dshigiten erschossen, sagte er, als ob er Mitleid hätte.

Ich saß so da, sehe hin — was schimmert dort drüben so dunkel? Ich habe es gleich bemerkt, als ob ein Mensch herangekommen und hineingefallen wäre. Merkwürdig! Ein Baumstamm, ein gesunder Baumstamm schwimmt auf dem Wasser, aber nicht mit dem Strome, sondern quer hindurch. Da, schau, wird ein Kopf hinter ihm sichtbar. Wunderbar! Ich folge ihm, aber aus dem Schilf sehe ich nicht recht. Ich erhebe mich, aber das mußte er wohl gehört haben, der Hund, denn er kroch auf die Sandbank und schaute sich um. Da irrst du dich, denke ich. Du entschlüpfst mir nicht. Wie er hervorkam, schaut er sich um. Ich machte die Flinte bereit, rührte mich nicht und wartete. Er stand und stand, dann schwamm er weiter, und wie er hinausschwamm in das

Mondlicht, wird der ganze Rücken sichtbar. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Durch den Rauch sehe ich, wie er zuckt. Er stöhnte auf, oder schien es mir nur so. Nun, Gott sei Dank, denke ich, den habe ich erschossen. Wie er auf die Sandbank kam, konnt' ich alles sehen. Er will aufstehen, aber er hat keine Kraft. Er schlug um, schlug um, dann blieb er liegen. Es ist ganz hell, alles ist zu sehen. Schau hin, er rührt sich nicht. Er ist gewiß verreckt. Die Kosaken sind nach der Grenzwache geeilt, damit die andern nicht entwischen.

Und so hast du ihn gefangen, sagte der Alte. — Weit, Bruder, weit ist's jetzt . . . Und wieder schüttelte er traurig den Kopf. In diesem Augenblick hörte man die Kosaken zu Fuß und zu Pferde unter lautem Gespräch und Knistern der Zweige das Ufer entlang heraufkommen.

Bringen sie ein Boot? rief Luka.

Du bist ein tüchtiger Bursche, Luka, schrie einer von den Kosaken.

Lukascha wartete nicht erst das Wort ab, er begann sich zu entkleiden und ließ seine Beute nicht einen Augenblick aus den Augen.

Warte, Nasarka bringt das Boot, rief der Unteroffizier. Du Narr! er kann lebendig sein — er verstellt sich vielleicht nur . . . Nimm den Dolch mit, rief ein anderer Kosak.

Schwach doch nicht! rief Luka und zog die Hosen

ab. Er war schnell entkleidet, bekreuzte sich, schwang sich auf, sprang mit einem Satz in's Wasser, tauchte unter, teilte kräftig mit seinen weißen Armen die Wellen, hob den Rücken hoch über den Wasserspiegel und schwamm quer durch die Strömung des Terek auf die Sandbank zu. Das Kosakenhäuflein am Ufer plauderte lebhaft durcheinander. Drei Mann ritten aus, um sie zu umzingeln, das Boot erschien an der Biegung. Lukascha stieg auf die Sandbank, beugte sich über den Körper und drehte ihn zweimal herum. „Er ist tot,“ rief Luka mit lauter Stimme herüber.

Der Tschetschenze war in den Kopf getroffen. Er trug eine blaue Hose, ein Hemd und einen Tscherkessenrod. Flinte und Dolch waren über seinen Rücken gebunden, darüber war der große Ast befestigt, der Lukascha anfangs getäuscht hatte.

So ist der Karpfen gefangen, sagte einer aus der Gruppe der Kosaken in dem Augenblicke, wo der Körper des Tschetschenzen im Grase am Ufer niedergelegt wurde.

Und wie gelb er ist, sagte ein anderer.

Wo sind die Unsrigen hingeritten? Sie sind doch alle auf der anderen Seite. Wäre er nicht der Vordermann gewesen, so wäre er nicht so geschwommen. Warum sollte er allein herüberschwimmen? sagte ein dritter.

Er muß sehr gewandt gewesen sein, wenn er allein vorangegangen ist. Der echte Dshigit, sagte

Lufaschka spöttisch, indem er die nassen Kleider am Ufer auswand und ununterbrochen vor Kälte zitterte. Sein Bart ist gefärbt und geschnitten.

Und den Kittel hat er sich im Saß auf den Rücken genommen. Dadurch schwimmt er leichter, sagte jemand.

Höre Lufaschka, sagte der Unteroffizier, der den Dolch und die Flinte, die man dem Toten abgenommen hatte, in Händen hielt, den Dolch und den Kittel nimm du, und für die Flinte hole dir bei mir drei Münzen ab. Sieh, sie hat einen Spalt, fügte er hinzu und blies in den Lauf hinein; mir ist es eine Ehre, sie als Andenken zu bekommen.

Lufaschka sagte kein Wort — diese Bettelei ärgerte ihn augenscheinlich; aber er wußte, daß sich da nichts ändern ließ.

Sieh, was für ein Teufel, sagte er, indem er den Kittel des Tschetschenzen verdrießlich auf die Erde warf. Wenn der Kittel wenigstens etwas wert wäre, aber solch ein Lappen.

Gut genug beim Holzholen, sagte ein anderer Kosak.

Mossew, ich gehe nach Hause, sagte er, der den Ärger offenbar schon vergessen hatte und das dem Vorgesetzten gewährte Geschenk gern selbst verwerten wollte.

Gut, geh.

Schleppt ihn nach der Grenzwahe, Kinder!

sagte der Unteroffizier zu den Kosaken und hörte nicht auf, die Flinte zu betrachten. Es muß auch ein Schutzbach gegen die Sonne über ihn gemacht werden. Vielleicht kommen die aus den Bergen, um ihn auszulösen.

Es ist noch nicht heiß, sagte einer.

Und wenn ihn ein Schakal zerreißt, was hätten wir dann? bemerkte einer der Kosaken.

Wir stellen eine Wache hin, sonst kommen sie ihn auslösen und er ist zerfleischt; das wäre nicht gut.

Nun, Lukascha, mußt du jedenfalls den Kameraden einen Eimer zum besten geben, fügte der Unteroffizier vergnügt hinzu.

Wie es einmal Sitte ist, fielen die Kosaken ein, Gott hat dir Glück gegeben, und du hast mir nichts dir nichts einen Abreken erschossen.

Kauf mir den Dolch und den Kittel ab. Gieb nur so viel als möglich. Auch die Hosen verkaufe ich. Was sollen sie mir? sagte Luka, mir passen sie nicht, der Teufel war mager.

Ein Kosak kaufte den Kittel für eine Münze, für den Dolch gab ein anderer zwei Eimer.

Frisch, Kameraden, ich gebe einen Eimer zum besten, ich hole ihn selbst aus dem Dorfe.

Und die Hosen zerschneidet zu Tüchern für die Mädchen, sagte Nasarka.

Die Kosaken brachen in schallendes Gelächter aus.



Laßt nur das Lachen, wiederholte der Unteroffizier, schleppt den Leichnam fort; das fehlte noch, das Scheusal hier liegen zu lassen!

Wird's nun, schleppt ihn hierher, Kameraden, schrie Lukascha den Kosaken, die sich mürrisch an die Leiche gemacht hatten, in befehlendem Tone zu, und die Kosaken führten seinen Befehl aus, als ob er ihr Vorgesetzter wäre. Sie schleppten die Leiche einige Schritte fort, ließen die Füße, die schwer herabhingen, nachschleifen, legten sie nieder und standen eine Zeitlang schweigend um sie herum. Nasarka trat an die Leiche heran, legte den verschobenen Kopf so zurecht, daß man die blutige runde Wunde an der Schläfe und das Gesicht des Toten sehen konnte. „Sieh, was er ihm für einen Denktettel gegeben hat, gerade in's Gehirn, sagte er, der geht nicht verloren, den erkennen sie bald wieder!“ Niemand antwortete, und wieder flog ein Engel über die Kosaken hin.

Die Sonne war schon hoch emporgestiegen und beleuchtete mit ihren gebrochenen Strahlen das taufrische Gras. Der Terek murmelte nahe in dem erwachten Wald. Die Fasanen begrüßten von allen Seiten den Morgen mit lautem Geschrei. Die Kosaken standen schweigsam und unbeweglich um den Toten herum und betrachteten ihn. Der dunkelbraune Körper, den die dunkler gewordene, nasse blaue Hose, die um den eingefallenen Leib von einem Gurt gehalten wurde, einhüllte, war

wohlgebaut und schön. Die nervigen Hände lagen langgestreckt zu beiden Seiten. Der bläuliche, frisch rasierte, runde Kopf mit der getrockneten Wunde an der Seite lag zurückgebogen, die glatte, sonnenverbrannte Stirn hob sich scharf ab von der geschorenen Kopfhaut. Die gläsernen Augen mit den eingesunkenen Pupillen schienen in die Höhe, über alles hinweg, zu sehen. Auf den dünnen Lippen, die unter dem roten, kurz geschneittenen Schnurrbart hervortraten, schien ein gutmütiges, leichtes Lächeln zu liegen, die kleinen, mit roten Haaren bedeckten Hände hielten die Finger nach innen gebogen, die Nägel waren rot gefärbt. Lukascha stand immer noch ohne Rod da; er war naß, sein Hals war gerötet, und seine Augen glänzten mehr als gewöhnlich, seine breiten Backenknochen zitterten, von seinem weißen, gesunden Körper strömte ein kaum wahrnehmbarer Dampf in die frische Morgenluft.

Er war auch ein Mensch, sagte er, sichtlich mit Gefühl den Toten betrachtend.

Ja, wärst du in seine Hände gefallen, er hätte dich nicht losgelassen, bemerkte einer der Kosaken.

Der Engel war davongeflogen. Die Kosaken kamen in Bewegung und fingen an zu plaudern. Zwei entfernten sich, um Holz zum Zeltbau zu holen. Die anderen gingen zur Grenzwache. Luka und Nasarka liefen eilig in's Dorf.

Eine halbe Stunde gingen Lukascha und Na-

Jarka fast laufend durch den dichten Wald, der den Terek vom Dorfe trennte, nach Hause. Sie plauderten den ganzen Weg.

Du sagst ihr nicht, daß ich dich geschickt habe, merk's wohl; geh hin und schau nach, ob ihr Mann zu Hause ist, sagte Luka mit scharfer Stimme.

Und ich gehe zu Jamka; wir wollen dort lustig sein, nicht wahr? fragte der bescheidene Nasar.

Wann sollten wir denn lustig sein, wenn nicht heute? antwortete Luka.

Als die beiden Kosaken in's Dorf kamen, betrachteten sie sich und schliefen bis zum Abend.



Am dritten Tage nach dem erzählten Ereignis kamen zwei Rotten des kaukasischen Infanterie-Regiments in das Kosakendorf Nowomlinsk.

Der Train der Rotte stand schon abgeschirrt auf dem Platze. Die Köche hatten eine Grube gegraben, von den verschiedenen Höfen herrenlose Klöße herbeigeschleppt und kochten schon die Grütze. Die Feldwebel zählten die Mannschaft. Die Pioniere schlugen Pfähle zum Anbinden der Pferde ein. Die Quartiermeister, die hier zu Hause waren, streiften durch Straßen und Gassen und zeigten den Offizieren und der Mannschaft ihre Quartiere. Hier standen große Kisten in einer geraden Linie, dort Wagen und Pferde, hier Kessel, in denen die

Grüze kochte, dort stand ein Kapitän, ein Leutnant und der Feldwebel Dnissim Michajlowitsch. Und alles dies ging in demselben Standorte vor sich, wo die Rotten nach dem Befehle stehen sollten; die Rotten waren also zu Hause. Warum sie hier stehen? Was für Kosaken das sind? Ob es ihnen angenehm ist, daß sie hier stehen sollen? Ob sie Sektirer sind oder nicht? — darum kümmert sich niemand. Die von der Musterung entlassenen, erschöpften und bestaubten Mannschaften zerstreuen sich lärmend und in Unordnung wie ein Bienenschwarm über Plätze und Straßen. Sie bemerken die Mißstimmung der Kosaken gar nicht. Zu zweien, zu dreien treten sie unter lustigem Geplauder und Waffengeklirr in die Hütten ein, hängen ihre Waffen auf, schnüren ihre Päckchen auseinander und scherzen mit den Weibern. An dem Lieblingsplatz der Soldaten, bei der Grüze, versammelt sich eine große Gruppe; mit dem Pfeifchen im Munde betrachten die Soldaten bald den Rauch, der in die Bergluft emporsteigt und sich oben zu einer weißen Wolke verdichtet, bald das Wachtfeuer, das in der reinen Luft wie flüssiges Glas zittert, wickeln und spötteln über die Kosaken und Kosakenweiber, weil sie ein ganz anderes Leben führen als die Russen. In allen Höfen sieht man Soldaten, hört man ihr Lachen und das verzweifelt gellende Geschrei der Kosakenweiber, die ihre Häuser verteidigen und

kein Wasser und Geschirr hergeben wollen. Die Knaben und Mädchen schmiegen sich an ihre Mütter und drängen sich zusammen; mit Schrecken und Staunen folgen sie jeder Bewegung der Armeesoldaten, die sie noch nie gesehen haben, und laufen in respektvoller Entfernung hinter ihnen her.

Die alten Kosaken kommen aus ihren Häusern hervor, setzen sich auf die Erdhügel und betrachten finster und schweigsam das Treiben der Soldaten, als wäre es ihnen gleichgültig, und als wüßten sie gar nicht, was das alles bedeuten sollte.

Olenin, der bereits seit drei Monaten Junker in dem kaukasischen Regimente war, hatte sein Quartier in einem der besten Häuser des Dorfs bekommen, bei dem Fähnrich Ilja Wassiljewitsch, das heißt bei Mutter Mitka.

Was soll das werden, Dmitrij Andrejewitsch? fragte der erschöpfte Wanjuscha Olenin, der in seinem Tscherkessenrod auf einem Kabardiner, den er in Grosna gekauft hatte, nach fünfzigstündigem Ritt fröhlich in den Hof seines Quartiers einlenkte.

Nun was, Iwan Wassiljewitsch? fragte er, indem er sein Pferd streichelte. Er sah dabei Wanjuscha an, der schweißbedeckt, mit zerzaustem Haar und verstörtem Gesicht das Gepäd heranbrachte und die Sachen abzuladen begann.

Olenin erschien äußerlich als ein ganz anderer Mensch. Statt der rasierten Wangen trug er

einen jungen Schnurr- und Kinnbart, statt des gelben durch das Nachtleben abgesspannten Gesichts zeigte sich jetzt auf seinen Wangen, auf seiner Stirn und hinter den Ohren ein gesundes Rot. Statt des sauberen, neuen schwarzen Fracks trug er einen weißen, schmutzigen Tscherkessenrock mit breiten Aufschlägen und Waffen. Statt des frischgestärkten Hemdes umschloß jetzt der rote Kragen des Beschemts seinen gebräunten Hals. Er war tscherkessisch gekleidet, aber schlecht. Man konnte sofort erkennen, daß er ein Russe und kein Dshigit war. Er hatte alles wie ein Dshigit, und es war doch nicht dasselbe. Davon aber abgesehen, atmete sein ganzes Äußere Gesundheit, Frohsinn und Selbstzufriedenheit.

Ihnen erscheint es lächerlich, sagte Wanjuscha, aber versuchen Sie einmal selbst mit diesem Volke zu sprechen: Sie lassen dich nicht ein, damit fertig. Kein Wort bekommt man von ihnen heraus. Wanjuscha warf zornig den eisernen Eimer gegen die Schwelle. — Das sind keine Russen.

Du solltest dich an den Vorsteher des Standorts wenden.

Ich kenne ja den Ort nicht, antwortete Wanjuscha beleidigt.

Wer beleidigt dich denn? fragte Olenin, sich umschauend.

Hole sie der Teufel . . . Pfui! Der eigentliche Wirt ist nicht da. Auf Fischfang ist er,

heißt es, und die Alte ist solch ein Satan, daß dich Gott behüte, antwortete Wanjuscha und griff sich an den Kopf. — Wie wir hier leben sollen, weiß ich wahrlich nicht. Schlimmer als die Tataren sind sie, bei Gott; die verdienen den Namen Christen nicht. Ein Tatar ist besser. „Auf Fischfang . . .“, schöner Fischfang! schloß Wanjuscha und wandte sich ab.

Was, wie bei uns zu Hause ist's hier nicht? sagte Olenin spöttelnd und ohne vom Pferd zu steigen.

Geben Sie mir, bitte, das Pferd, sagte Wanjuscha, der sichtlich über die neue Ordnung gekränkt war, sich aber doch seinem Schicksal unterwarf.

Ein Tatar ist besser . . . wie, Wanjuscha? wiederholte Olenin, indem er vom Pferde stieg und es auf den Sattel klopfte.

Ja, Sie lachen, Ihnen kommt es lächerlich vor, sagte Wanjuscha mit ärgerlicher Stimme.

Nun, nun, sei nicht böse, Iwan Wassiljewitsch, antwortete Olenin, immer noch lachend. — Laß mich nur zu den Wirtsleuten gehen — du sollst sehen, es wird sich alles machen, und wie prächtig werden wir hier leben! Rege dich nur nicht so auf.

Wanjuscha antwortete nicht, er kniff nur die Augen zusammen, sah mit einem verlegenen Blick seinem Herrn nach und schüttelte den Kopf. Wanjuscha betrachtete Olenin

nur wie einen Herrn, und Olenin Wanjuscha nur wie einen Diener, und sie wären beide sehr erstaunt gewesen, wenn ihnen jemand gesagt hätte, sie seien Freunde. Aber sie waren Freunde, ohne es zu wissen. Wanjuscha war als elfjähriger Knabe in's Haus aufgenommen worden, als Olenin im gleichen Alter stand. Als Olenin fünfzehn Jahre alt war, gab er Wanjuscha Unterricht; er lehrte ihn französisch lesen, und Wanjuscha war sehr stolz darauf. Auch jetzt noch warf Wanjuscha, wenn er gerade gut aufgelegt war, mit französischen Wörtern um sich, wobei er stets dumm lachte.

Olenin lief die Treppe hinauf und stieß die Thür zum Flur auf. Marianka sprang erschreckt von der Thür zurück. Sie war bloß in einem rosa Hemd, wie es die Kosaken zu Hause zu tragen pflegen; sie drückte sich an die Wand und bedeckte den unteren Teil ihres Gesichts mit den weiten Ärmeln ihres tatarischen Hemdes. Als Olenin die Thür weiter öffnete, sah er im Halbdunkel die hohe und schöne Gestalt der jungen Kosakin. Mit der schnellen und hastigen Neugier der Jugend bemerkte er unwillkürlich ihre kräftigen, jungfräulichen Formen, die sich unter dem dünnen Zithemde abhoben, und die schönen schwarzen Augen, die mit kindlichem Schreck und seltsamer Neugier auf ihn gerichtet waren. „Das ist sie, dachte Olenin, und noch viele solche giebt es hier,“ schoß es ihm sofort durch den Kopf, und er öffnete

die andere Thür, die in die Hütte führte. Die alte Mutter Mitka, ebenfalls im bloßen Hemde, legte in gebeugter Stellung und ihm den Rücken zugehend den Fußboden.

Guten Tag, Mütterchen, ich komme wegen des Quartiers . . . begann er.

Ohne sich aufzurichten, wandte die Kosakin ihm ihr strenges, aber immer noch hübsches Gesicht zu.

Wozu bist du gekommen? willst du uns verspotten, he? Ich will dich spotten lehren, die schwarze Krankheit soll dich treffen! schrie sie und sah ihn unter den düsteren Augen scheel an.

Olenin hatte anfangs geglaubt, die erschöpfte, tapfere kaukasische Mannschaft, der er angehörte, werde überall, besonders von den Kosaken, die doch ihre Kriegskameraden waren, mit Freuden empfangen werden; darum machte ihn dieser Empfang verdußt. Allein er war nicht verlegen und wollte eben erklären, daß er bereit sei, das Quartier zu bezahlen, als die Alte ihn unterbrach.

Warum bist du gekommen? Die Krankheit in dein zerkraktes Maul! Warte nur, wenn der Herr kommt, er wird dir schon zeigen, wo du hingehörst . . . ich brauche dein verfluchtes Geld nicht. Da seh mir einer, mit seinem Dredtabak will er mir das Haus einschmuhen, und dafür will er zahlen. Die Pest! Totschießen sollte man dich! schrie sie mit gellender Stimme.

„Wanjuscha scheint Recht zu haben, dachte Olenin, der Tatar ist besser.“ Er ging aus der Hütte. Die Schimpfreden der alten Mitka folgten ihm. In dem Augenblicke, wo er hinausging, huschte zufällig Marianka an ihm vorüber. Sie war noch immer in dem bloßen rosa Hemd, hatte aber das Gesicht bis unter die Augen mit einem weißen Tuche verbunden. Ihre nackten Füßchen eilten schnell die Treppe hinunter. Unten blieb sie stehen, warf mit lächelnden Augen dem jungen Manne einen Blick zu und verschwand hinter der Ecke des Hauses.

Der feste, jugendliche Gang, der sonderbare Blick, die glänzenden Augen, die unter dem weißen Tuche hervorguckten, und die Schönheit ihrer kräftigen Gestalt überraschten Olenin jetzt noch mehr. „Sie ist es,“ dachte er, vergaß immer mehr die Wohnung, da sein Blick Marianka folgte, und kam so zu Wanjuscha.

Sieh, das Mädchen ist ebenso wild, sagte Wanjuscha, der sich immer noch an dem Wagen zu schaffen machte, aber schon in besserer Laune war; wie ein Steppenfüllen. Lafamm! fügte er mit lauter, feierlicher Stimme hinzu und lachte.



Gegen Abend kehrte der Hausherr vom Fischfang heim, und als er hörte, daß ihm das Quar-

tier bezahlt werden sollte, beruhigte er sein Weib und befriedigte Wanjuschas Forderungen.

Im neuen Quartier ging alles gut von statten. Die Wirtsleute zogen in das warme Zimmer, und dem Junker gaben sie für drei Münzen monatlich das kalte. Olenin aß, dann legte er sich schlafen. Als er gegen Abend erwachte, wusch er sich, machte sich zurecht, speiste, zündete sich eine Cigarette an und setzte sich an das Fenster, das auf die Straße führte. Die Hitze hatte nachgelassen, der schräge Schatten des Hauses mit seinem geschnitzten First breitete sich über die staubige Straße und fiel sogar über den unteren Teil des gegenüberliegenden Hauses. Das seitliche Schilfdach des gegenüberliegenden Hauses glänzte in den Strahlen der untergehenden Sonne. Die Luft wurde kühler. Im Dorfe herrschte Stille. Die Soldaten waren untergebracht und waren ruhig geworden. Die Herden waren noch nicht eingetrieben, und das Volk war noch nicht von der Arbeit heimgekommen.

Olenins Quartier lag fast am Rande des Dorfes. Von Zeit zu Zeit ertönten weit vom Terek her von der Seite, von der Olenin gekommen war, dumpfe Schüsse — in der Tschetschnja oder in der Ebene der Kumyken. Olenin fühlte sich nach dem dreimonatlichen Biwakleben recht behaglich. Das Waschen hatte seinem Gesichte eine fühlbare Frische gegeben, sein kräftiger Körper empfand die Sauberkeit, die er auf dem Zuge entbehrt

hatte, allen seinen Gliedern brachte die Erholung Ruhe und Kraft, in seiner Seele war es frisch und hell. Er rief sich den Kriegszug, die überstandenen Gefahren in Erinnerung. Er erinnerte sich, wie trefflich er sich in der Gefahr gehalten hatte, daß er nicht schlechter gewesen als die anderen, und daß er in die Kameradschaft der tapferen Kaukasier aufgenommen sei. Die Moskauer Erinnerungen waren schon, Gott weiß wohin, entschwunden, das alte Leben war weggewischt, ein neues hatte begonnen, ein ganz neues Leben, in dem es noch keine Erinnerungen gab; er konnte hier, ein neuer Mensch unter neuen Menschen, sich einen neuen guten Namen erwerben. Er empfand das jugendliche Gefühl grenzenloser Lebensfreude, und während er bald zum Fenster hinaus die Knaben betrachtete, die im Schatten des Hauses ihre Kreisel trieben, bald sein neues, schön hergerichtetes Quartier, dachte er darüber nach, wie er sich in diesem für ihn neuen Standort-Leben angenehm einrichten sollte. Er ließ auch seinen Blick über die Berge und den Himmel schweifen, und in alle seine Erinnerungen und Träume mischte sich das ernste Gefühl der majestätischen Natur. Sein Leben hatte nicht so begonnen, wie er es erwartet hatte, als er Moskau verließ, aber doch unerwartet schön. Die Berge, die Berge, die Berge drängten sich in all sein Denken und Empfinden.

Er hat eine Hündin gefüßt, einen Krug be-

ledt . . .! Onkel Jeroschka hat eine Hündin gefügt, riefen plötzlich die Kosakentinder, die vor seinem Fenster mit den Kreiseln spielten und jetzt in eine Gasse einbogen. — Eine Hündin hat er gefügt! Seinen Dolch hat er vertrunken! schrien die Knaben, bald zu einer Gruppe zusammengedrängt, bald auseinanderlaufend.

Dieses Geschrei galt Onkel Jeroschka, der eben, die Flinte auf dem Rücken und die Fasanen im Gürtel, von der Jagd heimkam.

Meine Sünde, Kinder, meine Sünde, sagte er, indem er kräftig die Arme schwenkte und in die Fenster zu beiden Seiten der Straße hineinblickte. — Hab' ich die Hündin gefügt, ist's meine Sünde. Er ärgerte sich offenbar, that aber, als wäre es ihm gleichgültig.

Olenin war verwundert darüber, wie die Knaben den alten Jäger behandelten, mehr aber noch überraschten ihn die ausdrucksvollen klugen Züge des Mannes, der Jeroschka genannt wurde.

Alterchen, Kosak, wandte er sich an ihn.

Der Alte sah nach dem Fenster und blieb stehen.

Guten Tag, guter Freund, sagte er und lüftete sein Mützchen auf dem kurz geschorenen Kopf.

Guten Tag, guter Freund, antwortete Olenin, was rufen dir die Jungen nach?

Onkel Jeroschka trat an das Fenster heran. Sie necken mich Alten. Thut nichts, ich habe

das gern. Mögen sie ihre Freude mit dem Onkel haben, sagte er mit der wohlklingenden Betonung, mit welcher alte und ehrwürdige Leute zu sprechen pflegen. — Bist du ein Borgeseßter der Armeesoldaten oder was?

Nein, ich bin ein Junker. Aber wo hast du die Fasanen geschossen? fragte Olenin.

Im Walde habe ich drei Hühner erlegt, antwortete der Alte und fehrte seinen breiten Rücken, auf dem die drei Fasanen hingen, dem Fenster zu. Sie waren mit dem Köpfschen am Gurt befestigt und hatten seinen Tscherkessenrod mit Blut besleckt. — Hast du noch keine gesehen? fragte er. Willst du, so nimm dir ein Paar, da! — Und er reichte zwei Fasanen zum Fenster hinein.

Bist du Jäger? fragte er.

Ja, ich bin Jäger. Ich habe im Feldzuge selbst vier geschossen.

Bier? Das ist viel, sagte der Alte spöttisch. — Bist du auch ein Trinker? Trinkst du Most?

Gewiß, ich trinke auch gern.

Ich sehe, du bist ein schneidiger Junge! Wir müssen gute Freunde werden, sagte Onkel Jeroschka.

Komm herein, sagte Olenin. Laß uns den Most versuchen.

Gut, ich komme, sagte der Alte, da, nimm die Fasanen!

Man sah es dem Alten an, daß ihm der Junker gefiel. Es war ihm auch sofort klar geworden, daß man bei ihm Most trinken und daß man ihm daher ein Paar Fasanen schenken könne.

Nach einigen Minuten erschien Onkel Jeroschka Gestalt an der Thür des Häuschens. Nun erst erkannte Olenin die ganze Größe und den kraftvollen Wuchs dieses Mannes, obgleich sein rotbraunes Gesicht mit dem schneeweißen ungeheuren Barte von den tiefen Runzeln eines in Mühen erreichten Greisenalters durchzogen war. Die Muskeln seiner Füße, Arme und Schultern waren so voll und rundlich, wie sonst nur bei jungen Leuten. Auf seinem Kopfe waren durch das kurze Haar hindurch tiefe, vernarbte Schrammen zu sehen. Der nervige, dicke Hals war wie bei einem Stier mit Kreuz- und Quersalten bedeckt. Die rauhen Hände waren zer schlagen und zerschunden. Leicht und gewandt trat er über die Schwelle, legte seine Flinte ab, stellte sie in die Ecke, erfaßte mit einem schnellen Blick die im Zimmer befindlichen Sachen, schätzte sie ab und trat leisen Schrittes in die Mitte des Zimmers. Zugleich mit ihm war in die Stube ein kräftiger, aber nicht unangenehmer Geruch gedrungen, gemischt aus Most, Schnaps, Pulver und geronnenem Blut.

Onkel Jeroschka verneigte sich vor den Heiligenbildern, strich sich den Bart zurecht, trat auf Olenin zu und reichte ihm die schwarze, kräftige Hand.

Koschkildy, sagte er, das heißt im Tatarischen: Wünsche Wohlsein, Friede mit Euch.

Koschkildy, ich weiß wohl, antwortete Olenin und reichte ihm die Hand.

Ei, du weißt es nicht, du kennst den Brauch nicht, Narr! — sagte Onkel Jeroschka und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. — Sagt jemand zu dir koschkildy, so mußt du antworten: Alla rasi bo sun, Gott schütze dich. So, Freundchen, aber nicht koschkildy. Du sollst alles bei mir lernen. Vor Jahren war ein Landsmann von dir hier, ein Russe, Ilja Moisseitsch. Wir waren auch Freunde. Ein schneidiger Mensch. Ein Trinker, ein Spitzbube, ein Jäger — und was für ein Jäger! Ich habe ihm alles beigebracht.

Was willst du mir beibringen? fragte Olenin, dessen Teilnahme für den Alten immer mehr wuchs.

Auf die Jagd will ich dich führen, Fische fangen lehren, die Tschetschenzen will ich dir zeigen, ein Schätzchen, wenn du willst, auch das will ich dir schaffen. Siehst du, solch ein Kerl bin ich! Bin ein Spaßvogel! — und der Alte lachte. — Ich will mich setzen, Freund, ich bin müde; karga? fügte er fragend hinzu.

Was bedeutet karga? fragte Olenin.

Das bedeutet „gut“ auf grusinisch. Ich sage oft so, es ist so eine Redensart von mir, mein Lieblingswort: karga, karga; wenn ich das sage, so scherze ich. Aber Freund, laß doch den Most bringen.

Hast du einen Soldaten zur Bedienung, ja? Iwan, rief der Alte, nicht wahr, bei euch heißt jeder Soldat Iwan? Deiner heißt auch Iwan, nicht?

Recht, Iwan. Wanjuscha, laß dir von den Wirtsleuten Most geben und bringe ihn her.

Das ist ganz dasselbe, Wanjuscha, Iwan. Warum heißen bei euch alle Soldaten Iwan? Iwan! wiederholte der Alte, laß dir Väterchen den Most aus einem angebrochenen Lönnehen geben. Die haben den besten Most im Orte, und mehr als 30 Kopeken für ein Achtel gieb ihr nicht, sonst freut sich die Hexe . . . Unser Volk ist ein verflucht dummes Volk — fuhr Onkel Jeroschka in vertraulichem Tone fort, als Wanjuscha hinausgegangen war. Sie halten euch gar nicht für Menschen. Du giltst ihnen schlechter als ein Tatar. Die Russen sind Weltkinder, sagen sie. Aber nach meiner Meinung bist du doch immer noch ein Mensch, wenn du auch Soldat bist. Du hast auch eine Seele in dir. Habe ich nicht Recht? Ilja Moisseitsch war auch Soldat, und was für ein goldener Mensch war er! Nicht wahr, Freund? Darum haben mich auch die Leute hier nicht gern, mir aber ist's ganz gleich, ich bin ein lustiger Mensch, ich habe alle gern, ich bin Jeroschka — ja, so, Freundchen!

Und der Alte klopfte dem jungen Manne freundlich auf die Schultern.



Wanjuschka hatte inzwischen seine Wirtschaft in Ordnung gebracht, sich vom Kompagniebarbier rasieren lassen, hatte die Hose über die Stiefel fallen lassen, und befand sich, ein Beweis, daß die Rotte bequeme Quartiere hatte, in der allerbesten Laune. Er betrachtete Jeroschka aufmerksam, aber nicht wohlwollend, wie man etwa ein wildes Tier betrachtet, das man zum erstenmale sieht, schüttelte den Kopf beim Anblick der schmutzigen Diele unter der Bank, nahm zwei leere Flaschen hervor und ging zu den Wirtsleuten.

Guten Tag, liebe Leute — sagte er, denn er hatte sich vorgenommen, besonders höflich zu sein — mein Herr hat mir befohlen, Most zu kaufen; schenkt mir ein, gute Leute.

Die Alte antwortete nicht, das Mädchen, das vor einem kleinen tatarischen Spiegel stand und ihr Kopftuch ordnete, sah sich schweigend nach Wanjuschka um.

Ich zahle bar, mein Verehrter — sagte Wanjuschka und kimperte in der Tasche mit seinem Kupfergelde. — Seid ihr gut, so werden wir auch gut sein, das ist doch das Beste, fügte er hinzu.

Wieviel? fragte die Alte kurz angebunden.

Ein Achtelchen.

Geh, Kind, fülle ihm ein, sagte Mutter Ulitka

zur Tochter gewandt. Gieb ihm aus dem Angebrochenen, mein Herzchen. Das Mädchen nahm die Schlüssel und die Karaffe und ging mit Wanjuscha aus dem Zimmer.

Sage mir doch, bitte, wer ist das Weib? fragte der Offizier auf Marianka deutend, die eben am Fenster vorüberging.

Der Alte zwinkerte mit den Augen und stieß den jungen Mann mit dem Ellbogen an.

Halt, sagte er und steckte den Kopf zum Fenster heraus, hm, hm, hüstelte und brummte er. — Marianuschka! ah, die schöne Marianuschka? Hast mich lieb, Herzchen! . . . Ich bin ein Spaßvogel, fügte er zu Olenin gewandt leise hinzu.

Das Mädchen ging, ohne den Kopf umzuwenden, gleichmäßig und kräftig die Arme schwenkend, mit dem eigentümlich herausfordernden Gang, der den Kosakenfrauen eigen ist, am Fenster vorüber. Sie ließ nur langsam ihre schwarzen, langbewimperten Augen über den Alten hinschweifen.

Hab' mich lieb, und du wirst glücklich sein! rief Jeroschka, zwinkerte mit den Augen und warf einen fragenden Blick auf den Junker. — Ich bin ein schneidiger Kerl, ich bin ein Spaßvogel, fügte er hinzu. — Ein Mädchen, wie eine Fürstin, nicht wahr?

Ein schönes Mädchen, sagte Olenin, ruf' sie hierher.

Nein, nein, erwiderte der Alte, die soll mit dem Lukascha verheiratet werden. Luka ist ein tüchtiger Kosak, ein Dshigit. Neulich hat er einen Abreten erschossen. Ich suche dir eine bessere, ich suche dir eine, die ganz in Seide und Silber gehen wird. Ein Mann, ein Wort. Ich schaffe dir ein schönes Mädchen.

Alter, was sprichst du da, sagte Olenin, das ist doch eine Sünde.

Eine Sünde? Wo ist da die Sünde? antwortete der Alte entschieden. — Ein hübsches Mädchen ansehen, soll Sünde sein? Mit ihr gehen, soll Sünde sein? oder sie lieben, eine Sünde? Ist das bei euch so? . . . Nein, mein Freund, das ist keine Sünde, sondern Seligkeit! Gott hat dich geschaffen, Gott hat auch das Mädchen geschaffen, alles hat er geschaffen, Väterchen, es kann also keine Sünde sein, ein hübsches Mädchen anzusehen, sie ist geschaffen, daß man sie liebe, daß man sich an ihr erfreue. So denke ich, guter Freund!

Nachdem Mariana über den Hof in den dunklen Keller gekommen war, der von Fässern voll stand, trat sie mit dem üblichen Gebet an ein Faß heran und tauchte den Heber hinein. Wanjuscha stand in der Thür, sah sie an und lächelte. Ihm kam es furchtbar komisch vor, daß sie nur das Hemd trug, das hinten herabgelassen und vorn in die Höhe gezogen war, und noch komischer berührte ihn,

daß sie um den Hals Halb-Rubelstücke hängen hatte. Er dachte, das sei nicht russisch, und wie sie zu Hause lachen würden, wenn sie ein Mädchen so sähen. „Da fil kom be tre bieng, zur Zerstreung, dachte er, das muß ich dem Herrn sagen.“

Was, hast du Maulaffen feil? schrie plötzlich das Mädchen, reich' mir lieber die Karaffe her.

Mariana füllte die Karaffe mit kühlem Rotwein und reichte sie Wanjuscha.

Das Geld gib der Mutter, sagte sie und stieß Wanjuschas Hand zurück, als er ihr das Geld reichen wollte.

Wanjuscha lächelte.

Warum sind Sie so böse, schönes Kind? sagte er in gutmütigem Tone, als das Mädchen das Faß wieder zumachte.

Sie lachte.

Sind Sie etwa gut?

Der Herr und ich, wir sind sehr gut, antwortete Wanjuscha in überzeugendem Tone. Wir sind so gut, daß uns die Wirtsleute überall, wo wir gewohnt haben, Dank schuldig geblieben sind. Er ist ein adeliger Herr.

Das Mädchen blieb stehen und horchte auf.

Sag', ist er verheiratet, dein Herr? fragte sie.

Nein, mein Herr ist jung und unverheiratet. Adelige können nie jung heiraten, erwiderte Wanjuscha in belehrendem Tone.

Da sieh einer, did wie ein Büffel und zu jung



zum Heiraten! Er ist wohl der Höchste von allen? fragte sie.

Mein Herr ist Junker, das heißt, er ist noch nicht Offizier, aber er hat seinen eigenen Rang, und er ist höher als ein General — einen hohen Rang. Darum kennt ihn auch nicht nur unser Oberst, sondern der Zar selbst, erklärte Wanjuscha stolz. Wir gehören nicht zu dem gewöhnlichen Soldatengesindel. Unser Papa ist Senator. Über tausend Seelen hat er gehabt, und wir bekommen immer Tausende geschickt. Darum hat man uns auch überall gern. Was nützt es einem, Kapitän zu sein, wenn man kein Geld hat? Was kommt dabei heraus?

Geh, ich schließe zu, unterbrach ihn das Mädchen.

Wanjuscha brachte den Wein und erklärte Olenin „*La fil e tre scholi*“ dann ging er mit einem blöden Lachen aus dem Zimmer.



Inzwischen wurde auf dem Platze der Zapfenstreich geschlagen. Das Volk kam von der Arbeit nach Hause. In den Thoren brüllte das Vieh und kam drängend herein, in eine goldige Staubwolke gehüllt. Die Mädchen und die Weiber liefen auf den Straßen und Höfen umher und trieben das Vieh zusammen. Die Sonne war hinter den

fernen Schneebergen versunken, ein bläulicher Schatten lagerte über der Erde und dem Himmel. Über den im Dunkel ruhenden Gärten flimmerten kaum merklich die Sterne, und allmählich verstummte alles im Dorfe. Nachdem das Vieh eingetrieben war, kamen die Kosakenweiber heraus, sammelten sich an den Straßenecken und setzten sich, Blumenkerne kauend, auf die Erdhügel nieder. Zu einer dieser Gruppen trat auch Marianka, nachdem sie die beiden Kühe und die Büffelkuh gemolken hatte.

Diese Gruppe bestand aus einigen Frauen und Mädchen und einem alten Kosaken.

Sie sprachen von dem erschossenen Abreten. Der Kosak erzählte. Die Weiber fragten ihn aus.

Er wird wohl nun eine große Belohnung bekommen? fragte eines der Weiber.

Gewiß, es heißt, er wird ein Kreuz bekommen.

Mossow hat ihn kränken wollen, er hat ihm die Flinte weggenommen, aber die Vorgesetzten in Kisljar haben es erfahren.

Eine niedrige Seele, der Mossow.

Die Leute sagen, Lukascha sei angekommen, sagte eines der Mädchen.

Er zecht mit Nasarka bei der Jamka. (Jamka war ein lediges, lüderliches Kosakenweib, das eine Schenke hielt.) Einen halben Eimer sollen sie getrunken haben.

Der Reißer hat Glück, sagte jemand, wahr-



haftig ein Reißer. Er ist aber auch ein vortrefflicher Bursche, ein gewandter Kerl und dabei so ein waderer Mensch. Sein Vater war ebenso, der alte Kirjak; er ist ganz der Vater. Als der getödet wurde, jammerte ihm der ganze Ort nach. — Da kommen sie ja, fuhr die Sprecherin fort und zeigte auf die Kosaken, die von der Straße her sich ihnen näherten. Jerguschow hat sich zu ihnen gefunden, der Trunkenbold.

Lufascha, Nasarka und Jerguschow hatten ihren halben Eimer getrunken und kamen jetzt auf die Mädchen zu. Sie waren alle drei, besonders aber der alte Kosak, röter als gewöhnlich. Jerguschow schwankte hin und her und stieß unter lautem Lachen Nasarka beständig in die Seite.

Warum singt ihr keine Lieder, Weibervolk? schrie er die Mädchen an, ich sage, singt, wenn wir lustig sein sollen.

Geht's euch gut? geht's euch gut? tönte es von allen Seiten.

Warum sollen wir singen? Ist heute Feiertag? Du hast dich vollgesoffen, sing' du!

Jerguschow lachte und stieß Nasarka an.

Sing' du, was! Ich werde auch singen, ich sage dir, ich kann's.

Nun, ihr Schönen, schlaft ihr? — sagte Nasarka. — Wir sind von der Grenzwache hergekommen, um einen hinter die Binde zu gießen. Lufascha haben wir begossen.

Lufascha trat an die Gruppe heran, lüftete langsam die Mütze und stellte sich vor die Mädchen hin. Seine vollen Wangen und sein Hals waren rot. Er stand da und sprach langsam, gemessen; aber in dieser Langsamkeit und Gemessenheit seiner Bewegungen lag mehr Lebhaftigkeit, als in dem Geschwätz und der Geschäftigkeit Nasarkas. Er erinnerte an ein ausgelassenes Füllen, das mit dem Schweif wedelt und springt und plötzlich wie angewurzelt stehen bleibt. Lufascha stand ruhig vor den Mädchen da; seine Augen leuchteten. Er sprach wenig und ließ seine Blicke bald über die betrunkenen Kameraden, bald über die Mädchen schweifen. Als Mariana herankam und sich an die Erde stellte, hob er mit gleichmäßiger, langsamer Bewegung seine Mütze, ging ein wenig beiseite und stellte sich dann wieder vor sie hin, indem er einen Fuß leicht zurückzog, die Daumen in den Gürtel steckte und mit seinem Dolche spielte. Mariana beantwortete seinen Gruß mit einem leichten Kopfnicken, setzte sich auf den Erdhügel und holte aus ihrem Brustlaß Sonnenblumenkerne hervor. Lufascha betrachtete Mariana, ohne einen Augenblick seine Augen von ihr zu wenden, kante dabei seine Kerne und spie sie wieder aus. Alle wurden still, als Mariana herantrat.

Wie, seid ihr auf lange Zeit gekommen? fragte ein Rosafenweib, das Schweigen unterbrechend.

Bis morgen früh, antwortete Lufascha gemessen.

Nun, gebe dir Gott guten Erfolg! — sagte ein Kosak — ich freue mich, ich habe es gleich gesagt.

Ich sag's auch, — fiel der betrunkene Jerguschow lachend ein. — Das nenne ich Gäste, fügte er hinzu und zeigte auf den vorübergehenden Soldaten. Soldatenschnaps ist gut, den habe ich gern!

Drei Teufel hat man uns auf den Hals geschickt, sagte eines von den Kosakenweibern, mein Alter ist schon zur Dorfverwaltung gegangen, aber es hilft nichts, sagen sie, es läßt sich nicht ändern.

Aha, hast du Ärger gehabt? fragte Jerguschow.

Sie haben dir wohl alles mit Tobak vollgequalmt? fragte ein anderes Kosakenweib. — Du Rauch' auf dem Hofe, so viel du willst, in's Zimmer lassen wir dich nicht ein, und wenn der Dorfälteste kommen sollte, ich lasse ihn nicht ein; sie werden uns noch befehlen. Seht ihr, der Dorfälteste, der Teufelssohn, hat keinen in's Quartier genommen.

Du hast sie nicht gern? sagte Jerguschow wieder.

Es heißt auch, den Mädchen ist befohlen, für die Soldaten die Betten zu machen, ihnen Most und Honig zu geben, sagte Masarka, indem er wie Lukascha einen Fuß zurückzog und ebenso wie er seine Mühe in den Nacken schob.

Jerguschow brach in schallendes Gelächter aus,

faßte das Mädchen, das ihm am nächsten saß, und umarmte sie.

So ist's, sage ich.

Nun, du Schmierfink, kreischte das Mädchen, ich sag's der Mutter.

Sag's, rief er. — Wahrhaftig, Nasarka sagt die Wahrheit, ein Schreiben ist gekommen, er kann ja doch lesen, wahrhaftig. Und er streckte die Hand aus, ein anderes Mädchen zu umarmen, das zu zweit von ihm saß.

Mach, daß du fortkommst, du gemeiner Kerl, kreischte lachend die rotwangige, rundliche Ustjenta und holte mit der Hand aus.

Der Kosak wankte zurück und wäre beinahe umgefallen.

Siehst du, da sagen die Leute, Mädchen haben keine Kraft, sie hätte mich beinahe totgeschlagen.

Ei, du Schmierfink, der Teufel hat dich von der Grenzwache hergerufen, sagte Ustjenta, wandte sich von ihm ab und schüttelte sich vor Lachen. — Du hast den Abreken verschlafen. Der hätte dich schon untergekrüegt, und das wäre das Beste gewesen.

Und du hättest dann geheult, lachte Nasarka.

Ja, ich werde gar um dich weinen!

Da sieh einer, es thut ihr nicht einmal leid. Hätte sie wohl geweint, Nasarka, he? sagte Zerguschow.

Lufascha hatte die ganze Zeit schweigend da-

gestanden und kein Auge von Marianka gelassen. Sein Blick schien das Mädchen verlegen zu machen.

Sag', Marianka, euch hat man einen Anführer in's Quartier gelegt? sagte er, indem er näher an sie herantrat.

Marianka antwortete nicht sogleich, wie sie immer pflegte, und hob langsam ihre Augen zu dem Kosaken auf.

Lufaschka lachte mit den Augen, als ginge in diesem Augenblick zwischen ihm und dem Mädchen etwas Besonderes vor, das mit ihrem Gespräch nichts zu thun hatte.

Ja, die haben es gut, weil sie zwei Stuben haben, mischte sich eine Alte hinein und antwortete für Mariana, aber zu den Fomuschkins haben sie auch einen Anführer gegeben, und der hat den ganzen Winkel voll Kram gepackt, sagen sie, und die Familie weiß nicht, wo sie hin soll. Hat man so etwas gehört! Eine ganze Horde einem Dorfe über den Hals zu schiden! Aber was soll man thun? sagte sie, und was für eine schwarze Pest werden sie uns hier anrichten!

Sie wollen eine Brücke über den Teref bauen, heißt es, sagte eines von den Mädchen.

Und mir hat man erzählt, begann Nasarka, indem er sich Ustjenka näherte, es soll ein Loch gegraben werden, und da werden die jungen Mädchen hineingesetzt, weil sie die jungen Burschen nicht lieben. — Und wieder machte er seine Lieb-



lingsgrimasse, so daß alle laut auflachten, und umarmte gleich ein altes Kosakenweib. Marianka, die jetzt an die Reihe gekommen wäre, überging er.

Warum umarmst du Marianka nicht? Immer nach der Reihe, sagte Nasarka.

Nein, meine Alte ist süßer, schrie der Kosak und küßte das Weib, das ihn abwehren wollte.

Er erwürgt mich noch, schrie sie lachend.

Der Hall gleichmäßiger Schritte vom Ende der Straße her unterbrach das Lachen. Drei Soldaten im Mantel, Gewehr über die Schulter, gingen gleichen Schrittes zur Ablösung nach der Regimentswache. Ein Gefreiter, ein alter Junggeselle, warf den Kosaken einen zornigen Blick zu und führte die Soldaten so vorüber, daß Lukascha und Nasarka, die mitten auf der Straße standen, beiseite gehen mußten. Nasarka trat zurück, Lukascha aber kniff nur die Augen zusammen, wandte seinen Kopf und seinen breiten Rücken ab und rührte sich nicht von der Stelle.

Es stehen doch Menschen da, geht herum, sagte er und nickte den Soldaten von der Seite und verächtlich zu.

Die Soldaten gingen schweigend vorüber und setzten in gleichmäßigem Schritte ihren Weg auf der staubigen Straße fort.

Marianka lachte und mit ihr alle Mädchen.

Was für aufgepußte Kerle, sagte Nasarka, wie die Kirchenjänger in ihren langen Röcken; und



er marschierte auf der Straße und ahmte ihnen nach.

Wieder brachen alle in lautes Lachen aus.

Lufasčka trat langsam zu Marianka heran.

Wo wohnt der Anführer bei euch? fragte er.

Marianka überlegte.

In die neue Stube hat man ihn einquartiert, sagte sie.

Sag', ist er alt oder jung? fragte Lufasčka.

Habe ich ihn etwa gefragt? antwortete das Mädchen. Most habe ich für ihn geholt. Ich habe gesehen, wie er mit Onkel Jerosčka am Fenster saß. Rotes Haar hat er. Einen ganzen Wagen voll Sachen haben sie mitgebracht. Und sie schlug die Augen nieder.

Wie freue ich mich, daß ich Urlaub von der Grenzwache bekommen habe, sagte Lufasčka; er rückte dabei auf dem Erdhügel näher zu dem Mädchen heran und sah ihr beständig in die Augen.

Wie, bist du auf lange gekommen? fragte Marianka mit leichtem Lächeln.

Bis morgen früh. Gib mir von den Kernen, fügte er hinzu und streckte die Hand aus.

Marianka lachte über das ganze Gesicht und öffnete den Kragen ihres Hemdes.

Alle darfst du nicht nehmen, sagte sie.

Wahrhaftig, ich habe mich immer nach dir gesehnt, bei Gott, sagte Lufa zurückhaltend in ruhigem Flüstertone, während er die Kerne aus

dem Busen des Mädchens nahm. Er neigte sich noch näher zu ihr hinüber, seine Augen leuchteten, und er sprach flüsternd etwas zu ihr.

Ich komme nicht. Ich hab's schon einmal gesagt, sagte Mariana plötzlich laut und wandte sich von ihm ab . . .

Wahrhaftig . . . Was ich dir sagen wollte, flüsterte Lufascha, bei Gott, komme doch, Maschenka.

Mariana schüttelte verneinend den Kopf, lächelte aber zugleich.

Schwesterle Mariana, he, Schwesterle, Mutterle ruft zum Abendbrot! schrie Marianas kleiner Bruder und kam zu den Rosafenmädchen herangelaufen.

Ich komme gleich, antwortete das Mädchen; gehe du nur, Kindchen, geh' allein. Ich komme gleich.

Lufascha erhob sich und lüftete seine Mütze.

Ich werde wohl auch nach Hause gehen, das wird das Beste sein, sagte er. Er stellte sich gleichgültig, konnte aber kaum sein Lächeln unterdrücken und verschwand um die Ecke des Hauses.

Inzwischen war die Nacht über das Dorf hereingebrochen. Die leuchtenden Sterne funkelten am dunklen Himmel; in den Straßen war es finster und menschenleer. Masarka war mit den Rosafinnen auf dem Erdhügel geblieben. Man hörte ihr Lachen. Lufascha aber hatte sich mit



leisen Schritten von den Mädchen entfernt, wie eine Katze geduckt, und war plötzlich unhörbar, den schaukelnden Dolch mit der Hand festhaltend, nicht nach Hause, sondern nach der Richtung gegangen, wo die Wohnung des Fähnrichs lag. Er durchlief die Straßen und bog in eine Quergasse ein. Er nahm seinen Waffenrock auf und setzte sich im Schatten des Zaunes auf die Erde nieder. „Sieh einer das Fähnrichsmädel, dachte er, sie mag nicht scherzen, das Teufelsding! Kommt Zeit . . .“

Die Schritte einer herannahenden Frau weckten ihn aus seinen Gedanken. Er horchte auf und lachte vor sich hin. Mariana kam gesenkten Hauptes mit schnellen, gleichmäßigen Schritten gerade auf ihn zu und schlug dabei mit einer Rute an die Pfähle des Zaunes. Lufascha erhob sich. Mariana erbehte und blieb stehen.

Sieh nur, garstiger Teufel, was erschreckst du mich? Bist du denn nicht nach Hause gegangen? sagte sie und lachte laut.

Lufascha umfing mit einer Hand das Mädchen, mit der andern faßte er nach ihrem Gesicht.

Was ich dir sagen wollte . . . bei Gott —, seine Stimme bebte und stotzte.

Was der für Reden führt mitten in der Nacht, antwortete Mariana, die Mutter wartet, und du geh' nur zu deinem Schatz.

Sie entwand sich seinen Armen und lief einige Schritte weiter. Als sie an den Zaun ihres Hofes

gekommen war, blieb sie stehen und wandte sich zu dem Kosaken um, der neben ihr einherlief und der dem Mädchen ununterbrochen zuredete, zu bleiben.

Nun, was willst du mir sagen, Nachtwandler? — und sie lachte wieder.

Lach nur nicht über mich, Mariana, bei Gott, was ist dabei, wenn ich einen Schatz habe? Der Teufel hole sie! Sag' du mir nur ein Wörtchen, und ich will dich so lieb haben; was du willst, thue ich für dich. Da, höre! . . . — — und er klimperte mit seinem Gelde in der Tasche. — Jetzt wollen wir lustig leben. Die andern Menschen freuen sich und was habe ich? Ich habe keine Freude, Marianuschka.

Das Mädchen antwortete nicht. Sie stand vor ihm und zerbrach ihre Rute mit lebhaften Bewegungen ihrer Finger in lauter kleine Stüchchen.

Lufaschka preßte plötzlich die Fäuste und die Zähne zusammen.

Warum sollen wir immer warten und warten! Lieb' ich dich nicht, Herzchen? Was machst du aus mir? sagte er plötzlich. Seine Augen verfinsterten sich, und er ergriff zornig ihre beiden Hände. Marianas Züge und ihre Stimme behielten ihren ruhigen Ausdruck.

Lobe nicht, Lufaschka, sondern höre mich an, antwortete sie. Sie befreite ihre Hände nicht von ihm, stieß ihn aber ein wenig zurück. — Ich bin

freilich nur ein Mädchen, aber höre mich an. Ich habe keinen Willen, wenn du mich aber liebst, höre, was ich dir sagen will . . . laß die Hand los, ich will es dir so sagen . . . heiraten will ich dich, Dummheiten darfst du aber von mir nicht erwarten, sagte Mariana, ohne ihr Gesicht abzuwenden.

Heiraten willst du? Heiraten — liegt nicht in unserer Macht, liebe mich nur, Marianuschka, sagte Lukaschka lächelnd und ihr tief in die Augen schauend. Seine düstern Züge hatten sich erhellt, und er war wieder milde, unterwürfig und zärtlich geworden.

Mariana schmiegte sich an ihn und küßte ihn herzlich auf den Mund.

Mein Freund, flüsterte sie und drückte ihn leidenschaftlich an ihre Brust, dann riß sie sich plötzlich los, lief davon und bog, ohne sich umzusehen, in das Thor ihres Hauses ein.

Der Kosak bat sie, noch einen Augenblick zu warten und zu hören, was er ihr noch sagen wollte, aber Mariana ging unaufhaltsam weiter.

Geh', die Leute werden uns sehen, sagte sie. Sieh mal, da geht auch, glaub' ich, unsere Einquartierung, der Teufel, im Hofe umher.

„Die Fähnrichstochter, — dachte Lukaschka bei sich, — will heiraten . . . Heiraten ist eine andre Sache, lieben sollst du mich.“

Er traf Nasarka bei der Jamka und zechte mit

ihm, dann ging er zu Dunjaschka und blieb bei ihr trotz ihrer Untreue über Nacht.



Wirklich ging Olenin in dem Augenblicke, wo Mariana durch das Thor eintrat, im Hofe auf und nieder und hörte, wie sie sagte: „Die Einquartierung, der Teufel, geht da im Hofe umher.“ Den ganzen Abend hatte er mit Onkel Jeroschka auf dem Treppenflur seiner neuen Wohnung verbracht. Er hatte sich einen Tisch, einen Samowar, Wein, ein brennendes Licht bringen lassen und bei einem Glase Thee und einer Cigarre den Erzählungen des Alten gelauscht, der sich auf die Stufe zu seinen Füßen gesetzt hatte. Obgleich kein Windchen wehte, tropfte das Licht und flackerte die Flamme nach allen Seiten und beleuchtete bald eine Säule des Treppendaches, bald Tisch und Geschirr, bald das geschorene weiße Haupt des Alten. Nachtfalter flatterten umher, stießen sich an Tisch und Gläsern und ließen ihren Flügelstaub zurück; bald kreisten sie um die Flamme, bald flogen sie aus dem hellen Lichtkreis in die dunkle Nachtluft. Olenin und Jeroschka hatten fünf Flaschen Wein getrunken. Immer, wenn Jeroschka die Gläser gefüllt hatte, reichte er eines Olenin, stieß mit ihm auf seine Gesundheit an und sprach unermüdlich weiter. Er erzählte von

dem Leben der Kosaken in alter Zeit, von seinem Vater mit den Riesenschultern, der allein einen Eber von zehn Pud Gewicht auf seinem Rücken heimtrug und in einer Sitzung zwei Eimer Wein trank. Er erzählte von der guten alten Zeit, in der er gelebt hatte, von seinem Freunde Girtschik, mit dem er zur Zeit der Pest Filzmäntel vom Terek herübergebracht hatte; er erzählte von einer Jagd, auf der er an einem Morgen zwei Hirsche erlegt hatte; er erzählte von seinem Schätzchen, die ihm zur Nacht auf die Grenzwache nachgelaufen kam; und er erzählte alles dies so beredt und malerisch, daß Olenin unmerklich die Zeit verging.

Siehst du, mein Freund, sagte er, du hast mich nicht gekannt in meiner Blütezeit, was hätte ich dir da alles gezeigt! Jetzt hat Onkel Jeroschka „den Krug geleert“. Damals hatte der Name Jeroschka Klang im ganzen Kosakenlande. Wer hatte das beste Pferd? Wer einen Gurda-Säbel?*) Mit wem zechte man am liebsten? Wen schickte man in die Berge, den Achmet-Chan zu töten? Jeroschka und immer Jeroschka. Wen lieben die Mädchen? Immer wieder Jeroschka. Denn ich war ein echter Dshigit, ein Trinker, ein Dieb, die Pferdeherden in den Bergen fiel ich an, ein Sänger, — ein Tausendsassa. Jetzt giebt es solche Kosaken nicht mehr. Ich sage es mit Ber-

*) Gurda war ein beliebter Meister; seine Säbel und Dolche wurden im Kaukasus außerordentlich geschätzt.

druß. Kaum höher vom Boden als so (Zeroscha zeigte etwa eine Elle hoch) ziehen sie lächerliche Stiefel an, alles gloßt sie an, und das macht ihnen Freude, oder sie saufen sich voll — ja, saufen sich voll, nicht wie Menschen, sondern, weiß Gott, wie! Aber was war ich? — Ich war Zeroscha, der Dieb; nicht bloß in den Kosakendörfern, im ganzen Gebirge kannte man mich, Fürsten suchten mich zum Freunde, ich war mit allen Freund, Tatar oder Armenier, Soldat oder Offizier, mir war's gleich, wenn er nur trinken konnte. Du sollst dich rein halten, sagen sie, von weltlichem Verkehr: mit einem Soldaten trinke nicht, mit einem Tataren is nicht.

Wer sagt das? fragte Olenin.

Unsere Lehrer . . . und höre erst, was der Mulah und der tatarische Kadi sagen: „Ihr ungläubigen Giauren,“ sagt er, „warum esset ihr vom Schwein?“ So hält also jeder sein Gesetz; nach meiner Meinung aber ist alles einerlei: Alles hat Gott den Menschen zur Freude geschaffen. In nichts ist Sünde. Nimm z. B. ein Tier. Es lebt im tatarischen Schilf und in unserm. Wo es hinkommt, da ist es zu Hause. Was Gott giebt, das frißt es. Die unsern aber sagen: Wir werden dafür „Pfannen ledern“. Ich meine, das ist alles ein und derselbe Betrug, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Was ist Betrug? fragte Olenin.

Was die Lehrer sagen! Bei uns, Freund, in Tscherwlenaja lebte einmal ein Offizier. Er war mein Freund. Ein braver Kerl, so wie ich. In der Tschetschnja wurde er getötet. Der sagte, daß die Lehrer das alles aus ihrem eigenen Kopfe herausholen. Du krepierst, sagte er, auf deinem Grabe wächst das Gras, und das ist alles. (Der Alte lachte.) Er war ein toller Kerl.

Und wie alt bist du? fragte Olenin.

Das weiß Gott! Siebenzig Jahre werden's sein. Als ihr eine Zarin hattet, da war ich schon ein großer Bub. Zähl' also nach, wieviel es sein können. Siebenzig Jahre werden's sein.

Ja, so ist's, aber du bist noch ein tüchtiger Kerl.

Ja, Gott sei Dank, ich bin gesund, ganz gesund; nur die Hexe von einem Weib hat mich verdorben.

Wie?

Ja, sie hat mich verdorben

Also wenn du stirbst, wächst Gras auf deinem Grabe? wiederholte Olenin.

Zeroschka hatte offenbar keine Lust, seine Gedanken klar auszudrücken; er schwieg eine Weile.

Und was hast du geglaubt? Trink'! rief er und erhob lachend sein Glas.



Wovon habe ich doch gesprochen? fuhr er fort und sann nach. — Ja, solch ein Mensch bin ich

also! Ich bin ein Jäger, im ganzen Kosakenlande giebt's meinesgleichen nicht, jedes Tier, jeden Vogel finde ich dir, und wo und wie — alles weiß ich; einen Hund habe ich, zwei Flinten, Neze, eine Stute, einen Habicht, alles habe ich, Gott sei Dank. Bist du ein echter Jäger und kein Prahler, so will ich dir alles zeigen. Solch ein Mensch bin ich. Jede Spur finde ich. Ich kenne das Tier gleich und weiß, wo es lagert, wo es trinkt, wo es sich wälzt. Ein Ruhebänkchen mache ich mir, sitze die ganze Nacht und wache, was sollte ich auch zu Hause sitzen! Da sündigt man nur und säuft sich voll, dann kommen noch die Weiber, giebt es Geschwäkz und Gewäsch, die jungen schreien, daß einem der Kopf brummt. Wie anders ist es, wenn man im Dämmerlicht hinausgeht und sich ein Plätzchen sucht, das Schilf niederdrückt, sich hintauert und da sitzt und wartet. Man weiß alles, was im Walde vorgeht, man schaut zum Himmel empor — da wandeln die Sterne, und man betrachtet sie, um zu sehen, wie lang es noch bis zum Morgen ist, man schaut rings um sich her — der Wald rauscht, und man wartet und wartet, ob es nicht bald knistert, ob nicht bald ein Eber zum Stellbichlein kommt, man hört, wie die jungen Adler kreischen, ob im Dorfe die Hähne krähen oder die Gänse schnattern. Sind's die Gänse, so ist's noch vor Mitternacht. Alles das weiß ich. Und wenn irgendwo in der Ferne eine Flinte kracht, kommen

einem allerlei Gedanken; wer hat wohl geschossen, denkt man; ein Kosak, der wie ich auf ein Wild lauert? Hat er es getroffen oder nur angeschossen, und läuft das arme Ding jetzt durch das Schilf und färbt es unnütz mit Blut? Das mag ich nicht, das mag ich nicht, wozu ein Tier anschießen? Dummheit, Dummheit — oder man denkt sich — vielleicht hat ein Abreke einen armen, dummen Kosaken erschossen? Das geht einem alles im Kopf herum. Einmal saß ich am Wasser und sieh' da, eine Wiege kommt angeschwommen. Sie ist ganz unverfehrt, nur der Rand ist abgebrochen. Was kommen mir da für Gedanken! Wem kann die Wiege gehören? Eure Teufel von Soldaten, denke ich, müssen in den Uul gekommen sein, Tschetschenzen gefangen haben, und einer von den Teufeln hat ein Kind getötet; faßt's an den Beinen und schlägt's an eine Ede. Machen sie's nicht so? Ach, die Menschen haben kein Herz! . . . Solche Gedanken kamen mir und mir ward schwer um's Herz. Die Wiege, denke ich, haben sie in's Wasser geworfen, das Weib fortgejagt, das Haus in Brand gesteckt und der Dshigit hat die Flinte genommen und ist auf unsere Seite herübergekommen zu plündern. So sieht man da und denkt. Hört man aber, wie durch das Didicht eine Herde bricht, dann klopft's innen. Wartet, Kinder! sie wittern einen, denkt man. Man sieht da und rührt sich nicht, das Herz geht poch, poch,

poch! Es springt förmlich mit einem in die Höhe. In diesem Frühling kam so eine schöne Herde heran. „Im Namen des Vaters und des Sohnes.“ . . . Ich wollte eben losdrücken, da schnaubt die Alte ihren Ferkeln zu: „Hütet euch, Kinder, da lauert ein Mensch!“ und alle schlugen sich knisternd in's Gebüsch. Als hätte sie die Erde verschlungen!

Aber wie hat denn die Sau den Ferkeln gesagt, daß ein Mensch da sitzt? fragte Olenin.

Was denkst du denn, denkst du, es ist so dumm, das Tier? O nein, es ist klüger als ein Mensch, wenn es auch Sau heißt. Das Tier weiß alles; nimm z. B., der Mensch geht über eine Spur und merkt es nicht; wenn aber die Sau auf deine Spur stößt, gleich wittert sie's und läuft davon; sie hat also Verstand. Du spürst deinen Geruch nicht und sie empfindet ihn; und noch eins: du willst sie töten, sie aber will lebendig im Walde umhergehen. Du hast solch ein Geseß, und sie hat solch ein Geseß. Sie ist eine Sau, und doch ist sie nicht schlechter als du; sie ist auch ein Geschöpf Gottes. Ach was! Dumm ist der Mensch, dumm, dumm ist der Mensch! wiederholte der Alte etliche Male und ließ den Kopf nachdenklich sinken.

Auch Olenin wurde nachdenklich. Er stieg die Treppe hinunter, legte die Hand auf den Rücken und ging schweigend auf dem Hofe auf und nieder.



Jeroschka wurde wieder lebhaft, erhob den Kopf und betrachtete aufmerksam die Nachtfalter, die um die flatternde Flamme des Lichts herumswirrten und sich die Flügel verbrannten.

Närrisches Ding, närrisches Ding, sagte er, wo fliegst du hin? närrisches Ding, närrisches Ding! — Er stand auf und begann mit seinen dicken Fingern die Schmetterlinge zu verscheuchen. Du verbrennst ja, närrisches Ding! Flieg' doch hier herum, hast ja so viel Platz, sagte er in zärtlichem Tone und gab sich Mühe, ihre Flügel mit seinen dicken Fingern zu fassen und sie hinauszulassen. — Du richtest dich selbst zu Grunde und thust mir leid.

So saß er noch lange da und schwatzte und trank. Olenin aber ging auf dem Hofe hin und her. Plötzlich schlug ein Flüstern von draußen an sein Ohr. Olenin hielt den Atem an und hörte deutlich das Lachen einer Frau, die Stimme eines Mannes und den Schall eines Kusses. Absichtlich raschelte er mit den Füßen im Grase und ging auf die andere Seite des Hofes. Nach einiger Zeit knarrte der Zaun. Ein Kosak im dunklen Tscherkessenrod und mit einer weißen Feder an der Mütze — es war Lufa — ging den Zaun entlang, und eine hochgewachsene Frauengestalt in einem weißen Gewande schritt an Olenin vorüber. Du gehst mich und ich gehe dich nichts an, schien ihm der kräftige Gang Mariankas zu sagen.

Er folgte ihr mit den Blicken bis zur Treppe der Wirtsstube und beobachtete sogar durch's Fenster, wie sie ihr Tuch abnahm und sich auf die Bank setzte. Und plötzlich ergriff die Seele des jungen Mannes das bange Gefühl der Einsamkeit, die Empfindung unbestimmter Wünsche und Hoffnungen und eines ziellosen Neides.

Die letzten Flammen in den Häusern waren erloschen, die letzten Laute im Dorfe waren verstummt. Die Zäune, das weißschimmernde Vieh in den Höfen, die Dächer der Häuser, die lautlosen Linden, alles schien in einem gesunden, friedlichen, wohlverdienten Schlafe zu liegen; nur das ununterbrochene Quaken der Frösche schlug gellend aus feuchter Ferne an das lauschende Ohr. Im Osten verschwanden allmählich die Sterne und schienen in der wachsenden Helligkeit zu verschwimmen, über dem Dorfe aber standen sie dichter und glänzender. Der Alte hatte den Kopf auf den Arm gestützt und war eingeschlummert. Ein Hahn krächte auf dem Hofe gegenüber. Olenin ging, beständig mit seinen Gedanken beschäftigt, auf und nieder. Die Klänge eines mehrstimmigen Liedes schlugen an sein Ohr. Er trat an den Zaun und horchte auf. Junge Kosakenstimmen sangen ein lustiges Lied, und vor allen hörte man eine kräftige, junge Stimme heraus.

Weißt du, wer dort singt? fragte der Alte, der wieder munter geworden war. Lufascha, er

ist ein Dshigit. Er hat einen Tschetschenen erschossen, darum freut er sich. Warum freut er sich da? Der Narr, der Narr!

Hast du je einen Menschen getötet? fragte Olenin.

Der Alte erhob sich plötzlich, auf beide Ellbogen gestützt, und brachte sein Gesicht ganz nah an Olenins Gesicht heran.

Teufel! schrie er ihn an, was fragst du! Davon spricht man nicht. Eine Seele zu vernichten, — ach, das drückt! — Leb' wohl, mein Freund! Nun habe ich mich satt gegessen und getrunken, sagte er und erhob sich. Soll ich dich morgen zur Jagd abholen?

Ja.

Schön; stehe früh auf, und verschläfst du's, so zahlst du Strafe.

Ich werde wohl früher als du aufstehen, antwortete Olenin.

Der Alte ging. Das Lied war verstummt. Man hörte Schritte und munteres Geplauder. Kurz darauf ertönte wieder das Lied, aber aus größerer Entfernung, und Jeroschkas mächtige Stimme hatte sich mit den Stimmen von vorhin vereinigt. „Was für Menschen, was für ein Leben!“ dachte Olenin, seufzte auf und ging allein in sein Zimmer zurück.



Onkel Jeroschka war Kosak in der Reserve und stand allein in der Welt. Seine Frau war zum orthodoxen Glauben übergetreten, sie war ihm davongegangen und hatte einen russischen Feldwebel geheiratet. Kinder hatte er nicht. Es war keine Prahlerei, wenn er von sich erzählte, er sei in alten Zeiten der erste Kosak im Dorfe gewesen. Im ganzen Kosakenlande war er durch seine Tapferkeit bekannt. Er hatte mehr als einen Tschetschenzen getötet, und auch Russen hatte er auf seinem Gewissen. Er war in den Bergen herumgestreift, er hatte auch bei den Russen gestohlen, er hatte auch zweimal im Gefängnis gesessen. Den größten Teil seines Lebens hatte er auf der Jagd und im Walde verbracht, wo er sich oft nur von einem Stückchen Brot nährte und nichts als Wasser trank. War er aber im Dorfe, so zechte er von morgens bis abends. Als er von Olenin nach Hause kam, schlief er etwa zwei Stunden. Vor Tagesanbruch noch erwachte er. Er blieb aber in seinem Bette liegen und dachte über den Menschen nach, den er gestern kennen gelernt hatte. Olenins Schlichtheit hatte ihm sehr gut gefallen. (Schlichtheit in dem Sinne, daß er ihn reichlich mit Wein bewirtet hatte.) Auch Olenin selbst hatte ihm gefallen. Er wunderte

sich darüber, daß alle Russen schlicht und reich sind, und wie es kommt, daß sie alle nichts wissen und doch gelehrt sind. Alle diese Fragen überdachte er, auch die, was er sich wohl von Olenin erbitten könnte. Onkel Jeroschkas Hütte war ziemlich groß und nicht alt, aber man sah ihr an, daß die Frau darin fehlte. Im Gegensatz zu der üblichen Reinlichkeit der Kosaken war das ganze Zimmer unsauber und in größter Unordnung. Auf dem Tische lagen herumgeworfen ein blutiger Kittel, ein halber Gladen und neben ihm eine gerupfte und in Stücke zerrissene Dohle zur Fütterung des Habichts; auf den Bänken lagen umhergestreut: Schuhzeug, eine Flinte, ein Dolch, ein Beutel, feuchte Kleider und Lappen. Im Winkel in dem Zuber mit schmutzigem, stinkendem Wasser lagen andere Fußlappen zum Weichen, daneben stand eine Windbüchse und ein Loder. Auf dem Fußboden lag ein Netz, mehrere geschossene Fasanen, und um den Tisch herum spazierte ein Hühnchen, das an einem Bein festgebunden war, und pickte die Brosamen von der schmutzigen Diele auf. In dem ungeheizten Ofen stand eine Schale mit einer milchähnlichen Flüssigkeit, auf dem Ofen piepste ein Steißfuß, der sich Mühe gab, sich von seinem Schnürchen loszureißen, und ein Habicht in der Mauer saß am Rande, schielte nach dem Hühnchen und drehte von Zeit zu Zeit seinen Kopf von rechts nach links. Onkel Jeroschka selbst lag auf dem Rücken auf

einem kurzen Bette, das zwischen Wand und Ofen stand. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, hatte die kräftigen Beine über den Ofen gestreckt und rieb mit seinem Daumen die Schrammen an seiner Hand, die ihm der Habicht, den er ohne Handschuhe zu tragen pflegte, gekraht hatte. Im ganzen Zimmer, besonders in der Nähe des Alten selbst, war die Luft von einem starken, aber nicht unangenehmen Geruch geschwängert, welcher den Alten überall hin begleitete.

Uide=ma, Onkel? (d. h. bist du zu Hause, Onkel?) ließ sich eine kräftige Stimme durchs Fenster vernehmen.

Er erkannte sofort die Stimme seines Nachbars Lufascha.

Uide, uide, uide! . . . bin zu Hause, komm' herein! schrie der Alte. Nachbar Marka, Lufa Marka, warum kommst du zum Onkel? oder gehst du auf Posten?

Der Habicht fuhr bei dem Schrei seines Herrn zusammen, schlug mit den Flügeln und zerrte an seinen Fesseln.

Der Alte liebte Lufascha. Ihn allein nahm er aus von seiner Verachtung des ganzen jungen Geschlechts der Kosaken. Außerdem gab Lufascha und seine Mutter als Nachbarn dem Alten oft Wein, Rahm und mancherlei andere Wirtschaftsvorräte, die Jeroscha fehlten. Onkel Jeroscha,

der sein ganzes Leben hindurch von Stimmungen beherrscht war, erläuterte doch jetzt seine Beweggründe in praktischer Weise. „Warum nicht? sie sind wohlhabende Leute, sagte er zu sich selbst, ich bringe ihnen frisches Wild, ein Hühnchen, und sie vergessen den Onkel nicht, bald ein Pastetchen, bald einen Pfannkuchen.“

Guten Tag, Marfa, ich freue mich, daß du kommst rief der Alte heiter und zog mit rascher Bewegung die nackten Füße vom Bett, sprang auf, machte zwei, drei Schritte über die knarrenden Dielen, und betrachtete seine auswärts gerichteten Beine, sie kamen ihm plötzlich ganz komisch vor. Er lächelte, stampfte ein- und das andere Mal mit der nackten Ferse auf und machte einen „Ausfall“. — Geschickt, was? fragte er und blinzelte mit seinen kleinen Augen. Lukascha lächelte kaum merklich. — Wie geht's auf dem Posten? fragte der Alte.

Den Wein bringe ich dir, Onkel, den ich dir auf der Wache versprochen habe.

Der Heiland schütze dich, sagte der Alte, hob seine Kleider und sein Beschmet auf, die auf der Diele umherlagen, kleidete sich an, zog den Gürtel zu, goß Wasser aus dem Scherben auf seine Hand, wischte sie an den alten Hosen ab, ordnete mit einem Stückchen Kamm seinen Bart und trat vor Lukascha hin. — Fertig, sagte er.

Lukascha nahm den Becher, wischte ihn aus,

goß Wein hinein, setzte sich auf die Bank und reichte ihn dem Onkel zu.

Auf dein Wohl! Im Namen des Vaters und des Sohnes, sagte er und nahm fröhlich den Wein entgegen. Werde dir, was du wünschest. Werde ein Held und verdiene dir ein Kreuz.

Auch Lukascha trank vom Wein mit einem Wunsche und stellte ihn wieder auf den Tisch. Der Alte erhob sich, brachte einen getrockneten Fisch, legte ihn auf den Boden, zerschlug ihn und klopfte ihn mit einem Stock, damit er weicher werde, dann legte er ihn mit seinen schwieligen Händen auf seinen einzigen grünen Teller und stellte ihn auf den Tisch.

Ich habe alles, auch einen Imbiß, Gott sei Dank, sagte er stolz. — Nun, wie steht's mit Mossow?

Lukascha erzählte, wie der Unteroffizier ihm die Flinte weggenommen habe; er wollte offenbar die Ansicht des Alten darüber hören.

Um die Flinte dränge ihn nicht, sagte der Alte, gibst du ihm die Flinte nicht, so bekommst du auch keine Belohnung.

Ach, was? Welche Belohnung könnte ein Rekrut bekommen? Und die Flinte ist wertvoll, eine Krimflinte, 80 Münzen kostet sie.

Laß das. Ich habe auch einmal mit einem Hauptmann einen Streit gehabt, er wollte ein Pferd von mir haben. Gib mir das Pferd, sagt



er, und ich schlage dich zum Fähnrich vor. Ich gebe es nicht und bekomme auch nichts.

Aber Onkel, ich muß mir ein Pferd kaufen, und jenseits des Flusses, sagen die Leute, bekommt man feins unter 50 Münzen, und die Mutter hat ihren Wein noch nicht verkauft.

Ach, wir haben uns keine Sorge gemacht, sagte der Alte. Als Onkel Jeroschka in deinen Jahren war, plünderte er schon die Pferdeherden bei den Nogaiern und trieb sie über den Terek. Da bekam einer manchmal ein prächtiges Pferd für ein Maß Branntwein oder einen Filzmantel.

Warum hast du es aber so billig abgegeben? sagte Lukaschka.

Du Narr, du Narr, Marka, sagte der Alte verächtlich, so muß es sein. Man stiehlt doch, um nicht geizig zu sein. Ihr, glaube ich, habt wohl gar nie gesehen, wie man Pferde fortreibt? Warum schweigst du?

Was soll ich sagen, Onkel? fragte Lukaschka, wir sind eben andere Menschen.

Du Narr, du Narr, Marka! . . . andere Menschen! antwortete der Alte, dem jungen Kosaken nachäffend, ich war ein anderer Kosak in deinen Jahren.

Wie meinst du das? fragte Lukaschka.

Der Alte schüttelte verächtlich den Kopf.

Onkel Jeroschka war schlicht, er teilte gern mit andern. Darum war auch alle Welt in der

Tschetschnja mit mir befreundet. Kommt ein Freund zu mir, so mache ich ihn mit Branntwein betrunken, rede ihm gut zu und lasse ihn bei mir schlafen. Fahre ich zu ihm, so nehme ich ein Geschenk, ein „Peschkesch“, mit. So müssen Menschen leben, aber nicht wie jetzt: nur mit den Mädchen spielen, die Kerne kauen und die Schale ausspucken, schloß der Alte und machte die Bewegung des Kerne-Kauens und des Schale-Ausspeiens.

Ich weiß wohl, sagte Lukascha, es ist einmal so.

Willst du ein Held sein, so sei ein Dshigit, aber kein Bauer; auch der Bauer kauft sich sein Pferd, giebt sein Geld her und nimmt sein Pferd.

Sie schwiegen beide.

Es ist auch langweilig, Dunkel, im Dorfe oder auf der Grenzwache liegen und sich gar nicht ordentlich austoben können. Alles feiges Volk! So zum Beispiel der Nasar. Jüngst waren wir im Ul. Da forderte uns Girej-Chan auf, Pferde aus dem Nogaierland zu holen — keiner wollte mitgehen; wie soll man allein gehen?

Wozu ist denn der Dunkel da? Denkst du, ich bin eingetrodnet . . . nein, ich bin nicht eingetrodnet. Gieb mir ein Pferd, ich reite sofort in's Nogaierland.

Wozu leeres Stroh dreschen? sagte Lukascha, sag' mir lieber, wie ich's mit Girej-Chan halten soll?



Führe das Pferd nur bis zum Teret, sagte er. Dort will ich mit einer ganzen Herde schon den Weg finden. . . . Er ist doch auch ein Glattkopf, dem man nicht gut trauen kann.

Girej-Chan kann man trauen, sein ganzes Geschlecht sind brave Leute, sein Vater war mir ein teurer Freund. Folge nur dem Onkel. Ich werde dir nichts Schlechtes raten. Laß ihn einen Schwur leisten, dann kannst du sicher sein; und ziehst du mit ihm aus, halte deine Pistole bereit, besonders wenn er die Pferde teilt. Mich hätte ein Tschetschenze beinahe einmal erschlagen, ich forderte von ihm zehn Münzen für ein Pferd. Trauen kannst du schon, aber lege dich nicht ohne Flinte schlafen.

Lufascha hörte dem Alten aufmerksam zu.

Sieh, Onkel, die Leute erzählen, du besitzt ein Zaubergras, begann er nach einer kurzen Pause.

Ich habe das Gras nicht, aber ich will dich lehren, was du zu machen hast. Du bist ein guter Junge und wirst des Alten nicht vergessen. . . . Soll ich's dich lehren, wie?

Lehr' mich's, Onkel.

Weißt du, was eine Schildkröte ist? Ein Teufel ist sie, die Schildkröte nämlich.

Wie sollte ich das nicht wissen?

Suche ihr Nest auf, mache ein Geflecht rings herum, damit sie nicht heraus kann. Dann kommt sie, geht in der Runde herum und bald wieder

zurück — dann sucht sie das Zaubergras, bringt es heran und zerstört dabei das Geflecht. Am andern Morgen gehst du recht früh hin und siehst nach: wo das Geflecht zerstört ist, da liegt das Zaubergras. Das nimmst du und trägst es, wohin du willst, dann giebt's für dich kein Schloß und keinen Riegel mehr.

Hast du's erprobt, Onkel, wie?

Erprobt hab' ich's nicht, aber gute Leute haben's mir erzählt. Ich hatte nur meinen Spruch. Immer, wenn ich aufs Pferd stieg, sagte ich mein Ave her und niemand hat mir an's Leben gekonnt.

Was für ein Ave, Onkel?

Das kennst du nicht? Ach, dieses Volk! Das wird dir der Onkel sagen, hör' zu und sprich mir nach:

Ave, der Du in Zion thronst,
 Du bist mein König!
 Ich steige zu Roß.
 Sophonius rufet,
 Zacharias betet.
 Vater Mandrit,
 Du Menschen=enschen=freund!

Du Menschen—enschen—freund — wiederholte der Alte. Kannst du es? Sag's her.

Lufascha lächelte.

Wie, Onkel, darum hat dir keiner an's Leben können, wirklich?

Ihr seid klug! Vern' du's nur und sag's her, das kann dir nicht schaden. Hast du „Mandrit“ gesagt, dann ist's schon gut — und der Alte mußte selbst lachen. — Aber in's Nogaierland, Luka, geh nicht, hörst du?

Warum nicht?

Es ist nicht die Zeit dazu. Ihr seid auch andere Menschen. Drecksosaten seid ihr geworden. Und wieviel Russen hat man euch auf den Hals gehehrt! Die würden dich vor Gericht stellen. Laß es, sag' ich dir; was wollt ihr damit! Wenn ich mit Girtschik —

Und der Alte wollte seine endlosen Geschichten beginnen. Lukascha aber sah durch's Fenster.

Es ist ganz hell, Dunkel, unterbrach er ihn, es ist spät, besuch' mich einmal.

Der Heiland schütze dich. Ich gehe zu dem Offizier. Ich habe versprochen, ihn auf die Jagd zu begleiten. Er scheint ein guter Mensch zu sein.



Von Jeroscha begab sich Lukascha nach Hause. Ein feuchter Nebel stieg vom Boden auf und hüllte das Dorf ein. Das Vieh begann sich von allen Seiten in Bewegung zu setzen, aber man sah es nicht. Immer häufiger und lauter krächten die Hähne. Die Luft wurde durchsichtig, und der

Alte begann aufzustehen. Lukascha näherte sich dem nebelfeuchten Zaun seines Hofes und betrachtete die Treppe der Hütte und die offene Pforte. Auf dem Hofe hörte man durch den Nebel den Klang der Axt beim Holzspalten. Lukascha trat in die Hütte ein. Seine Mutter war schon aufgestanden. Sie stand am Ofen und warf Holzscheite hinein. Im Bette lag seine kleine Schwester und schlief noch.

Nun, Lukascha, genug gezecht? sagte die Mutter leise; wo warst du zur Nacht?

Im Dorfe war ich, antwortete der Sohn unwillig, nahm die Büchse aus dem Futteral und betrachtete sie.

Die Mutter schüttelte den Kopf.

Lukascha schüttete Pulver auf die Pfanne, zog den Beutel hervor, nahm einige leere Hülsen heraus, füllte die Ladung hinein und schloß sie sorgfältig mit den Pfropfen, die er in einen Lappen gehüllt trug. Dann biß er mit den Zähnen die Pfropfen ab, betrachtete sie und legte den Beutel fort.

Mutter, ich habe dich gebeten, meine beiden Beutel auszubessern, hast du's gemacht?

Gewiß, die Stumme hat sie gestern abend zu rechtgemacht. Mußt du schon wieder auf Posten? Ich habe dich kaum gesehen.

Ich mache mich nur fertig, dann muß ich gehen.

Und er band den Pulverbeutel zu. — Wo ist die Stumme? Ist sie ausgegangen?

Sie haut gewiß Holz. Immer und immer härmt sie sich um dich. Ich sehe ihn gar nicht mehr, sagt sie, dabei zeigt sie mit der Hand auf die Augen, schmalzt mit der Zunge, drückt die Hand auf die Brust — bange, soll das heißen. Soll ich sie rufen, wie? Das mit dem Abreßen hat sie ganz gut verstanden.

Ruf' sie, sagte Lukascha . . . Ich hatte auch noch Fett dort, bringe es mit, ich muß meinen Säbel einreiben.

Die Alte ging, und nach wenigen Minuten kam Lukaschas stumme Schwester in die Hütte. Man hörte ihre Tritte auf den knarrenden Stufen. Sie war sechs Jahre älter als ihr Bruder und wäre ihm sehr ähnlich gewesen, wenn sie nicht die allen Taubstummen eigenen stumpfen und häßlich veränderten Züge gehabt hätte. Ihre Kleidung bildete ein grobes, geflicktes Hemd, ihre Füße waren bloß und schmutzig, um den Kopf trug sie ein altes blaues Tuch, ihr Hals, ihre Hand und ihr Gesicht waren muskulös, wie die eines Bauern. Man sah es sowohl ihrer Kleidung wie ihrer ganzen Erscheinung an, daß sie ununterbrochen schwere, männliche Arbeit verrichtete. Sie trug ein Bündel Holz und warf es vor dem Ofen nieder. Dann trat sie zu dem Bruder heran, berührte ihn mit einem freudigen Lächeln, das ihr ganzes Gesicht

in Falten zog, an der Schulter und machte mit den Händen, dem Gesicht und dem ganzen Körper lebhaftes Geberden.

Schön, schön, du bist ein braves Mädchen, Stepka, antwortete der Bruder und nickte mit dem Kopfe, hast alles gut besorgt und gut ausgebessert. Da hast du! und er nahm aus der Tasche zwei Pfefferkuchen und reichte sie ihr hin.

Das Gesicht der Stummen errötete, und sie heulte wild auf vor Freude. Sie griff nach den Pfefferkuchen, machte immer noch lebhaftes Geberden, zeigte wiederholt nach der einen Seite und fuhr sich mit dem Daumen über Augenbrauen und Gesicht.

Lukascha verstand sie und nickte mit leichtem Lächeln. Sie meinte, der Bruder sollte den Mädchen Naschwerk geben, meinte, die Mädchen liebten ihn, und ein Mädchen, Marianka, das besser sei als alle andern, liebe ihn auch. Marianka bezeichnete sie, indem sie lebhaft nach der Richtung ihres Hofes, dann auf ihre Augenbrauen und ihr Gesicht zeigte, mit den Lippen schnalzte und den Kopf hin und her wiegte.

„Sie liebt!“ deutete sie an, indem sie die Hand an die Brust drückte, ihre eigenen Hände küßte und die Geberde der Umarmung machte. Die Mutter kam wieder herein, und als sie sah, wovon die Stumme sprach, lächelte sie und schüttelte den

Kopf. Die Stumme zeigte ihr die Pfefferkuchen und heulte wieder vor Freude auf.

Ich habe Ulitka neulich gesagt, daß ich werben komme, sagte die Mutter, sie hat meine Worte gut aufgenommen.

Lukascha sah die Mutter schweigend an.

Was meinst du, Mütterchen, wir müssen den Wein verkaufen — ich brauche ein Pferd.

Ich verkaufe den Wein, wenn die Zeit kommt; ich mache die Fässer zurecht. Sie schien nicht zu wünschen, daß der Sohn sich in Wirtschaftsangelegenheiten mische. — Wenn du fortgehst, sagte die Alte zu ihrem Sohne, so nimm im Flur das Säckchen mit, ich habe es von den Nachbarn geborgt und dir für den Posten zurechtgemacht; oder soll ich's dir in die Satteltasche legen?

Wie du willst, antwortete Lukascha. — Und wenn Girej-Chan den Fluß herüberkommt, schide ihn auf die Grenzwahe. Jetzt werde ich lange keinen Urlaub haben. Ich habe mit ihm etwas zu verhandeln.

Er machte sich bereit zu gehen.

Ich schide ihn hin, Lukascha, ich schide ihn hin. Sag', bei der Jamka habt ihr wohl die ganze Zeit gezecht, sagte die Alte. Als ich in der Nacht aufstand und nach dem Vieh sah, war mir's, als hörte ich dich ein Lied singen.

Lukascha antwortete nicht, er ging in den Flur hinaus, warf die Säcke über die Schulter, zog

den Mantel glatt, nahm seine Flinte und blieb an der Schwelle stehen.

Leb' wohl, Mütterchen, sagte er und schloß die Thür hinter sich. — Schide mir durch Nasarka ein Fäßchen, ich hab's den Kameraden versprochen. Er wird es holen kommen.

Der Heiland schütze dich, Gott mit dir! Ich schide es dir, von dem neuen Faß schide ich dir, antwortete die Alte und schritt auf den Zaun zu. Aber hör' — fügte sie noch hinzu und beugte sich über den Zaun.

Der Kosak blieb stehen.

Du hast hier gezech, nun, in Gottes Namen! Warum sollte ein junger Mensch nicht fröhlich sein? Und Gott hat dir Glück gegeben. Das ist alles schön und gut, aber jetzt sieh zu, mein Söhnchen, daß du nicht . . . und vor allem sei höflich gegen deine Vorgesetzten. — Nicht anders! Ich will auch den Wein verkaufen und das Geld bereithalten, damit du dir dein Pferd kaufst, und will um das Mädchen werben.

Gut, gut, antwortete der Sohn mürrisch.

Die Stumme schrie, um die Aufmerksamkeit des Bruders auf sich zu lenken. Sie zeigte auf den Korb, auf die Hände, und das bedeutete einen rasierten Kopf, einen Tschetschenzen, dann zog sie die Augenbrauen zusammen und machte eine Gebärde, als ob sie mit einer Flinte zielte, schrie auf, gab einen singenden Ton von sich und wiegte

dabei den Kopf. Sie meinte Lufascha solle noch einen Tschetschenzen töten.

Lufascha verstand sie, lächelte, ging mit schnellen, leichten Schritten weiter, drückte die Flinte auf seinem Rücken unter dem Filzmantel fest an sich und verschwand in dem dichten Nebel.

Die Alte blieb eine Weile schweigend im Thore stehen, dann ging sie in die Stube zurück und machte sich sogleich an die Arbeit.



Lufascha ging auf die Grenzwache. In derselben Stunde piff Onkel Jeroscha seinem Hunde und stieg über den Zaun, um hinten herum in Olenins Wohnung zu gelangen. (Wenn er zur Jagd ging, begegnete er nicht gern Weibern.) Olenin schlief noch. Auch Wanjuscha war noch nicht aufgestanden. Er lag wach im Bette, ließ seine Blicke umherschweifen und überlegte, ob es wohl schon Zeit sei, als Onkel Jeroscha, die Flinte auf dem Rücken, in voller Jagdausrüstung die Thür öffnete.

Stöcke her! schrie er mit seiner Donnerstimme. Hallo! Die Tschetschenzen kommen, Iwan. Bring' den Samowar für den Herrn, und du schnell aus dem Bette, schrie der Alte. Ja, so geht's bei uns, lieber Freund, die Mädchen sind auch schon auf. Schau nur zum Fenster

hinaus, schau, da geht eine Wasser holen, und du schläfst noch.

Olenin erwachte und sprang auf. Und er fühlte sich so frisch, so heiter, als er den Alten sah und seine Stimme hörte.

Schnell, schnell! Wanjuscha! rief er.

So also gehst du auf die Jagd? Die anderen Leute frühstücken schon, und du schläfst noch.

Djam! wohin! rief er seinem Hunde.

Ist die Flinte fertig? was? schrie der Alte, als ob eine Anzahl Menschen im Zimmer wäre.

Nun ja, ich muß mich schuldig bekennen. Pulver, Wanjuscha, Pfropfen! sagte Olenin.

Kostet Strafe, schrie der Alte.

Dü te wulewu? fragte Wanjuscha grinsend.

Du gehörst nicht zu uns. Du sprichst ein fremdes Kauderwelsch, Teufel! schrie der Alte und riß seinen Mund weit auf.

Das erste Mal verzeiht man's, scherzte Olenin und zog seine großen Stiefel auf.

Gut, man verzeiht's das erste Mal, antwortete Jeroschka; verschläfst du's aber zum zweitenmale, so zahlst du einen Eimer Most. Wenn es wärmer wird, findest du keinen Hirsch mehr.

Und wenn man ihn auch findet, so ist er klüger als wir. Er wiederholte damit die Worte des Alten von gestern abend. Wir überlisten ihn nicht.

Spotte du nur! Erst schieße einen, dann rede. Nun rasch, sieh, da kommt auch dein Wirt zu dir, sagte Jeroschka durch's Fenster blickend. Schau, wie er sich gepuht hat. Seinen neuen Kittel hat er an, damit du sähest, daß er Offizier ist. Ach, das Volk, das Volk!

Wirklich meldete Wanjuscha, der Wirt wünsche den Herrn zu sprechen.

Darschang, setzte er tiefsinnig hinzu, um den Herrn auf die Bedeutung des Besuches vorzubereiten. Gleich darauf trat der Fähnrich selbst in einem neuen Ischerkessenrod mit den Offiziers-epauletten auf den Schultern, in gewichsten Stiefeln, — eine Seltenheit bei Kosaken —, ein Lächeln auf dem Gesicht, wiegenden Ganges in das Zimmer und wünschte frohen Feiertag!

Der Fähnrich Ilja Wassiljewitsch war ein gebildeter Kosak. Er hatte in Rußland gelebt, war Schullehrer und ein Edelmann. Er wollte auch den Edelmann spielen, aber unwillkürlich verriet sich unter der oberflächlichen Lünche seiner Gefallsucht, seines Selbstbewußtseins und seiner albernen Redeweise ein anderer Onkel Jeroschka. Das erkannte man auch an seinem verbrannten Gesicht, an seinen Händen und an seiner roten Nase. Olenin bat ihn, Platz zu nehmen.

Guten Tag, Väterchen, Ilja Wassiljewitsch, sagte Jeroschka. Dabei erhob er sich und machte, wie es Olenin vorkam, eine ironische Verbeugung.

Guten Tag, Onkel, du schon hier? antwortete der Fähnrich, nachlässig mit dem Kopfe nickend.

Der Fähnrich war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem grauen Spitzbart, hager, zart und hübsch und noch recht frisch für seine Jahre. Als er zu Olenin kam, beunruhigte ihn offenbar, daß man ihn für einen gewöhnlichen Kosaken halten könnte, und er wollte ihn sogleich seine Bedeutung fühlen lassen.

Das ist unser egyptischer Nimrod, sagte er mit selbstbewußtem Lächeln zu Olenin gewandt und auf den Alten hindeutend. Ein Jäger vor dem Herrn. Der Erste hier, ein Mann, der alles kann. Ist Ihnen das schon bekannt?

Onkel Jeroschka betrachtete seine Füße, die in den feuchten Porschni steckten, schüttelte nachdrücklich den Kopf, als bewunderte er die Gewandtheit und Gelehrsamkeit des Fähnrichs, und wiederholte vor sich hin: egyptischer Nimrod, was dem nicht alles einfällt!

Ja, wir wollen eben auf die Jagd gehen, sagte Olenin.

So, so, bemerkte der Fähnrich, aber ich hätte mit Ihnen etwas zu besprechen.

Ich stehe zu Diensten.

Da Sie ein Edelmann sind, begann der Fähnrich, und da auch ich Offizier bin, werden wir uns wohl immer verständigen, wie alle Edelleute . . . (Er hielt inne und schaute lachend den Alten



und den Offizier an.) Wenn Sie aber den Wunsch haben sollten, mit meiner Zustimmung, denn meine Frau ist ein dummes Weib in unserem Stande und hat Ihre Worte vom gestrigen Tage nicht verstehen können, dann könnte ja der Regimentsadjutant meine Wohnung ohne Stall für sechs Münzen haben, ohne Entschädigung aber kann ich als Edelmann immer nein sagen. Wenn Sie aber wünschen, kann ich, da ich selbst Offizier bin, in allem Ihnen persönlich entgegenkommen und als Inwohner dieses Landes, wenn auch nicht nach unserer Sitte, in allem die Bedingungen beobachten . . .

Fein spricht er, bemerkte der Alte.

Der Fähnrich sprach noch lange in diesem Tone fort. Aus allem konnte Dlenin mit einiger Anstrengung heraushören, daß der Fähnrich den Wunsch habe, sechs Münzen monatlich für die Wohnung herauszuschlagen. Er ging bereitwillig darauf ein und bot seinem Gast ein Glas Thee an. Der Fähnrich lehnte ab.

Nach unserer thörichten Sitte, sagte er, halten wir es sozusagen für eine Sünde, aus einem weltlichen Glase zu trinken. Ich könnte es zwar bei meiner Bildung wohl begreifen, — aber meine Frau würde bei der menschlichen Schwäche . . .

Wünschen Sie vielleicht Thee?

Wenn Sie gestatten, hole ich mein eigenes Glas, mein eigentümliches, antwortete der Fähnrich

und trat in den Treppenflur hinaus. — Bring' mein Glas, rief er.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür, und der gebräunte Arm eines jungen Mädchens in rosa Ärmeln reichte durch die Spalte ein Glas. Der Fähnrich trat heran, nahm das Glas und flüsterte der Tochter etwas zu. Olenin goß dem Fähnrich den Thee in das eigentümliche, Jeroschka in das weltliche Glas.

Aber ich möchte Sie nicht aufhalten, sagte der Fähnrich und trank hastig den letzten Schluck. Ich meinerseits habe eine starke Neigung für den Fischfang. Hier bin ich nur zeitweilig, gleichsam zur Erholung von meinen Pflichten. Ich habe auch Lust, mein Glück zu versuchen, ob mir nicht die „Gaben des Teref“ zu teil werden. Ich hoffe, Sie werden auch mir einmal das Vergnügen Ihres Besuches erweisen und mit mir von einem „Väterlichen“ trinken, wie es bei uns im Dorfe Sitte ist, fügte er hinzu. Der Fähnrich verneigte sich, drückte Olenin die Hand und ging hinaus. Während Olenin sich fertig machte, hörte er die befehlende, räsionierende Stimme des Fähnrichs, der seinen Hausleuten Anordnungen gab, und gleich darauf sah Olenin, wie der Fähnrich in einem weißen, bis an die Knie aufgestreiften zerrissenen Beschmet mit einem Neze auf dem Rücken an seinem Fenster vorüberging.

Schurke, sagte Onkel Jeroschka, der sein welt-

liches Glas geleert hatte. Sag', wirst du ihm wirklich sechs Münzen zahlen? Ist das erhört? Die beste Stube im Dorfe kann man für zwei Münzen haben. Scheusal! Ich gebe dir meine für drei Münzen.

Nicht doch, ich bleibe schon hier, sagte Olenin.

Sechs Münzen! . . . ein Sündengeld — ah — ah — antwortete der Alte. — Bring' Wein, Iwan!

Olenin nahm einen Imbiß, trank ein Schnäpschen vor dem Aufbruch und ging mit dem Alten zusammen fort. Es war 8 Uhr morgens, als er auf die Straße hinaustrat.

Am Thor begegneten sie einem bespannten Wagen.

Mariana zog die Ochsen an einem Strid, der um die Hörner gebunden war. Ihr Gesicht war bis an die Augen in ein weißes Tuch gehüllt. Sie trug ihr Besämet über Hemd und Stiefel. In der Hand hielt sie eine lange Rute.

Muttelchen, sagte der Alte und machte eine Geberde, als ob er sie umfangen wollte.

Marianka holte mit der Rute gegen ihn aus und sah sie beide mit ihren schönen Augen fröhlich an.

Olenin wurde noch froher zu Mute.

Nun gehen wir, gehen wir, sagte er und warf die Flinte über die Schulter. Er fühlte, wie der Blick des Mädchens auf ihm ruhte.

Hüh, hüh, tönte Marianas Stimme hinter ihm, und gleich darauf knarrte der Wagen, der sich eben in Bewegung setzte.

So lange der Weg an den Hinterhäusern des Dorfes die Triften entlang ging, plauderte Jeroscha fortwährend. Er konnte den Fährnich nicht vergessen und hörte nicht auf zu schimpfen.

Warum bist du so böse auf ihn? fragte Olenin.

Der Geizhals, ich mag ihn nicht, antwortete der Alte. Berreicht er, so bleibt doch alles hier. Für wen sammelt er? Zwei Häuser hat er gebaut. Einen zweiten Garten hat er dem Bruder abgezwickelt, und was für ein Hund ist er in Schreibsachen! Von den anderen Dörfern kommen sie zu ihm, um Schriftstücke aufzusehen. Und wie er schreibt, immer geht's gut aus. Er trifft immer das Richtige. Aber für wen sammelt er? Er hat nur einen Knaben und ein Mädchen. Die verheiratet er, dann bleibt niemand im Haus.

So sammelt er also zur Mitgift?

Was für Mitgift? Das Mädchen nimmt man so. Ein prächtiges Mädchen! Aber er ist ein solcher Teufel, er sucht nach einem reichen Schwiegersohn. Er möchte noch ein großes Brautgeld heraus schlagen. Da ist ein Kosak Luka, mein Nachbar und Verwandter, ein vortrefflicher Junge, der den Tschetschenzen getötet hat, der wirbt schon lange um sie, aber er giebt sie ihm nicht. Bald hat er dies, bald jenes. Das Mädchen ist noch

zu jung, sagt er. Ich weiß aber, was er meint. Er will, daß sie ihm mit Geschenken kommen. Heuer gab's Schande um dieses Mädchen. Aber der Lukascha kriegt sie doch, denn er ist der erste Kosak im Dorfe, ein Dshigit, er hat den Abreten getötet und wird ein Kreuz bekommen.

Und was bedeutet das? Als ich gestern auf dem Hofe hin und her ging, sah ich, wie die Wirtstochter einen Kosaken küßte, sagte Olenin.

Das kann nicht wahr sein, rief der Alte und blieb stehen.

Wahrhaftig, sagte Olenin.

Das Weib ist ein Teufel, sagte Jeroscha nachdenklich. Wie sah der Kosak aus?

Das habe ich nicht gesehen.

Was für ein Abzeichen trug er an der Mütze? Ein weißes?

Ja.

Und einen roten Rod? In deiner Größe etwa?

Nein, größer.

Er ist's! — Jeroscha lachte. — Er ist's, mein Marka. Kein anderer, Lukascha. Ich nenne ihn Marka zum Scherz. Wahrhaftig, er ist's, so habe ich ihn gern. Ganz so war ich, mein Freund. Sind sie denn nur zum Ansehen da? Mein Schätzchen konnte mit der Mutter, mit der Schwägerin zusammenschlafen, ich froh doch zu ihm.

Einstmals, sie wohnte hoch oben — die Mutter war eine Hexe, ein Teufelsweib, nicht ausstehen konnte sie mich — ich komme mit meinem Kumpan — will sagen mit meinem Freunde —, Girtschik hieß er, ich komme an das Haus, krieche auf seine Schultern, hebe das Fenster aus und taste herum. Sie schloß ganz nahe auf der Bank. Ich wede sie. Sie springt auf. Sie hatte mich nicht erkannt. Wer da? Ich durfte doch kein Wort sprechen. Schon rührte sich die Mutter. Ich nahm die Mütze vom Kopfe und drückte sie ihr auf das Fränzchen. Sie erkannte mich gleich an dem Saum, der an meiner Mütze war. Sie sprang auf. Es kam auch vor, daß ich gar nichts wollte. Da holte sie Eierkuchen und Weintrauben. Alles schleppte sie herbei — fuhr Jeroschka fort und erläuterte alles mit Gebärden. — Und sie war nicht die einzige. Das war ein Leben!

Und was jetzt?

Jetzt wollen wir dem Hunde nachgehen, und haben wir einen Fasan auf einen Baum gejagt, dann geht das Schießen los.

Würdest du Marianka nachstellen?

Achte lieber auf den Hund. Abends will ich dir zu Ende erzählen, sagte der Alte und wies auf seinen Lieblingshund Ujam hin.

Sie schwiegen eine Weile.

Nachdem sie dann etwa hundert Schritte plaudernd gegangen waren, blieb der Alte wieder

stehen und zeigte auf eine Rute, die über den Weg lag.

Was denkst du davon? sagte er. Du denkst, das bedeute nichts. O nein, dieser Stod liegt schlecht.

Schlecht? warum?

Er lachte.

Du weißt auch gar nichts. Paß auf! Wenn ein Stod so liegt, gehe nicht über ihn weg, gehe entweder herum oder schiebe ihn aus dem Wege, und sage das Gebet: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dann gehe in Gottes Namen weiter. Dann thut's dir nichts. Das haben mich die Alten gelehrt.

Ach, was für Unsinn! sagte Olenin. Erzähle mir lieber etwas von Mariana. Sag', sie geht mit Lukascha?

St . . . still jetzt, unterbrach der Alte wieder flüsternd dieses Gespräch. Paß nur auf, wir gehen jetzt um den Wald herum.

Und der Alte ging in seinen Porschni unhörbar voran, den schmalen Pfad entlang, der in den dichten Urwald hineinführte. Er sah sich mehrmals mürrisch nach Olenin um, der mit seinen großen Stiefeln Geräusch machte und öfter mit seiner Flinte, die er unvorsichtig hielt, an die welken Zweige stieß, die über den Weg hingen.

Mach' kein Geräusch, geh' leiser, Soldat, rief er ihm ärgerlich flüsternd zu.

Man fühlte an der Luft, daß die Sonne aufgegangen war. Der Nebel teilte sich, hing aber noch in den Gipfeln der Bäume. Der Wald erschien ungeheuer hoch. Mit jedem Schritte, den sie vorwärts gingen, veränderte sich die Aussicht. Was ein Baum zu sein schien, erwies sich als ein Strauch; ein Schilfrohr hatte wie ein Baum ausgesehen.



Der Nebel stieg höher und ließ nur die feuchten Schilfdächer unsichtbar, oder er verwandelte sich in Tau und benetzte den Weg und das Gras an den Zäunen; überall stieg Rauch aus den Schornsteinen empor. Die Alten kamen aus den Dörfern. Die einen gingen zur Arbeit, die andern an den Fluß, noch andere nach der Grenzwahe. Die Jäger gingen nebeneinander über den feuchten, grasbewachsenen Steg. Die Hunde liefen neben ihnen her, wedelten mit den Schwänzen und sahen sich nach ihren Herren um. Myriaden von Mücken schwirrten durch die Luft, verfolgten die Jäger und bedeckten ihnen Rücken, Augen und Hände. Es duftete nach Gras und feuchtem Wald. Olenin sah unaufhörlich nach dem Wagen, in welchem Marianka saß und die Ochsen mit der Rute antrieb. Rings war es stille. Die Laute, die bisher aus dem Dorfe herübergeflungen waren,

erreichten die Jäger nicht mehr. Nur die Hunde knisterten im Gebüsch und bellten von Zeit zu Zeit die Vögel an. Olenin wußte, daß der Wald gefährlich sei, daß die Abreten sich immer an diesem Ort verbargen, er wußte auch, daß im Wald die Flinte ein starker Schutz für den Fußgänger war — nicht daß er Furcht gehabt hätte, aber er fühlte, daß ein anderer an seiner Stelle Furcht haben könnte. Und er spähte mit angespannter Aufmerksamkeit durch den nebeligen Wald und lauschte auf die schwachen Laute, die sich selten vernehmen ließen, faßte die Flinte fest und empfand ein angenehmes Gefühl, das er noch nie empfunden hatte. Onkel Jeroschka ging voraus. Bei jeder Pfütze, an der er Doppelspuren des Wildes wahrnahm, blieb er stehen, betrachtete sie aufmerksam und zeigte sie Olenin. Er sprach fast nichts. Nur selten und flüsternd machte er seine Bemerkungen. Der Weg, auf dem sie gingen, zeigte Spuren eines Wagens, war aber längst mit Gras bewachsen. Der Ulmen- und Platanenwald war von beiden Seiten so dicht und laubreich, daß man nirgends hindurchsehen konnte. Fast alle Bäume waren von oben bis unten mit wildem Wein umschlungen. Unten wuchsen dichte Schleh-
dornsträucher; jedes kleinste Fleckchen war mit Brombeergebüsch und Schilf bewachsen, dessen graue Köpfe sich hin und her bewegten. An vielen Stellen führten große Wildfährten, kleine tunnel-

artige Fasanenspuren von dem Walde in das Dickicht. Dies üppige Wachstum des Waldes, den das Vieh nie betreten, überraschte Olenin, der in seinem ganzen Leben nie etwas Ähnliches gesehen hatte, bei jedem Schritte. Dieser Wald, die Gefahr, der Alte mit seinem geheimnisvollen Flüstern, Marianta mit ihrer mannhaften, schlanken Gestalt und die Berge — alles erschien Olenin wie ein Traum.

Er hat einen Fasan gestellt, flüsterte der Alte, schaute sich um und drückte seine Mütze in's Gesicht. — Decke dein Gesicht! ein Fasan! — Er winkte Olenin ärgerlich zu und trock fast auf allen Bierern weiter. — Ein menschliches Gesicht hat er nicht gern.

Olenin war noch weit zurück, als der Alte stehen blieb und nach dem Baume spähte. Der Hahn krächte herab auf den Hund, der ihn anbellte, und Olenin bemerkte den Fasan. In diesem Augenblick ertönte ein kanonenähnlicher Schuß aus Jeroschkas großer Flinte. Der Hahn schüttelte sich, sträubte seine Federn und fiel zu Boden. Während Olenin auf den Alten zukam, schreckte er einen zweiten auf. Er legte an, zielte und traf. Der Fasan überschlug sich, blieb in den Zweigen hängen, dann fiel er wie ein Stein in das Dickicht nieder.

Vortrefflich! schrie der Alte, er hatte es nicht fertig gebracht, im Fluge zu schießen.

Sie hoben die Fasanen auf und gingen weiter. Olenin, den die Bewegung und das Lob angeregt hatten, ward nicht müde, auf den Alten einzureden.

Halt! hier geht's weiter. Gestern habe ich hier eine Hirschfährte gesehen.

Sie bogen in das Dickicht ein, gingen etwa dreihundert Schritt, dann kamen sie auf eine Wiese, die mit Schilf bestanden und hie und da mit Wasser bedeckt war. Olenin blieb hinter dem alten Jäger zurück, und Onkel Jeroschka, der ihm etwa zwanzig Schritte voraus war, kauerte zusammen, nickte ihm bedeutungsvoll mit dem Kopfe zu und winkte mit der Hand. Als Olenin ihn erreicht hatte, bemerkte er die Fußspuren eines Menschen, auf welche der Alte hinwies.

Siehst du?

Ja, nun was? sagte Olenin und bemühte sich ruhig zu sprechen — eine Menschenspur.

Unwillkürlich zogen durch seinen Kopf Gedanken an Coopers Pfadfinder und an die Abreten. Da er aber das geheimnisvolle Wesen des Alten sah, konnte er sich nicht entschließen, ihn zu fragen, und war im Zweifel, ob eine Gefahr oder die Jagd die Ursache dieser Feierlichkeit wäre.

Nein, das ist meine Spur, sagte der Alte schlicht und zeigte unter dem Grase die kaum merkbare Spur eines Wildes.

Der Alte ging weiter. Olenin hielt gleichen Schritt mit ihm. Zwanzig Schritt waren sie ge-

gangen. Der Weg führte bergab, und sie kamen in den dichten Wald an einen Birnbaum, unter dessen klauenförmigen Blättern der Boden dunkel und frischer Tiermist zu sehen war. Der Platz war mit Wein umringt und gleich einer gedeckten, lauschigen, dunklen, kühlen Laube. Morgens ist er dagewesen, sagte seufzend der Alte. Man sieht's. Das Lager ist noch schweißig und frisch.

Plötzlich ließ sich in einer Entfernung von etwa zehn Schritten ein starkes Krachen im Walde vernehmen. Beide fuhren zusammen, aber es war nichts zu sehen. Man hörte nur, wie die Zweige brachen. Einen Augenblick hörte man auch den gleichmäßigen, schnellen Galopp, das Krachen ging in ein Tosen über, das immer breiter und breiter, immer weiter und weiter durch den stillen Wald verhallte. Olenin war, als wäre etwas in seinem Herzen gerissen. Er spähte sorgfältig in das grüne Dickicht. Endlich blickte er den Alten an. Onkel Jeroscha hatte die Flinte an die Brust gedrückt und stand unbeweglich da. Seine Mütze war in den Nacken geschoben, seine Augen glühten mit außergewöhnlichem Glanze, und der offene Mund, aus dem drohend die gelben Zahnstumpfe hervorstanden, schien in dieser Lage erstarrt.

Der Hirsch, sagte er, warf die Flinte in rasender Wut zu Boden und zauste seinen grauen Bart. — Hier hat er gestanden. Wären wir nur vom Weg aus herangekommen . . . ich Narr, ich Narr!

Und wieder faßte er ärgerlich nach seinem Bart. — Ich Narr! ich Esel! wiederholte er und zauste seinen Bart, daß es ihm wehe that. Über den Wald im Nebel schien etwas vorübergeflogen zu sein; immer weiter und weiter, immer breiter und breiter hallten die Tritte des aufgeschreckten Hirschens wieder.

Es dämmerte schon, als Olenin müde, hungrig und voll Kraftgefühl mit dem Alten nach Hause kam. Das Essen stand bereit. Er aß und trank mit dem Alten, so daß ihm warm und fröhlich zu Mute wurde. Dann ging er hinaus auf die Treppe. Wieder erhoben sich vor seinen Augen im Osten die Berge. Wieder erzählte der Alte seine endlosen Geschichten von der Jagd, von den Abreisen, vom Schächten, von seinem sorglosen Abenteuerleben. Wieder ging die schöne Mariana im Hofe ein und aus. Unter ihrem Hemde zeichnete sich in schönen Linien ihre kräftige, jungfräuliche Gestalt.



Am andern Tage ging Olenin allein ohne den Alten an die Stelle, wo er mit ihm den Hirsch aufgeschreckt hatte. Statt den Umweg durch's Dorf zu nehmen, kletterte er, wie es im Dorfe alle thaten, über die Dornenhecke, und er hatte noch nicht Zeit gehabt, die Dornen, die an seinem

Ischerkessenrod hängen geblieben waren, abzuschütteln, als sein Hund, der vorausgerannt war, schon zwei Fasänen gestellt hatte. Er war kaum in das Buschwerk eingetreten, und schon flogen mit jedem Schritt Fasänen auf. (Der Alte hatte ihm gestern diese Stelle nicht gezeigt, um sie für die Jagd mit dem Lockbein aufzusparen.) Olenin erlegte mit zwölf Schuß fünf Fasänen, und weil er ihnen durch das Dickicht nachtroch, ward er so müde, daß ihm der Schweiß in Strömen herabließ. Er rief seinen Hund, setzte den Hahn in Ruhe, legte Kugeln auf das Schrot und ging, leise mit den Ärmeln seines Ischerkessenrods die Müden abwehrend, auf den Platz von gestern. Aber er konnte den Hund, der auf dem Wege selbst auf Spuren geraten war, nicht zurückhalten, und er erlegte noch ein paar Fasänen, so daß er durch diese Verzögerung erst gegen Mittag die Stelle von gestern wiederfand.

Der Tag war völlig klar, still, heiß. Die Morgenfrische hatte selbst dem Walde die Feuchtigkeit genommen, und Myriaden von Müden bedeckten förmlich Gesicht, Hand und Rücken des Jägers. Der schwarze Hund war grau geworden; sein ganzer Rücken war mit Müden bedeckt. Der Ischerkessenrod, durch den ihre Stachel hindurchgingen, war ebenfalls grau. Olenin wollte schon fliehen vor den Müden. Er glaubte, im Sommer sei es unmöglich, im Kosakendorfe zu leben. Er



wollte schon nach Hause gehen, aber er erwog, daß ja doch auch hier Menschen leben, und entschloß sich auszuhalten und sich den Tieren preiszugeben. Und sonderbar, um die Mittagsstunde wurde ihm diese Empfindung angenehm. Er glaubte sogar, wenn diese ihn von allen Seiten umgebende Müdenatmosphäre, dieser Müdenteig, der auf dem schweißigen Gesicht kleben blieb, sobald man mit der Hand darüber fuhr, und dieses unruhige Zucken am ganzen Körper fehlte, so müßte der Wald dieses Landes seinen Charakter und seinen Zauber verlieren. Diese Myriaden von Insekten gehörten so zu dem wilden, überströmend reichen Wachstum, zu dieser Unmasse von Wild und Vögeln, die den Wald bewohnten, zu diesem dunklen Grün, zu dieser duftigen warmen Luft, zu diesen schmutzigen Wasserbächlein, die an hundert Stellen aus dem Ferkel flossen und unter dem herabhängenden Laube hervorsiderten, daß ihm gerade das, was ihm zuerst schrecklich und unerträglich erschienen war, Freude bereitete. Nachdem er die Stelle, wo sie gestern dem Wild begegnet waren, umgangen und nichts gefunden hatte, wollte er ausruhen. Die Sonne stand gerade über dem Walde und brannte ihm unaufhörlich auf Kopf und Rücken, wenn er auf die Wiese und den Weg hinaustrat. Sieben schwere Fasanen, die am Gurt herabhängten, beschwerten ihm das Kreuz. Er suchte nach den gestrigen Spuren des Hirsches, arbeitete sich

bis zu dem Busche im Didicht durch zu derselben Stelle, wo gestern der Hirsch gelegen hatte, und ließ sich auf seinem Lager nieder. Er betrachtete ringsumher das dunkle Grün, er betrachtete die schweißige Stelle, den gestrigen Mist, die Anieipuren des Hirschens, die Scholle feuchter Erde, die der Hirsch aufgerissen hatte, und seine eigenen gestrigen Fußspuren. Es war ihm kühl und wohl zu Mute. Er dachte an nichts, er begehrte nichts, und plötzlich kam ein so sonderbares Gefühl grundlosen Glückes und grundloser Liebe über ihn, daß er aus bloßer Gewohnheit von der Kindheit her das Kreuz schlug und ein Dankgebet verrichtete. Plötzlich schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: „Ich, Dmitrij Olenin, ein vor allen anderen ausgezeichnetes Wesen, liege jetzt allein, Gott weiß wo, an derselben Stelle, wo ein Hirsch gelebt hat — ein alter schöner Hirsch, der vielleicht nie einen Menschen gesehen und solche Gedanken gehegt hat. Und ich sitze da, und um mich her stehen junge und alte Bäume, und einer von ihnen ist von wildem Wein umrankt. Um mich her drängen sich die Fasanen, einer den andern verscheuchend, und fühlen vielleicht die getöteten Brüder. Er befühlte seine Fasanen, betrachtete sie und rieb die vom warmen Blut befleckten Hände am Tscherkessenrod ab. Sie fühlen sie vielleicht, die Waldvögel, und flattern traurig nach der andern Seite. Um mich her schwirren Mücken zwischen den Blättern, die ihnen



wie große Inseln vorkommen, durch die Luft und summen; ein-, zwei-, drei-, vierhundert, tausend, eine Million Müden, und sie alle summen um mich herum aus einem bestimmten Grunde, und jede von ihnen unterscheidet sich von allen andern und ist ein ebensolcher Dmitrij Olenin, wie ich selbst.“ Es stand ihm klar vor Augen, was die Müden denken und summen. „Hierher, hierher, Kameraden, hier ist jemand, den man fressen kann,“ summen sie und setzen sich auf seinen Körper, und es ward ihm klar, daß er keineswegs ein russischer Edelmann, ein Mitglied der Moskauer Gesellschaft, ein Freund oder Verwandter dieses oder jenes war, sondern einfach eine Müde, ein Fasan oder ein Hirsch, wie die, die jetzt rings um ihn her leben. „Ganz wie sie, wie Onkel Jeroschka werde ich leben, werde ich sterben. Er hat recht: nur Gras wird drauf wachsen.“

„Was thut's auch, daß Gras drauf wächst?“ dachte er weiter, „leben heißt es, glücklich sein, denn ich begehre nur eines — Glüd, gleichviel, was ich bin: ein Tier, wie alle andern, über welches Gras wächst und weiter nichts, oder ein Gefäß, in welches ein Teil der einzigen Gottheit gelegt ist — leben heißt es, so gut man kann; aber wie muß man leben, um glücklich zu sein, und warum war ich bisher nicht glücklich?“ Und er gedachte seines früheren Lebens und ward von Abscheu gegen sich selbst erfüllt. Er kam sich selbst als ein begeh-

licher Egoist vor, während er im Grunde doch nichts für sich brauchte. Und ohne Unterlaß schaute er um sich her auf das lachende Grün, auf die sinkende Sonne und das helle Himmelsgewölbe, und er fühlte sich wieder ganz so glücklich wie vorher. „Warum bin ich glücklich, und wozu habe ich bisher gelebt,“ dachte er, „wie begehrlieh war ich für mich, was suchte ich immer wieder und that mir nichts als Schmach und Gram! Und doch brauchte ich nichts zu meinem Glücke.“ Und es war, als thäte sich um ihn her eine neue Welt auf. „Das ist das Glück,“ sagte er zu sich selbst, „das Glück besteht darin, für andere zu leben. Und das ist klar. In den Menschen ward das Bedürfnis nach Glück gelegt: darum ist es berechtigt. Befriedigt man es ichsüchtig, strebt man für sich nach Reichtümern, Ruhm, Lebensgenuß, Liebe, so kann es sich wohl fügen, daß die Umstände sich so gestalten, daß es unmöglich wird, diese Wünsche zu befriedigen. Folglich sind diese Wünsche unberechtigt, aber das Bedürfnis nach Glück ist nicht unberechtigt. Welche Wünsche aber können immer erfüllt werden ohne Rücksicht auf die äußeren Umstände? welche? — die Liebe, die Selbstverleugnung!“ Die Entdeckung dieser, wie er glaubte, neuen Wahrheit bereitete ihm eine solche Freude und Erregung, daß er aufsprang und ungeduldig nachzusinnen begann, für wen er sich auf der Stelle opfern, wem er Gutes thun,

wen er lieben könnte. „Man braucht ja nichts für sich — so spann er seine Gedanken fort —, warum sollte man nicht für die andern leben?“ Er griff nach der Flinte und trat aus dem Dickicht, um so schnell als möglich nach Hause zurückzukommen, all das zu überdenken und eine Gelegenheit zu suchen, Gutes zu thun. Als er auf die Wiese hinaustrat, sah er sich um: die Sonne war schon hinter den Wipfeln der Bäume verborgen; es wurde kühler. Der Ort schien ihm ganz fremd und unähnlich dem, welcher in der Umgegend des Dorfes lag, alles war plötzlich verändert — das Wetter, auch der Charakter des Waldes. Der Himmel hatte sich mit dichtem Gewölk überzogen, der Wind brauste durch die Wipfel der Bäume, rings umher sah man nichts als Schilf und wilden, verwahrlosten Urwald. Er rief seinem Hunde zu, der sich auf der Spur eines Wildes von ihm entfernt hatte, und seine Stimme hallte öde zurück. Da wurde ihm plötzlich unheimlich zu Mute. Angst überfiel ihn. Die Abreken fielen ihm ein, die Mordthaten, von denen man ihm erzählt hatte, und aus jedem Strauch, fürchtete er, könnte jeden Augenblick ein Tschetschenze hervorspringen, gegen den er sein Leben zu verteidigen hätte und . . . er mußte sterben oder sich feig ergeben. Auch an Gott dachte er und an sein künftiges Leben so ernst, wie er lange nicht daran gedacht hatte. Rings um ihn aber lag immer noch die düstere,

ernste, wilde Natur. „Und verlohnt es denn, für sich zu leben — dachte er —, wie schnell stirbt man dahin und stirbt, ohne etwas Gutes gethan zu haben, ohne daß jemand es bemerkt!“ Er ging in der Richtung weiter, wo er das Dorf vermutete. An die Jagd dachte er nicht mehr; er fühlte eine tödliche Mattigkeit und betrachtete mit besonderer Aufmerksamkeit, fast mit Entsetzen, jeden Strauch, jeden Baum, als erwartete er jeden Augenblick Abrechnung mit dem Leben zu halten. Nachdem er lange umhergeirrt, kam er an einen Graben, in dem sandiges, kühles Wasser aus dem Teref floß, und um nicht noch mehr vom Wege abzuirren, entschloß er sich, dem Wasser nachzugehen. Er ging ohne zu wissen, wohin ihn der Graben führen werde. Plötzlich knisterte es hinter ihm im Schilf. Er fuhr zusammen und griff nach der Flinte. Er schämte sich vor sich selbst. Sein abgehehelter Hund hatte sich leuchend in das kühle Wasser des Grabens gestürzt und trank gierig.

Nun trank auch er. Dann ging er in der Richtung, welche der Hund ihm wies, weiter, in der Hoffnung, er würde den Weg in's Dorf finden. Aber trotz der Gesellschaft seines Hundes erschien ihm alles ringsumher immer noch düsterer. Der Wald wurde dunkler, der Wind brauste stärker und stärker durch die alten morschen Bäume. Große Vögel flatterten pfeifend um ihre Nester auf diesen Bäumen. Das Wachstum wurde immer ärmer,

immer häufiger wurde das flüsternde Schilf und die nackten, sandigen, von Wildspuren zertretenen Wiesenflächen. Zu dem Heulen des Windes gesellte sich noch ein anderes trübes, einförmiges Heulen. In seiner Seele wurde es immer düsterer. Er befühlte seine Fasanen auf dem Rücken. Es fehlte ihm einer. Er war losgerissen und heruntergefallen, und nur sein blutiges Hälschen und Köpfchen hingen fest am Gürtel. Es war ihm so schaurig zu Mute, wie nie vorher. Er fing an zu beten und fürchtete nur das Eine, er könnte sterben, ohne etwas Gutes, Schönes gethan zu haben. Und er sehnte sich doch so danach zu leben, zu leben, um Thaten der Selbstverleugnung zu vollbringen.



Plötzlich war es ihm, als wäre die Sonne in seiner Seele aufgegangen. Er hörte die Laute seiner Muttersprache, hörte das reizende, gleichmäßige Murmeln des Teref, und wenige Schritte weiter that sich vor ihm die braune, bewegliche Wasserfläche des Flusses auf mit dem schwärzlichen nassen Sande an den Ufern und Sandbänken, die weite Steppe, der Turm an der Grenzwahe, der sich über dem Wasser erhob, ein gesatteltes Pferd, das mit gefesselten Füßen im Buschwerk umherging, und die Berge. Rot brach

die Sonne auf einen Augenblick aus den Wolken hervor und warf ihre letzten Strahlen auf den Fluß, das Schilf, den Wachturm und die Kosaken, die in einer Gruppe dastanden. In dieser Gruppe lenkte unwillkürlich Lufaschts kühne Gestalt Olenins Aufmerksamkeit auf sich.

Olenin fühlte sich wieder ohne eine faßbare Ursache vollkommen glücklich. Er schritt auf den Posten von Nishne-Protozj am Tereß zu, der dem freundlichen Aul am jenseitigen Ufer gegenüberlag. Er begrüßte die Kosaken und trat, da er noch keine Gelegenheit fand, irgend jemandem etwas Gutes zu thun, in die Stube. Auch in der Stube bot sich keine Gelegenheit. Die Kosaken empfingen ihn kühl. Er ging in den getünchten Flur und zündete eine Cigarette an. Die Kosaken schenkten Olenin wenig Aufmerksamkeit, erstens, weil er eine Cigarette rauchte, zweitens, weil sie für diesen Abend andere Zerstreung hatten. Aus den Bergen waren mit einem Rundschafter feindliche Tschetschenzen gekommen, Verwandte des getöteten Abrefen, um den Leichnam auszulösen. Die kosakische Behörde wurde aus dem Dorfe erwartet. Der Bruder des Getöteten, ein großer Mann mit schöner Gestalt, geschorenem Haare und gefärbtem roten Barte, stand trotz seines zerrissenen Tscherlessenrods und der schlechten Mühe ruhig und selbstbewußt wie ein Fürst da. Er war dem getöteten Abrefen außerordentlich ähnlich. Nieman-



den würdigte er eines Blickes, nicht ein einziges Mal sah er den Toten an; er saß im Schatten niedergekauert, rauchte sein Pfeifchen, spie von Zeit zu Zeit aus und gab nur selten befehlende Aehlöne von sich, auf die sein Begleiter mit Ehrerbietung hörchte. Man sah es ihm an, daß er ein Dshigit war, der schon oft den Russen unter ganz anderen Verhältnissen gegenübergestanden hatte, und daß ihn jetzt an ihnen nicht nur nichts in Erstaunen setzte, sondern daß er sie gar nicht beachtete. Olenin war an den Toten herangetreten und betrachtete ihn. Der Bruder aber sah von unten herauf mit ruhigem, verächtlichem Blick Olenin an und sagte etwas kurz und ärgerlich. Der Kundschafter bedeckte schnell das Gesicht des Toten mit einem Tscherkessenrod. Olenin war von der Würde und von dem Ernste der Züge in dem Gesichte des Dshigiten betroffen. Er sprach ihn an und fragte ihn, aus welchem Thal er sei, aber der Tschetschenze würdigte ihn kaum eines Blickes, spie verächtlich aus und wandte sich ab. Olenin war so erstaunt darüber, daß der Bergbewohner ihm so wenig Aufmerksamkeit schenkte, daß er sich seine Gleichgültigkeit durch Dummheit oder Unkenntnis der Sprache erklärte. Er wandte sich an seinen Gefährten. Der Gefährte, ein Kundschafter und Dolmetsch, war ebenso schlecht gekleidet, aber dunkelhaarig und nicht rot, er hatte lebhaftere Bewegungen, weiße Zähne und funkelnde,

schwarze Augen. Der Rundschafter nahm gern das Gespräch auf und bat um eine Cigarette.

Fünf Brüder waren sie, erzählte der Rundschafter in gebrochenem Russisch. Das ist schon der dritte Bruder, den die Russen getötet haben, nur zwei sind noch da. Dieser war ein Dshigit, ein hervorragender Dshigit, sagte der Rundschafter und zeigte auf den Tschetschenzen. Als Achmet-Chan — so hieß der getötete Abrete — erschossen wurde, saß er am andern Ufer im Schilf; er sah alles mit an, wie man ihn in das Boot legte und an das Ufer schleppte. Bis in die Nacht hinein saß er da, er wollte den Alten erschießen, aber die anderen ließen es nicht zu.

Lukascha kam zu den Sprechenden heran und setzte sich nieder.

Aus welchem Aul war er? fragte er.

Dort aus jenen Bergen, antwortete der Rundschafter und zeigte über den Terel hinüber in ein nebliges Thal. — Kennst du Sjujul-ku? Zehn Werst drüber hinaus etwa liegt es.

Kennst du in Sjujul-ku Girej-Chan? Er war offenbar stolz auf diese Bekanntschaft. Er ist mein Freund.

Mein Nachbar, antwortete der Rundschafter.

Ein ausgezeichneteter Mann! — Und Lukascha begann, offenbar sehr interessiert, ein tatarisches Gespräch mit dem Rundschafter.

Bald darauf kam der Hauptmann und der

Dorfrichter mit einem Gefolge von zwei Kosaken angeritten. Der Hauptmann, einer von den neuen Kosakenoffizieren, begrüßte die Kosaken. Aber niemand rief ihm wie die Armeesoldaten erwidern zu: Wir grüßen Euer Wohlgeboren. Nur hie und da nickte jemand zur Antwort mit dem Kopfe. Einige unter ihnen, auch Lufascha, erhoben sich und standen stramm. Der Unteroffizier machte die Meldung, daß auf dem Posten alles gut stehe. Olenin erschien das alles lächerlich, als spielten diese Kosaken Soldaten. Aber die Förmlichkeit ging bald in Gemütlichkeit über. Der Hauptmann, der ein ebenso fester Kosak war, wie die anderen, begann eine lebhafte Unterhaltung mit dem Dolmetsch in tatarischer Sprache. Man setzte ein Schriftstück auf, übergab es dem Rundschafter, nahm von ihm das Lösegeld und trat an den Leichnam heran.

Gawrilow, Luta! Wer heißt so? fragte der Hauptmann.

Lufascha nahm die Mütze ab und trat vor.

Ich habe dem Obersten über dich Bericht erstattet. Was er bestimmen wird, weiß ich nicht; ich habe dich zum Kreuz vorgeschlagen. Zum Unteroffizier ist's noch zu früh. Kannst du lesen und schreiben?

Zu Befehl, nein.

Aber ein tapferer Junge bist du, sagte der Hauptmann und spielte weiter den Vorgesetzten.

— Setze die Mütze auf. Von welchen Gawrilows ist er? Von Gawrilow dem Breiten? wie?

Ein Neffe, antwortete der Unteroffizier.

Weiß schon, weiß schon. Nun greift an, helfst ihnen, wandte er sich an die Kosaken.

Lufaschtsa Gesicht strahlte nur so vor Freude und erschien noch schöner als gewöhnlich. Er trat von dem Unteroffizier zurück, bedeckte seinen Kopf und setzte sich wieder zu Olenin.

Als der Leichnam in das Boot gebracht war, schritt der Bruder des Getöteten auf das Ufer zu. Die Kosaken traten unwillkürlich zur Seite, um ihm Platz zu machen. Mit starkem Schwunge sprang er vom Ufer in das Boot. Dort warf er zum erstenmale, wie Olenin beobachtete, einen raschen Blick über alle Kosaken und richtete wieder an seinen Kameraden in abgebrochenen Worten eine Frage. Der Begleiter antwortete etwas und zeigte auf Lufaschtsa hin. Der Tschetschenze warf ihm einen Blick zu und wandte sich langsam ab. Dann sah er hinüber nach dem anderen Ufer. Nicht Haß, fühle Verachtung sprach aus diesem Blick. Er sagte noch etwas.

Was hat er gesagt? fragte Olenin den rührigen Dolmetsch.

Die Deinigen töten die Unsrigen, die Unsrigen werden die Euren abschlachten. Immer und ewig derselbe Jammer, sagte der Kundschafter. Er log



offenbar, lachte, zeigte dabei seine weißen Zähne und sprang in's Boot.

Der Bruder des Getöteten saß ohne sich zu rühren im Boote und schaute unverwandt nach dem anderen Ufer hinüber. Er war so von Haß und Verachtung erfüllt, daß ihn hier gar nichts anzog. Der Rundschafter stand im Hinterteil des Bootes, führte das Ruder bald rechts, bald links, steuerte mit großem Geschick und hörte nicht auf zu sprechen. Das Boot teilte schräg die Strömung, wurde immer kleiner und kleiner, die Stimmen schlugen kaum noch vernehmbar an das Ohr, und endlich landeten sie drüben am Ufer, wo ihre Pferde standen, so daß die Kosaken sie sehen konnten. Dort trugen sie den Leichnam an's Land; obgleich das Pferd sich sträubte, legten sie ihn auf den Sattel, saßen auf und ritten im Schritt den Weg zum Aul entlang. Eine Menge Volks kam herbei, um ihn zu sehen. Die Kosaken auf dieser Seite waren höchst zufrieden und lustig, von allen Seiten hörte man Lachen und Scherzen; der Hauptmann und der Dorfrichter gingen in das Häuschen hinein und thaten sich gütlich. Lukascha saß mit einem heiteren Gesicht, dem er ein würdiges Ansehen zu geben vergeblich sich bemühte, neben Olenin, die Ellbogen auf die Knie gestützt und schnitt eine Rute.

Was rauchen Sie da? fragte er, als wäre er neugierig. Schmedt's?

Er sagte das wohl nur, weil er bemerkt hatte, daß sich Olenin nicht behaglich fühlte, daß er sich einsam vorkam mitten unter den Kosaken.

Gewohnheit, antwortete Olenin, warum?

„Im — wenn unsereiner rauchen wollte, würde es ihm schlecht ergehen! Die Berge sind doch nicht weit, — sagte Lufascha und zeigte nach dem Thale hin, — und du kommst doch nicht hin. — Wie wollen Sie allein nach Hause kommen, in dieser Dunkelheit! Ich will Sie begleiten, wenn Sie wollen, sagte Lufascha. Bitten Sie den Unteroffizier.“

„Ein tüchtiger Bursch,“ dachte Olenin, als er das heitere Gesicht des Kosaken ansah. Er gedachte Mariankas und des Russes, den er im Thore gehört hatte, und es ward ihm leid um Lufascha, leid um seine Unbildung. „Welche Thorheit, welche Verirrung, dachte er. Ein Mensch hat den anderen getötet und ist glücklich, zufrieden, als hätte er die schönste That in der Welt vollbracht. Sollte ihm wirklich nichts sagen, daß hier kein Grund zu solch großer Freude vorhanden sei — daß das Glück nicht darin besteht, zu töten, sondern sich zu opfern!“

Na, falle du ihm nur jetzt nicht in die Hände, Kamerad, sagte einer der Kosaken, die im Boote waren, zu Lufascha. Hast du gehört, wie er sich nach dir erkundigt hat?

Lufascha erhob den Kopf.

Der stumme Better? sagte Lufaschka. Er verstand darunter den Tschetschenzen.

Der Stumme steht nicht mehr auf, aber der Kote, der Bruder!

Er mag Gott danken, daß er selbst heil davongekommen ist, sagte Lufaschka lachend.

Worüber freust du dich eigentlich? sagte Olenin zu Lufaschka. Wenn man deinen Bruder getötet hätte, hättest du dich auch gefreut?

Die Augen des Kosaken lachten, während sie Olenin ansahen. Er schien alles verstanden zu haben, was jener sagen wollte, aber er war über solche Betrachtungen erhaben.

Was wäre dabei? Das kommt auch vor. Wird denn unsereiner nicht getötet?



Der Hauptmann und der Dorfrichter waren davongeritten. Olenin hatte, um Lufaschka eine Freude zu bereiten und um nicht allein durch den finstern Wald zu gehn, für Lufaschka um Urlaub gebeten, und der Unteroffizier hatte ihn gewährt. Olenin dachte bei sich, Lufaschka hätte den Wunsch, Marianka wiederzusehen, und freute sich auch sonst über die Gesellschaft eines so hübschen, gesprächigen Kosaken. Lufaschka und Marianka waren in seiner Vorstellung unwillkürlich in eins verschmolzen, und es bereitete ihm Vergnügen, an

sie zu denken. „Er liebt Marianka, dachte Olenin, und ich könnte sie lieben.“ Und ein starkes, ihm neues Gefühl der Hingebung erfaßte ihn, während sie durch den dunklen Wald gingen. Auch Lukascha war frohen Mutes. Etwas wie Liebe webte zwischen diesen beiden so verschieden gearteten jungen Leuten. So oft sie einander ansahen, mußten sie lächeln.

Durch welches Thor willst du? fragte Olenin.

Durch das mittlere. Ich begleite Sie bis zum Sumpf. Dort haben Sie nichts mehr zu fürchten.

Olenin lachte.

Fürchte ich mich denn? Geh nur zurück, ich danke. Ich komme schon allein nach Hause.

Nicht doch, was habe ich denn zu thun? Wie sollten Sie sich nicht fürchten? Wir fürchten uns auch, sagte Lukascha ebenfalls lachend, um sein Selbstgefühl zu beschwichtigen.

Komm mit zu mir, wir plaudern und trinken zusammen, und morgen früh kannst du gehen.

Als ob ich kein Plätzchen fände, wo ich die Nacht zubringe, lachte Lukascha; aber der Unteroffizier hieß mich zurückkommen.

Ich habe gestern gehört, wie du Lieder sangst, ich habe dich auch gesehen.

Wir sind alle Menschen — — und Lukascha schüttelte den Kopf.

Sag', ist es wahr, daß du heiraten willst? fragte Olenin.



Mütterchen will mich verheiraten, aber ich habe noch kein Pferd.

Du bist nicht beritten?

Wie sollte ich? Ich bin eben erst eingezogen, ich habe noch kein Pferd und kann mir auch keins schaffen, darum bin ich auch noch nicht verheiratet.

Und wieviel kostet ein Pferd?

Unlängst handelten wir eines jenseits des Flusses. Unter sechzig Münzen war's nicht zu haben. Ein Kogaier Tier.

Willst du als Trabant zu mir kommen? (Ein Trabant ist eine Art von Ordonnanz, wie sie die Offiziere in den Feldzügen bekommen.) Ich will dich freibitten und dir ein Pferd schenken, sagte plötzlich Olenin. — Wahrhaftig, ich habe zwei und brauche sie nicht.

Brauchen sie nicht? sagte Lufascha lächelnd. Warum wollen Sie's schenken? Wir werden es uns mit Gottes Hilfe schon erwerben.

Wahrhaftig, du willst also nicht als Trabant zu mir, sagte Olenin, erfreut darüber, daß ihm der Gedanke gekommen war, Lufascha das Pferd zu schenken. Und doch war ihm unbehaglich und beschämend zu Mute. Er suchte nach Worten und wußte nicht recht, was er sagen sollte.

Lufascha unterbrach zuerst das Schweigen.

Haben Sie in Rußland Ihr eigenes Haus? fragte er.

Olenin konnte sich nicht enthalten, ihm zu erzählen, daß er nicht ein Haus besitze, sondern mehrere.

Ein schönes Haus? Größer als das unsrige? fragte Lufascha gutmütig.

Viel größer, zehnmal größer, drei Stod hoch, erzählte Olenin.

Haben Sie solche Pferde wie wir?

Hundert Pferde habe ich zu drei-, vierhundert Rubeln, aber nicht solche wie bei euch. Dreihundert Silberrubel, Traber, mußt du wissen — und doch gefallen mir die hiesigen besser.

Sagen Sie, sind Sie freiwillig oder unfreiwillig hierher gekommen? fragte Lufascha noch immer in etwas spöttischem Tone. — Aber wohin verirren Sie sich, fügte er hinzu und zeigte auf den Weg, an dem sie vorübergegangen waren, Sie hätten rechts gehen müssen.

Nein, aus freiem Willen, ich hatte Lust, eure Gegend kennen zu lernen und Feldzüge mitzumachen.

Ich möchte auch einen Feldzug mitmachen, sagte Lufa. Hören Sie, wie die Bergfasanen heulen, fügte er hinzu und horchte auf.

Ist dir denn nicht bang zu Mute, weil du einen Menschen getötet hast? fragte Olenin.

Warum bange? — Ich hätte gern einen Feldzug mitgemacht, ich habe solche Lust dazu, solche Lust. — Vielleicht gehen wir zusammen, unsere



Rotte wird vor dem Feiertage aufbrechen und eure Kompanie auch.

Aber daß Sie zu Ihrem Vergnügen hierher gekommen sind! Sie haben ein Haus, Sie haben Pferde, auch Bauern haben Sie. Ich würde den ganzen Tag nichts thun. Haben Sie einen Rang?

Ich bin Junker und jetzt zur Beförderung vorgeschlagen.

Nun, wenn Sie nicht prahlen, daß Sie ein so gutes Leben haben, ich wäre nicht in die Fremde gegangen. Auch so möchte ich nicht in die Fremde gehen. Gefällt Ihnen das Leben bei uns?

Ja, sehr gut, sagte Olenin.

Es war schon völlig dunkel, als sie in solchen Gesprächen sich dem Dorfe näherten. Noch umgab sie die tiefe Dunkelheit des Waldes, und der Wind toste hoch oben in den Wipfeln. Die Bergfasanen heulten, lachten und weinten, und es klang, als ob sie ganz in ihrer Nähe wären. Vor ihnen ließen sich schon vom Dorfe her weibliche Stimmen und bellende Hunde vernehmen. Hell zeichneten sich die Umrisse der Häuser, Lichter schimmerten, und der eigentümliche Duft des dampfenden Kuhmists drang zu ihnen. Olenin hatte an diesem Abend mehr als je die Empfindung, daß im Dorfe sein Heim, seine Familie, sein Glück sei, und daß er nirgends je so glücklich gelebt habe und nirgends je so glücklich leben werde, wie in diesem

Dorfe. Wie liebte er an diesem Abende alle und vor allen Lufaschka! Als sie nach Hause kamen, führte Olenin zu Lufaschkas großem Erstaunen ihm selbst das Pferd aus dem Stall, das er in Grosnaja gekauft hatte — nicht das, welches er immer ritt, sondern das andere, das zwar nicht mehr jung, aber doch gut war, und schenkte es ihm.

Warum schenken Sie mir das Pferd? sagte Lufaschka, ich habe Ihnen noch gar keinen Dienst geleistet.

Wahrhaftig, für mich hat es gar keinen Wert, antwortete Olenin. Nimm's nur, du wirst mir auch etwas schenken — — und in den Feldzug gehen wir ja zusammen.

Lufaschka war verlegen.

Nein, wie ist das möglich? Ein Pferd ist doch keine Kleinigkeit, sagte er, ohne das Tier anzusehen.

Nimm's nur, nimm's. Wenn du es nicht nimmst, beleidigst du mich. Wanjuscha, bring' ihm den Schimmel nach Hause.

Lufaschka ergriff den Zügel.

Ich danke also; das nenne ich eine Überraschung.

Olenin war glücklich wie ein zwölfjähriger Knabe.

Bind' es hier an, es ist ein gutes Pferd. Ich

habe es in Grosnaja gekauft, es geht gut. Wan-
juscha, bring' uns Most. Gehen wir hinein.

Der Wein kam. Lukascha setzte sich und erhob
den Becher.

Mit Gottes Hilfe werde ich's Ihnen vergelten,
sagte er und trank den Wein aus. — Wie heißt
du denn?

Dmitrij Andreitsch.

Nun, Mitrij Andreitsch, Gott beschütze dich.
Laß uns Freunde werden. Komm einmal zu uns.
Sind wir auch nicht reiche Leute, unsere Freunde
nehmen wir gut auf. Ich werde es auch der
Mutter sagen, wenn du etwas brauchst, Rahm
oder Weintrauben. — Und wenn du zur Grenz-
wache kommst, werde ich dein Diener sein, zur
Jagd, über den Fluß zu setzen, wie du willst.
Unlängst wußte ich nicht, was ich anfangen sollte.
Ich hatte einen Eber geschossen, ich verteilte
ihn unter die Kosaken. Jetzt würde ich ihn dir
bringen.

Schön, ich danke dir. Spanne nur das Pferd
nicht vor den Wagen, gefahren ist es nicht.

Wer wird ein Pferd anspannen! Ich will dir
noch etwas sagen, sagte Lukascha und senkte den
Kopf. Wenn du willst, ich habe einen Freund,
Girej-Chan; er hat mich eingeladen, am Wege
zu lagern, wo die Leute aus den Bergen
kommen. Gehen wir zusammen. Ich werde dich
nicht verraten, ich will dein Beschützer sein.

Wir können schon einmal hingehen.

Lufascha schien sich vollständig beruhigt und sein Verhältnis zu Olenin begriffen zu haben. Seine Ruhe und die Einfachheit seines Benehmens setzten Olenin in Bewunderung. Sie berührten ihn sogar ein wenig unangenehm. Sie plauderten lange, und es war schon spät, als Lufascha nicht betrunken (er war nie betrunken), aber doch nach reichlichem Weingenuß Olenin die Hand drückte und ging.

Olenin blickte zum Fenster hinaus, um zu sehen, was er jetzt thun würde, nachdem er ihn verlassen hatte. Lufascha ging langsam, mit gesenktem Kopfe. Dann führte er das Pferd vor das Thor, schüttelte plötzlich den Kopf, sprang mit der Geschwindigkeit einer Katze hinauf, ergriff den Halfter, trieb es mit lautem Schrei an und jagte die Straße hinunter. Olenin dachte, er würde hinreiten, um seine Freude mit Marianta zu teilen; aber obgleich Lufascha das nicht that, war ihm doch so wohl zu Mute wie noch nie im Leben. Er freute sich wie ein Knabe und konnte sich nicht enthalten, Wanjuscha alles mitzuteilen, nicht bloß, daß er das Pferd geschenkt habe, sondern auch, warum er es geschenkt habe, und seine ganz neue Theorie des Glücks. Wanjuscha billigte diese Theorie nicht und erklärte, „larschan ilnjapa“ und alles das sei Unsinn.

Lufascha war nach Hause geeilt. Er sprang

vom Pferde und übergab es der Mutter mit der Bitte, es zur kosakischen Pferdeherde zu lassen. Er selbst müsse noch in selbiger Nacht zur Grenz- wache zurück. Die Stumme war bereit, das Roß fortzuführen, und zeigte mit Geberden, sie wolle sich vor dem Manne, der ihm das Pferd geschenkt habe, wenn sie ihn sähe, bis zur Erde verneigen. Die Alte schüttelte nur den Kopf bei der Erzählung des Sohnes und war in ihrem Innern überzeugt, Lukascha habe das Pferd gestohlen. Darum befahl sie auch der Stummen, das Pferd noch vor Tagesanbruch zur Herde zu führen.

Lukascha ging allein nach der Grenz- wache und hörte nicht auf, über Dlenins Handlung nachzu- denken. War auch das Pferd nach seiner Mei- nung nicht gut, so kostete es doch mindestens vier- zig Münzen, und Lukascha freute sich sehr über das Geschenk. Aber warum dies Geschenk gemacht worden war, das konnte er nicht begreifen, und darum empfand er auch nicht das geringste Dank- gefühl. Im Gegenteil, durch seinen Kopf zogen unklare Verdächtigungen von schlechten Absichten des Junkers. Worin diese Absichten bestanden, konnte er sich nicht klar machen, aber anzunehmen, daß so mir nichts dir nichts, aus reiner Güte, ein unbekannter Mann einem ein Pferd schenken sollte im Werte von vierzig Münzen, schien ihm un- möglich. Wenn er noch betrunken gewesen wäre, dann ließe sich's begreifen; er hätte prahlen wollen,

aber der Junker war nüchtern gewesen. Er hatte ihn also sicherlich bestechen wollen zu irgend einem schlechten Zwecke. „Ei, da irrst du dich, dachte Lufaschtsa, das Roß habe ich nun, was nachkommt, werden wir ja sehen; ich bin nicht auf den Kopf gefallen. Wollen sehen, wer den andern an der Nase führt,“ dachte er. Er fühlte das Bedürfnis, Olenin gegenüber auf der Hut zu sein, und erregte so in seinem Innern unfreundliche Empfindungen gegen ihn. Niemandem erzählte er, wie er zu dem Roße gekommen war. Dem einen sagte er, er habe es gekauft, anderen gab er eine ausweichende Antwort. Im Dorfe aber erfuhr man bald die Wahrheit. Lufaschtsas Mutter, Mariana, Ilija Wassiljewitsch und andere Kosaken, die von Olenins freiwilligem Geschenke gehört hatten, gerieten in Erstaunen und fingen an, den Junker zu fürchten. Trotz dieser Furcht aber erregte Olenins Handlung in jenen eine hohe Achtung vor seiner „Schlichtheit“ und seinem Reichtum.

Hör', der Junker, der bei Ilija Wassiljewitsch, hat Lufaschtsa ein Roß im Werte von fünfzig Münzen geschenkt. — Er muß reich sein.

Ich weiß, antwortete ein anderer tiefsinnig. — Er muß ihm wohl einen Dienst geleistet haben. Wollen sehen, wollen sehen, was da herauskommt! Hat der Reicher Glück! Ein leichtsinniges Volk, diese Junker! Schlimm, sagte ein dritter, der stiftet wohl noch ein Unheil an oder . . .



Olenins Leben verlief eintönig und gleichmäßig. Mit seinen Vorgesetzten und Kameraden hatte er wenig Verkehr. Die Stellung eines reichen Junkers ist im Kaukasus in dieser Beziehung besonders angenehm. Zur Arbeit und zum Lehrdienst wurde er nicht herangezogen. Für seine Teilnahme am Feldzuge war er zum Offizier vorgeschlagen, und bis zur Beförderung ließ man ihn in Ruhe. Die Offiziere betrachteten ihn als einen Aristokraten und verhielten sich daher rücksichtsvoll gegen ihn. Das Kartenspiel und die Zechgelage der Offiziere mit ihren Gesängen, die er im Felde mitgemacht hatte, erschienen ihm wenig anziehend. Und er selbst entfernte sich von der Gesellschaft der Offiziere und ihrem Treiben im Dorfe. Das Leben der Offiziere in den Kosakendörfern hat schon seit langen Jahren seine bestimmte Form. Wie jeder Junker oder Offizier in der Festung regelmäßig seinen Porter trinkt, Roß (ein Kartenspiel) spielt, von Auszeichnungen und seinen Feldzügen spricht, so trinkt er in den Kosakendörfern regelmäßig mit seinen Wirten Most; bewirtet die Mädchen mit Naschwerk und Met, macht den Kosakinnen den Hof und heiratet sogar bisweilen eine. Olenin lebte immer auf seine Weise und hatte einen unbewußten Widerwillen gegen die ausgetretenen

Wege. Auch hier ging er nicht in dem herkömmlichen Geleise des Lebens der kaukasischen Offiziere.

Es machte sich von selbst, daß er mit Sonnenaufgang erwachte. Er trank seinen Thee, ergöhte sich von seinem Treppensflur aus an den Bergen, an dem Morgen und an Marianka. Dann zog er den zerrissenen Rindslederfittel an, das durchweichte Schwert, die sogenannten Porschni, gürtete seinen Dolch um, nahm die Flinte, seinen Beutel mit dem Imbiß und dem Tabak, rief seinem Hunde und ging am frühen Morgen um sechs Uhr in den Wald, der jenseits des Dorfes lag. Um sieben Uhr abends kehrte er müde, hungrig, mit fünf, sechs Fasänen am Gürtel, manchmal mit Wildpret zurück. Sein Beutelchen, in dem der Imbiß und die Cigaretten lagen, war unberührt. Wenn die Gedanken im Kopfe so ruhig lägen, wie die Cigaretten im Beutel, so hätte man sehen können, wie die ganzen vierzehn Stunden hindurch sich nicht ein einziger Gedanke in seinem Innern geregt hatte. Er kam moralisch frisch, gekräftigt und vollkommen glücklich heim. Er hätte nicht zu sagen vermocht, woran er die ganze Zeit gedacht hatte. Nicht Gedanken, nicht Erinnerungen, nicht Träume zogen durch seinen Kopf — nur Bruchstücke von alledem. Plötzlich fällt es ihm ein und er fragt sich, woran er denkt? — Und er findet sich als Kosaken, der mit seiner

Kosakischen Frau in den Gärten arbeitet, oder als Abreken in den Bergen oder als einen Eber, der vor sich selbst entflieht. Und bei alledem horcht er, späht er und lauert auf einen Fasan, einen Eber oder Hirsch.

Abends sitzt unbedingt Onkel Jeroschka bei ihm. Wanjuscha holt ein Achtelchen Most, sie plaudern ruhig, trinken tüchtig und gehen beide vergnügt auseinander, um zu ruhen. Am anderen Tage wieder Jagd, wieder die gesunde Müdigkeit, wieder tüchtiges Zechen und Plaudern und wieder dieselbe glückliche Zufriedenheit. Bisweilen sitzt er an einem Feier- oder Erholungstage den ganzen Tag zu Hause. Dann ist Marianka seine Hauptbeschäftigung. Jeder ihrer Bewegungen folgt er, ohne es selbst zu bemerken, neugierig von seinem Fenster oder seinem Treppensflur aus. Er beobachtete Marianka und liebte sie (wie er meinte) gerade so, wie er die Schönheit der Berge und des Himmels liebte, er dachte an keinerlei Beziehungen zu ihr. Er meinte, zwischen ihm und ihr könnte es Beziehungen, wie sie zwischen ihr und dem Kosaken Lukaschka möglich sind, gar nicht geben, noch weniger aber solche, wie sie zwischen einem reichen Offizier und einem Kosakenmädchen möglich sind. Er glaubte, wenn er versuchte, so zu handeln, wie seine Kameraden zu handeln pflegten, würde sein voller Genuß, seine Vorstellungen sich in einen Abgrund von Qual,

Enttäuschungen und Reue verwandeln. Überdies hatte er in seinen Beziehungen zu diesem Mädchen schon eine That der Selbstverleugnung vollbracht, die ihm soviel Genuß gewährte; hauptsächlich fürchtete er sich vor Marianka aus einer unbestimmten Ursache und hätte nie gewagt, ein scherzhaftes Liebeswort zu ihr zu sprechen.

Eines schönen Tages im Sommer war Olenin nicht zur Jagd gegangen und saß zu Hause. Völlig unerwartet trat ein Moskauer Bekannter zu ihm in's Zimmer, ein sehr junger Mann, dem er in der Gesellschaft oft begegnet war.

«Ah, mon cher, mein Bester, wie habe ich mich gefreut, als ich erfuhr, daß Sie hier sind, begann er in Moskauischem Französisch und fuhr so fort, indem er seine Rede mit französischen Worten spidte. Ich höre: „Olenin“. Welcher Olenin? Wie ich mich gefreut habe! Das Schicksal hat uns zusammengeführt. Nun, wie geht's, wie steht's, was treiben Sie?»

Und Fürst Bjelezki erzählte seine ganze Geschichte: wie er für kurze Zeit in dieses Regiment eingetreten sei, wie der Höchstkommandierende ihn zum Adjutanten gemacht, und wie er nach dem Feldzug diese Stellung angenommen, obgleich es ihm vollkommen gleichgültig sei.

Dient man schon hier in diesem verlorenen Winkel, so muß man wenigstens Karriere machen

. . . ein Kreuz . . . einen Rang . . . zur Garde übergehen. Man braucht das, wenn auch nicht für sich selbst, so doch für die Familie, für die Bekannten. Der Fürst hat mich sehr gut aufgenommen, er ist ein prächtiger Mensch — erzählte Bjelezki ohne Unterbrechung. — Für den Feldzug bin ich zum Annenorden vorgeschlagen. Jetzt bleibe ich hier, bis es wieder einen Feldzug giebt. Hier ist es reizend; was für Weiber! . . . Und wie bringen Sie die Zeit hin? Unser Kapitän sagte mir — Sie kennen ihn, Starzew, ein guter, dummer Kerl, — er sagte mir, Sie führen ein Sonderlingsleben, verkehren mit niemandem. Ich begreife, daß Sie nicht mit den hiesigen Offizieren verkehren mögen. Ich freue mich, jetzt wollen wir öfter zusammenkommen. Ich habe hier bei dem Unteroffizier Quartier. Ist dort ein Mädchen, Ustjenta! Ich sage Ihnen, entzündend!

Und so ging es ohne Ende in französischen und russischen Redensarten aus jener Welt, die Olenin glaubte auf immer hinter sich gelassen zu haben. Das allgemeine Urtheil über Bjelezki war, daß er ein lebenswürdiger, guter Junge sei. Vielleicht war er es auch wirklich. Olenin aber erschien er trotz seines gutmütigen, hübschen Gesichtes äußerst unangenehm. Er strömte förmlich all das Häßliche aus, von dem sich Olenin losgesagt hatte. Am meisten aber kränkte ihn, daß er nicht vermochte, daß er entschieden nicht die Kraft hatte,



diesen Menschen aus jener Welt schroff von sich zu stoßen, als hätte jene Welt, die früher die seine gewesen war, unabweisliche Rechte an ihn. Er zürnte Bjelezkij und sich selbst, gebrauchte wider seinen Willen französische Redensarten in seiner Unterhaltung, nahm an dem, was er über den Höchstkommmandierenden und über die Moskauer Bekannten hörte, Anteil und sprach, da sie mitten im Kosakendorf das französische Idiom redeten, verächtlich von den Kameraden, von den Kosaken, behandelte Bjelezkij freundschaftlich, versprach sogar, ihn zu besuchen, und lud ihn zu sich ein. Dlenin selbst aber besuchte Bjelezkij nicht. Bei Wanjuscha fand Bjelezkij Beifall: das sei ein echter Herr, sagte er.

Bjelezkij stürzte sich gleich in das gewohnte Leben der reichen kaukasischen Offiziere im Kosakendorfe. Vor Dlenins Augen wurde er im Verlaufe eines Monats gleichsam ein Eingeborener des Kosakendorfes. Er bewirtete die Alten mit Wein, veranstaltete Festlichkeiten, besuchte selbst die Feste der Mädchen, prahlte mit seinen Siegen und brachte es sogar dahin, daß Mädchen und Weiber ihn Großväterchen nannten. Und die Kosaken, die sich eine bestimmte Vorstellung von diesem Menschen machen mochten, die den Wein und die Weiber gern hatten, gewöhnten sich an ihn, gewannen ihn sogar mehr lieb als Dlenin, der ihnen ein Rätsel war.



Es war fünf Uhr morgens. Wanjuscha blies auf dem Treppensflur mit dem Blasebalg den Samowar an. Olenin war schon fortgeritten, um zu Pferde im Terek zu baden. (Seit kurzem hatte er sich das neue Vergnügen eronnen, das Pferd im Terek zur Schwemme zu führen.) Die Wirtin war in ihrer kleinen Stube. Durch den Schornstein stieg schwarzer, dichter Rauch aus dem geheizten Ofen empor. Das Mädchen melkte im Stalle die Büffeltuh. „Kannst du nicht still stehen, verfluchte“! klang von dorthier ihr ungeduldiges Rufen, und gleich darauf hörte man den gleichmäßigen Ton des Melkens.

Draußen in der Nähe des Hauses ließ sich der muntere Schritt eines Pferdes hören, und Olenin kam auf seinem hübschen, noch nassen, von Feuchtigkeit glänzenden Schimmel im Galopp auf das Thor zugeritten. Marianas hübsches Köpfchen erschien, in das rote Tuch (die sogenannte Haube) gehüllt, in der Thür des Stalles und verschwand wieder. Olenin trug ein rotes persisches Seidenhemd, einen weißen Tscherkessenrod, der von einem Gurt zusammengehalten war, in dem ein Dolch steckte, und eine hohe Mütze. Er saß ein wenig gezwungen auf dem feuchten Rücken des wohlgenährten Pferdes, faßte die Flinte, die

auf seinem Rücken hing, fest und beugte sich vor, um das Thor zu öffnen. Sein Haar war noch feucht, sein Gesicht strahlte von Jugend und Gesundheit. Er hielt sich für hübsch, gewandt und einem Dshigten ähnlich. Aber darin irrte er sich. In den Augen jedes erfahrenen Kaukasiers war er trotz alledem der Soldat. Er hatte den hervorragenden Kopf des Mädchens bemerkt, beugte sich mit besonderer Gewandtheit vorn über, öffnete das Gitterthor, faßte die Zügel fest, schwang die Gerte und ritt in den Hof ein. Ist der Thee fertig, Wanjuscha? rief er heiter, ohne nach der Thür des Stalles hinzusehen. Er fühlte mit Befriedigung, daß sein schönes Tier das Hinterteil hob, förmlich um Anziehung des Zügels bat und mit jeder Muskel bebte, bereit, im Sprunge über den Zaun zu setzen, und wie es mit den Hufen den trockenen Lehm Boden des Hofes zurückwarf. „Sze preh!“ antwortete Wanjuscha. Dlenin war es, als blickte Marianas hübscher Kopf noch immer aus dem Stalle, aber er sah sich nicht nach ihr um. Er sprang vom Pferde, blieb mit der Flinte am Treppengeländer hängen, machte eine ungeschickte Bewegung und sah sich erschrocken nach dem Stalle um. Aber es war niemand zu sehen, man hörte nur den gleichmäßigen Ton des Melkens.

Er trat in die Stube, kam nach einiger Zeit wieder heraus auf den Treppenflur und setzte sich mit einem Buche und seinem Pfeifchen zum Thee



nieder auf der Seite, die noch nicht von den schrägen Strahlen der Sonne beleuchtet war. Er wollte heute vor dem Mittagessen nirgends hingehen und hatte die Absicht, die immer wieder hinausgeschobenen Briefe zu schreiben, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, das Plätzchen auf dem Treppentflur zu verlassen, und hatte so wenig Lust, in seine Stube zurückzugehen, wie etwa in ein Gefängnis. Die Wirtin hatte den Ofen geheizt, das Mädchen das Vieh ausgetrieben, und als sie zurückgekehrt war, begann sie, den Kuhmist zu sammeln und an dem Zaun zu sonnen. Olenin las, aber er verstand nichts von dem, was in dem Buche, das offen vor ihm lag, gesagt war. Immer wieder wandten sich seine Augen ab, und er sah hinüber zu dem stattlichen, jungen Weibe, das vor seinen Augen hin- und herging.

Ob das Mädchen in den feuchten Schatten der Morgensonne trat, den das Haus warf, ob sie mitten in den Hof hinaustrat, die von dem fröhlichen, jungen Sonnenschein beleuchtet war und ihre schlanke Gestalt, von dem hellen Gewande umschlossen, in den Strahlen glänzte und einen tiefen Schatten warf, immer fürchtete er, auch nur eine einzige ihrer Bewegungen zu verlieren. Es gewährte ihm Freude, zu sehen, wie frei und anmutig sie sich bewegte, wie das rosa Hemd, das ihre ganze Bekleidung ausmachte, über der Brust und an den schön geformten Beinen Falten warf,

wie sie sich in ganzer Größe aufrichtete, und wie sich unter ihrem zusammengezogenen Hemd die Umrisse der atmenden Brust deutlich abhoben, wie ihr schmales Füßchen, das in alten roten Schuhen steckte, fest auftrat, ohne seine Form zu verändern, wie ihre kräftigen Arme mit den aufgeschlagenen Ärmeln gleichsam ärgerlich mit der Schaufel arbeiteten, so daß ihre Muskeln sich spannten, und wie ihre tiefen schwarzen Augen ihm bisweilen einen Blick zuwarfen. Obgleich ihre feinen Brauen sich düster zusammenzogen, lag doch in den Augen der Ausdruck der Zufriedenheit und das Bewußtsein ihrer Schönheit.

Ah, Olenin, schon lange aufgestanden? fragte Bjelezkij, der in einem kaukasischen Offiziersrock in den Hof trat.

Ah, Bjelezkij, antwortete Olenin und streckte ihm die Hand entgegen, wie kommen Sie so früh her?

Was soll man thun, man hat mich fortgejagt, bei mir ist heute Ball. Mariana, du kommst doch zu Ustjenka? wandte er sich an das Mädchen.

Olenin wunderte sich, wie Bjelezkij so ungewungen mit diesem Weibe umgehen konnte. Mariana aber that, als ob sie nichts gehört hätte, senkte den Kopf, warf die Schaufel über die Schulter und ging mit ihrem kräftigen, männlichen Schritt in die Stube.

Sie schämt sich, die Kleine, sie schämt sich, sagte

Bjelezkij sogleich fortfahrend, sie schämt sich vor Ihnen, und lief unter fröhlichem Lachen die Treppe hinauf.

Ein Ball bei Ihnen? Wer hat Sie fortgejagt?

Ustjenta, meine Wirtin, giebt einen Ball; auch Sie sind eingeladen. Ball, d. h. Kuchen und eine Schar Mädchen.

Aber was machen wir dabei?

Bjelezkij lächelte schlau, zwinkerte mit den Augen und wies mit dem Kopf auf die Stube hin, in der Mariana verschwunden war.

Olenin zuckte die Achseln und errötete.

Bei Gott, Sie sind ein sonderbarer Mensch, sagte er.

Nun, so erzählen Sie! . . .

Olenin machte ein finsternes Gesicht. Bjelezkij bemerkte das und lächelte gezwungen.

Aber ich bitte Sie, sagte er, Sie leben unter einem Dache . . ., so ein prächtiges Mädchen, ein reizendes Mädchen, eine vollendete Schönheit! . . .

Eine bewundernswerte Schönheit! Ich habe noch nie solche Frauen gesehen, sagte Olenin.

Nun, also? fragte Bjelezkij, der ihn durchaus nicht verstand.

Es mag seltsam sein, antwortete Olenin, aber warum soll ich nicht sagen, was die Wahrheit ist? Seitdem ich hier lebe, sind die Frauen für mich wie nicht vorhanden, und das ist gut. Denn was

könnte es auch zwischen uns und diesen Frauen Gemeinsames geben? Jeroschka — mit dem ist es ein ander Ding, mit dem verbindet mich eine gemeinsame Leidenschaft — die Jagd.

Nun ja, Gemeinsames! . . . und welche Gemeinsamkeit besteht zwischen mir und Amalia Zwanowna? — Ganz dieselbe. Sie werden mir sagen, die hier sind ein bißchen unsauber — nun, das kann schon sein, *à la guerre comme à la guerre!*

Ich habe auch die Amalia Zwanowna nicht gekannt und habe nie verstanden, mit ihnen zu verkehren, antwortete Olenin. Jene kann man nicht achten, diese hier achte ich.

Schön, achten Sie sie, wer hindert Sie daran?
Olenin antwortete nicht.

Er hatte offenbar den Wunsch, den Gedanken, den er begonnen hatte, fortzuführen, er lag ihm zu sehr am Herzen.

Ich weiß, daß ich eine Ausnahme bilde . . . er war offenbar verlegen. — Aber mein Leben hat sich so gestaltet, daß ich nicht nur ein Bedürfnis fühle, meine Grundsätze zu ändern, ich könnte gar nicht leben, wie ich eben lebe —, wenn ich, wie ihr, leben wollte. Und dann suche ich auch etwas anderes, sehe ich etwas ganz anderes in ihnen, als ihr.

Bjelezkij zog ungläubig die Augenbrauen hoch.

Trotzdem, kommen Sie abends, Mariana wird auch da sein. Ich mache Sie miteinander be-

kannt, ich bitte, kommen Sie. Gefällt's Ihnen nicht, so können Sie ja gehen. Kommen Sie?

Ich würde kommen, aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen, ich fürchte ernstlich, von meinem Gefühle hingerissen zu werden.

O — o — o, rief Bjelezkij. Kommen Sie nur, ich werde Sie schon beruhigen. Kommen Sie . . . Ihr Ehrenwort?

Ich würde schon kommen, aber ich begreife wahrhaftig nicht, was wir da machen sollen, welche Rolle wir spielen werden.

Ich bitte Sie, kommen Sie doch! Kommen Sie?

Gut, vielleicht komme ich, sagte Olenin.

Bedenken Sie doch, entzückende Mädchen, wie nirgends in der Welt, und Sie wollen ein Mönchsleben führen? Schönes Vergnügen! Warum sollten wir uns das Leben verbittern und nicht genießen, was sich bietet? Haben Sie gehört, unsere Kompagnie geht nach Wosdwihsensk.

Ich glaube es kaum, ich habe gehört, die achte Kompagnie gehe dorthin, sagte Olenin.

Nein, ich habe einen Brief vom Adjutanten. Er schreibt, der Fürst selbst werde den Feldzug mitmachen, und ich freue mich, mit ihm zusammenzutreffen. Mir wird es hier schon langweilig.

Es heißt, es werde bald einen Überfall geben.

Ich habe nichts gehört. Ich habe gehört, Arinowizyn habe für den Überfall einen Annen-

orden erhascht. Er hoffte, Leutnant zu werden, sagte Bjelezkij lachend. — Das nenn' ich 'reinfallen. Er ist zum Stab abgereist.

Es begann zu dämmern, und Olenins Gedanken wandten sich dem Abendvergnügen zu, die Einladung quälte ihn. Er hatte Lust, hinzugehen, aber es war ihm unbehaglich und sogar ein wenig ängstlich, daran zu denken, wie es dort wohl werden würde. Er wußte, daß dort weder Kosaken, noch Frauen, daß niemand dort sein würde, als Mädchen. Was wird's da geben, wie hat man sich zu benehmen, wovon soll man sprechen, wovon werden die Mädchen sprechen, welche Beziehungen können zwischen ihm und diesen ungezügelten Kosakenmädchen sein. Bjelezkij hatte ihm von so sonderbaren, cynischen und zugleich so ernstern Beziehungen erzählt . . . Der Gedanke, daß er dort in einem Zimmer mit Mariana sein würde, daß er vielleicht mit ihr sprechen sollte, erschien ihm sonderbar. Es kam ihm unmöglich vor, wenn er an Marianas stolze Haltung dachte. Bjelezkij aber hatte ihm erzählt, daß sich das alles so von selbst mache. Sollte Bjelezkij auch mit Mariana so umgehen? Ich bin doch neugierig, dachte er. — Nein, ich gehe lieber nicht, das ist alles so häßlich, so gemein und vor allem — ganz zwecklos. Aber wieder quälte ihn die Frage, wie sich das alles machen würde, und das gegebene Wort, glaubte er, müsse ihn binden. Er ging zuerst ganz



unentschlossen, kam aber bis zu Bjelezkij's Wohnung und ging hinein.

Das Häuschen, in dem Bjelezkij wohnte, war Olenin's Wohnung ganz ähnlich. Es stand auf Pfosten, zwei Arschin über der Erde, und bestand aus zwei Zimmern. In dem ersten, in welches Olenin über die steile Treppe eingetreten war, lagen Federbetten, Teppiche, Decken, Kissen nach dem Brauch der Kosaken schön und ordentlich an der Stirnwand übereinander geschichtet. An den Seitenwänden hingen Messinggeschirr und Waffen, unter der Bank lagen Arbusen und Kürbisse. In dem zweiten Zimmer befand sich ein großer Ofen, ein Tisch, Bänke und Heiligenbilder der Altgläubigen. Hier wohnte Bjelezkij mit seinem Feldbett, seinen vollgepfropften Koffern, seinem Wandteppich, auf welchem die Waffen hingen, mit seinen Toilettegegenständen, die auf den Tischen aufgestellt waren, und seinen Bildern. Ein seidener Schlafrock war nachlässig über die Bank geworfen. Bjelezkij selbst lag hübsch und reinlich in sauberer Wäsche auf dem Bette und las *Les trois mousquetaires*.

Bjelezkij sprang auf.

Sehen Sie, wie ich mich eingerichtet habe. Famos? Schön von Ihnen, daß Sie gekommen sind. Sie arbeiten schon tüchtig. Wissen Sie, wie der Pirog gemacht wird? Aus Teig, Schweinefleisch und Weintrauben; aber das ist nicht das

Wichtigste. Sehen Sie nur, wie sie dort wirtschaften!

Sie sahen durchs Fenster und erblickten wirklich eine ungewöhnliche Geschäftigkeit in der Wirtsstube. Die Mädchen liefen hin und her, bald trugen sie dies, bald trugen sie das.

Ist's bald soweit? rief Bjelezkij.

Gleich, verhungertes Großväterchen — und lautes Lachen klang aus der Stube herüber.

Ustjenka, ein rundes, rotwangiges und hübsches Mädchen, kam in Bjelezkij's Zimmer, um Teller zu holen; sie hatte die Ärmel zurückgeschlagen.

Na, du! Ich zerschlage noch die Teller, sagte sie freischend zu Bjelezkij. — Du solltest lieber helfen kommen, rief sie lachend Olenin zu. Sorge dafür, daß die Mädchen Pfefferkuchen und Konfekt bekommen.

Ist Marianka da? fragte Bjelezkij.

Gewiß, sie hat Teig mitgebracht.

Wissen Sie, sagte Bjelezkij, wenn man Ustjenka hübsch und sauber kleiden und sie ein bißchen herausputzen wollte, sie wäre hübscher als alle unsere Schönheiten. Haben Sie die Kosakin Borschtschewa einmal gesehen? Sie hat einen Obersten geheiratet. Zum Entzücken, welche dignité! Woher sie das hat

Ich habe die Borschtschewa nicht gesehen, aber nach meiner Meinung kann es eine hübschere Tracht, als die hiesige, nicht geben.

„Ach, ich kann mich mit jeder Landesfittte abfinden, sagte Bjelezkij mit einem heiteren Seufzer. Ich will mal hinein und will sehen, was es dort giebt. Er warf den Hausrock über und lief hinaus. Sorgen Sie für den Kuchen, rief er.“

Olenin schickte seinen Burschen nach Kuchen und Honig; daß er Geld gab, erschien ihm in diesem Augenblicke so häßlich, als versuchte er, jemanden zu bestechen, und er gab auf die Frage des Burschen, wieviel Pfeffermünz- und wieviel Honigkuchen er kaufen sollte, keine bestimmte Antwort.

Du weißt schon.

Für das Ganze? fragte der alte Soldat mit Nachdruck. — Die Pfeffermünzkuchen sind teurer. Sie kosten sechzehn.

Für das ganze, für das ganze Geld, sagte Olenin und setzte sich an das Fenster. Er war selbst erstaunt, daß sein Herz so pochte, als stünde er vor etwas Wichtigem und Unangenehmem.

Er hörte, wie in der Stube der Mädchen sich Lärmen und Kreischen erhob, als Bjelezkij eingetreten war, und eine Weile später sah er, wie er mit Kreischen, Schreien und Lachen aus dem Zimmer herausstürzte und die Treppe hinablieh.

Sie haben mich herausgejagt, sagte er.

Nach einiger Zeit kam Ustjenka in die Stube, lud die Gäste feierlich ein und meldete, es sei alles zum Empfang bereit.

Als sie in die Stube traten, war wirklich alles fertig, und Ustjenka ordnete nur noch die Betten an der Wand. Auf dem Tisch, der mit einer unverhältnismäßig kleinen Serviette gedeckt war, stand eine Karaffe mit Most und getrocknete Fische. Die ganze Stube duftete nach Gebäck und Weintrauben. Etwa sechs Mädchen in Festkleidern und ohne Kopftücher drängten sich, wie gewöhnlich, in der Ecke hinter dem Ofen, flüsterten, lachten und trieben Kurzweil.

Ich bitte, das Gebet meines Heiligen zu sprechen, sagte Ustjenka und lud die Gäste ein, am Tische Platz zu nehmen.

Olenin bemerkte in der Gruppe der Mädchen, die alle ohne Ausnahme schön waren, Marianka, und es war ihm schmerzlich und peinlich, daß er mit ihr unter so häßlichen, gezwungenen Verhältnissen zusammentreffen mußte. Er erschien sich selbst so thöricht und linkisch, und nahm sich vor, ganz so zu thun, wie Bjelezkij. Bjelezkij trat ein wenig feierlich, aber selbstbewußt und nachlässig an den Tisch heran, trank ein Glas Wein auf Ustjenkas Wohl und forderte die anderen auf, dasselbe zu thun. Ustjenka erklärte, die Mädchen tränken nicht.

Mit Honig könnte man's schon versuchen, sagte eine Stimme aus der Mädchengruppe.

Man rief den Burschen, der eben aus dem Laden vom Einkauf des Honig und Ruchens zurück-



gekommen war. Der Bursche sah halb neidisch, halb verächtlich von unten herauf die nach seiner Meinung „zechenden“ Herrschaften an, reichte das sorgfältig und gewissenhaft in graues Papier gewidelte Stück Honig und die Pfefferkuchen und wollte eben weitläufige Erörterungen über den Preis und den Rest beginnen — aber Bjelezkij jagte ihn hinaus.

Nachdem Bjelezkij den Honig in die vollen Mostgläser gethan und drei Pfund Pfefferkuchen freigebig auf den Tischen ausgebreitet hatte, zog er die Mädchen gewaltsam aus der Ofenecke hervor, setzte sie an den Tisch und teilte die Pfefferkuchen aus. Olenin bemerkte unwillkürlich, wie die gebräunte, aber kleine Hand Mariankas zwei runde Pfeffermünz- und einen Zimmtkuchen ergriff, aber nicht wußte, was sie damit anfangen sollte. Trotz Ustjentas und Bjelezkij's Unbefangenheit und trotz ihres Wunsches, die Gesellschaft zu erheitern, war die Unterhaltung doch schwerfällig und gezwungen. Olenin fühlte sich gedrückt, er wollte zu sprechen versuchen, hatte aber das Gefühl, als erregte er Neugier, vielleicht gar Spott, und als teilte er den andern seine Schüchternheit mit. Er errötete und glaubte, daß ganz besonders auch Mariana sich befangen fühlte. — „Sie erwarten gewiß, daß wir ihnen Geld geben, dachte er. — Wie sollen wir das anfangen? Wie könnte man das so schnell als möglich abthun und gehen?“



Kennst du deinen Mieter nicht? sagte Bjelezkij, zu Marianka gewandt.

Wie soll ich ihn kennen? Er besucht uns doch nie, sagte Mariana mit einem Blick auf Olenin.

Olenin erschrak, er fuhr zusammen und wußte nicht, was er sagen sollte.

Ich fürchte mich vor deiner Mutter. Als ich das erste Mal zu euch kam, hat sie mich so ausgescholten.

Marianka lachte laut auf.

Und das hat dich erschreckt? sagte sie, warf ihm einen Blick zu und wandte sich ab.

Zum erstenmale hatte Olenin das volle Gesicht des schönen Mädchens gesehen. Bisher hatte er sie nur mit dem Kopftuch, das tief in die Augen hing, gesehen. Nicht mit Unrecht galt sie für die größte Schönheit im Dorfe. Ustjenka war ein hübsches Mädchen, sie war klein, üppig, rotwangig, hatte lustige braune Auglein, ein ewiges Lächeln um den schönen Mund, lachte und plauderte unaufhörlich. Mariana dagegen war nicht bloß ein hübsches Mädchen, sie war eine Schönheit. Ihre Gesichtszüge mochten zu männlich, nahezu hart erscheinen, aber die große, schlante Gestalt, die kräftige Brust und die Schultern und

vor allem der ernste und zugleich zarte Ausdruck ihrer mandelförmigen, schwarzen Augen mit den dunklen Schatten unter den schwarzen Brauen und der liebevolle Ausdruck ihres Mundes und ihres Lächelns wogen alles auf. Sie lächelte selten, aber stets war ihr Lächeln eindrucksvoll, ihre ganze Erscheinung atmete jungfräuliche Kraft und Gesundheit. Alle Mädchen waren hübsch, aber sie alle und Bjelezkij und der Bursche, der die Pfefferkuchen gebracht hatte, blickten unwillkürlich auf Mariana, und wer sich an die Mädchen wandte, wandte sich an sie. Sie schien eine stolze und heitere Fürstin unter den anderen.

Bjelezkij gab sich alle Mühe, eine anständige Unterhaltung in Gang zu bringen, er hörte nicht auf, zu plaudern, regte die Mädchen an, Most einzuschenten, neckte sie und machte Olenin unaufhörlich in französischer Sprache unpassende Bemerkungen über Marianas Schönheit, indem er sie „la votre“ nannte, und forderte ihn auf, es so zu halten wie er. Olenin wurde immer drückender zu Mute, er suchte nach einem Vorwand, um hinauszugehen und davonzulaufen, als Bjelezkij verkündete, Ustjenta, deren Namenstag gefeiert würde, sollte den Most unter Küffen herumreichen. Sie erklärte sich einverstanden, aber nur unter der Bedingung, daß sie in einem Teller Geld sammeln dürfe, wie das auf Hochzeiten geschieht.

Der Teufel hat mich zu diesem widerwärtigen

Schmaus gelodt, sagte Olenin zu sich selbst. Er stand auf und wollte gehen.

Wohin?

Ich will nur Tabak holen! Er hatte aber die Absicht davonzugehen. Bjelezkij faßte ihn jedoch bei der Hand.

Ich habe Geld bei mir, sagte er französisch.

„Hier giebt's kein Fortgehen, hier heißt's zahlen,“ dachte Olenin und ärgerte sich über seine eigene Ungeschicklichkeit. „Kann ich's denn nicht so treiben wie Bjelezkij? Ich hätte nicht herkommen dürfen; bin ich aber einmal hier, darf ich das Vergnügen nicht stören. Hier heißt's auf Kosakenart trinken.“ Er ergriff eine Tschapura (eine hölzerne Schale, die etwa acht Glas faßt), füllte sie mit Wein und trank sie fast zur Neige aus. Die Mädchen sahen ihn erstaunt, fast erschrocken an, als er trank. Das kam ihnen so sonderbar und unpassend vor. Ustjenka reichte noch jedem der Herren ein Glas und küßte beide. — Nun, Mädchen, laßt uns lustig sein, sagte sie und ließ die vier Münzen, die die Herren auf den Teller gelegt hatten, klimplern.

Olenins Befangenheit war schon gewichen, er kam in's Plaudern.

Nun, Mariana, jetzt reiche du den Wein mit einem Kusse, sagte Bjelezkij und faßte sie bei der Hand.

So will ich dich küssen, sagte sie und holte scherzend mit der Hand aus.

Großväterchen kann man auch ohne Geld küssen! rief ein anderes Mädchen dazwischen.

Siehst du, das ist ein fluges Mädchen, sagte Bjelezkij. Dabei küßte er das Mädchen, das sich sträubte.

Nun mußt du aber herumreichen, drängte Bjelezkij zu Mariana gewandt, deinem Mieter mußt du zutrinken.

Er nahm sie bei der Hand, führte sie zur Bank und setzte sie neben Dlenin.

Was für ein schönes Weib! sagte er und wandte dabei ihren Kopf seitwärts.

Mariana sträubte sich nicht, sie lächelte stolz und ließ ihre mandelförmigen Augen über Dlenin schweifen.

Ein wunderschönes Mädchen, wiederholte Bjelezkij.

„Was bin ich für ein wunderschönes Mädchen!“ schienen Marianas Blicke zu wiederholen. Ohne sich Rechenschaft über das zu geben, was er that, umfaßte Dlenin Mariana und wollte sie küssen. Sie aber riß sich plötzlich los, stieß Bjelezkij zur Seite, warf die Tischplatte vom Tisch herunter und lief in die Ofenecke. Schreien und Lachen erhob sich. Bjelezkij flüsterte den Mädchen etwas zu, und plötzlich rannten alle aus der Stube in den Flur und verschlossen die Thür.

Weshalb hast du Bjelezkij geküßt und willst mich nicht küssen? fragte Olenin.

So, ich will nicht, nun weißt du es, antwortete sie und zuckte mit der Unterlippe und den Brauen. Er ist der Großvater, fügte sie lachend hinzu. Sie trat an die Thür und klopfte. Was habt ihr euch abgeschlossen, Teufelsmädchen?

Hör', laß sie doch, wir bleiben hier, sagte Olenin und näherte sich ihr.

Ihre Züge verdüsterten sich und sie wehrte ihn streng mit der Hand ab. Und wieder erschien sie Olenin so erhaben schön, daß er zu sich kam und sich seines Benehmens schämte. Er ging zur Thür und fing an zu rütteln.

Bjelezkij, machen Sie auf; was sind das für dumme Scherze?

Mariana lachte wieder mit ihrem hellen, glücklichen Lachen.

Ach, fürchtest du dich vor mir? fragte sie.

Du bist ja ebenso böse wie deine Mutter.

Und du solltest noch mehr mit Jeroschka zusammenhocken, dann würden dich die Mädchen lieben . . . und sie lächelte und sah ihm fest und tief in die Augen.

Er wußte nicht, was er sagen sollte.

Und wenn ich manchmal zu euch käme, sagte er unwillkürlich.

Das wäre etwas anderes, sprach sie und warf den Kopf.



In diesem Augenblicke stieß Bjelezkij an die Thür, sie öffnete sich, Mariana prallte zurück, so daß sie mit der Hüfte an Olenins Bein stieß.

„Alles Thorheiten, was ich früher gedacht habe: die Liebe und die Selbstverleugnung und Luksascha. Es giebt nur ein Glück: sei im Glücke, und du bist im Recht,“ schoß es durch Olenins Kopf, und mit einer ihm selbst unerwarteten Kraft umfaßte er die schöne Marianka und küßte sie auf Schläfe und Wange. Mariana war nicht erzürnt, sie lachte nur laut auf und lief hinaus zu den anderen Mädchen.

Damit war der Festabend zu Ende. Ustjentas alte Mutter kam von der Arbeit zurück, schalt die Mädchen aus und jagte sie alle auseinander.



„Ja, dachte Olenin auf dem Heimwege, wenn ich mich nur ein wenig gehen ließe, könnte ich mich wahnsinnig in dieses Rosatenmädchen verlieben.“ Mit diesen Gedanken legte er sich zu Bette. Er glaubte aber, es würde alles vorübergehen, und er würde zu dem alten Leben zurückkehren.

Über das alte Leben kehrte nicht zurück. Seine Beziehungen zu Marianka wurden andere. Die Wand, die bisher zwischen ihnen gestanden hatte,

war gefallen, Olenin begrüßte nun schon das Mädchen, so oft er ihr begegnete.

Der Wirt kam zu ihm, um das Geld für die Wohnung zu holen, und lud ihn, da er von Olenins Reichtum und Freigebigkeit gehört hatte, zu sich ein. Die Alte nahm ihn freundlich auf, und Olenin ging nun nach dem Festabend häufig in den Abendstunden zu den Wirtsleuten und saß bei ihnen bis in die späte Nacht. Er glaubte, er führe noch ganz das Leben wie vorher, und doch war alles in seiner Seele von unten nach oben gefehrt. Den Tag verbrachte er im Walde. Gegen acht Uhr, wenn es dämmerte, ging er zu seinen Wirtsleuten, allein oder mit Onkel Jeroschka. Die Wirtsleute hatten sich schon so an ihn gewöhnt, daß sie sich wunderten, wenn er nicht kam. Er zahlte für seinen Wein reichlich und war ein umgänglicher Mensch. Wanjuscha brachte ihm Thee, er setzte sich in die Ofenecke, die Alte verrichtete unbekümmert um ihn ihre Arbeit, und sie plauderten beim Glase Thee und beim Wein über kosakische Dinge, über die Nachbarn, über Rußland. Olenin erzählte, und sie fragten ihn aus. Zuweilen nahm er ein Buch und las für sich. Mariana saß wie eine wilde Ziege mit untergeschlagenen Beinen auf dem Ofen oder in dem dunklen Winkel. Sie nahm an der Unterhaltung nicht teil, aber Olenin sah ihre Augen, ihr Gesicht, hörte es, wenn sie sich bewegte, wenn sie Kerne



taute, und fühlte, daß sie mit ihrem ganzen Wesen aufhorchte, wenn er sprach, und fühlte ihre Anwesenheit, wenn er schweigend las. Manchmal schien es ihm, als seien ihre Augen auf ihn gerichtet; und traf sein Blick ihr Funkeln, so verstummte er unwillkürlich und starrte sie an. Dann versteckte sie sich sofort, er that, als sei er ganz in die Unterhaltung mit der Alten vertieft, und horchte dabei auf ihren Atem, auf jede ihrer Bewegungen und wartete, daß ihr Blick ihn traf. In Gegenwart anderer war sie meist heiter und liebenswürdig gegen ihn. Waren sie allein, so geberdete sie sich sonderbar und unfreundlich. Bisweilen kam er, wenn Mariana noch nicht von draußen zurück war: plötzlich werden ihre kräftigen Schritte vernehmbar, und ihr blaues Zylinderhemd huscht durch die offene Thür. Sie tritt in die Mitte der Stube, erblickt ihn — und um ihre Augen spielt merklich ein freundliches Lächeln, ihn erfährt Freude und Bangigkeit.

Er begehrte, er verlangte nichts von ihr, doch mit jedem Tage ward ihre Gegenwart ihm mehr und mehr zum Bedürfnis.

Olenin hatte sich so in das kosakische Dorfleben hineingelebt, daß ihm die Vergangenheit wie etwas völlig Fremdes vorkam und ihn die Zukunft, besonders außerhalb der Welt, in der er lebte, gar nicht beschäftigte. Empfing er von Hause, von Verwandten und Freunden Briefe, so tränkte es

ihn, daß man offenbar um ihn trauerte, wie um einen verlorenen Menschen, während er in seinem Kosakendorfe alle diejenigen für verloren hielt, die ein anderes Leben führten als er. Er war überzeugt, daß es ihn nie gereuen würde, sich von dem früheren Leben losgerissen und sich so abseits und eigenartig in seinem Dorfe eingerichtet zu haben. In den Feldzügen, in den Festungen hatte er sich wohl gefühlt, aber erst hier, erst unter den Fittichen des Onkels Jeroschka, in seinem Walde, in seiner Hütte am Ende des Dorfes und besonders wenn er Marianas und Lukaschkas gedachte, trat ihm deutlich die ganze Verlogenheit vor die Seele, in der er früher gelebt, die ihn schon dort empört hatte und die ihm jetzt unaussprechlich häßlich und lächerlich geworden. Mit jedem Tage fühlte er sich hier frei und freier und in höherem Grade Mensch. Ganz anders, als er sich ihn vorgestellt hatte, erschien ihm der Kaukasus. Nichts von alledem hatte er gefunden, was in seiner Einbildung gelebt, und was er vom Kaukasus gehört und gelesen hatte. „Hier giebt es keine Filzmäntel, keine Schluchten, keine Amalat-Begs, keine Helden und Räuber, dachte er, die Menschen leben, wie die Natur lebt; sie sterben, werden geboren, verbinden sich, werden wieder geboren, raufen, trinken, essen, freuen sich und sterben wieder, und es giebt keine andern Lebensbedingungen, als die unveränderlichen, welche die Natur der Sonne,



dem Grafe, dem Tier, dem Baum gesetzt. Andere Gesetze kennen sie nicht“ Und darum erschienen ihm diese Menschen im Vergleiche mit ihm selbst schön, stark, frei, und wenn er sie ansah, überkam ihn Scham und Wehmut um sich selbst. Oft dachte er ernstlich daran, alles von sich zu werfen, in die Reihen der Kosaken zu treten, sich eine Hütte und Vieh zu kaufen, ein Kosakenmädchen zu heiraten — nur nicht Mariana, die er Lukascha überließ — und mit Onkel Jeroscha zusammenzuleben, mit ihm auf die Jagd und den Fischfang zu gehen und mit den Kosaken in's Feld zu ziehen. „Warum thue ich das nicht? Warum warte ich?“ fragte er sich selbst. Und so stachelte er sich selbst, so verspottete er sich. „Oder scheue ich mich, etwas zu thun, was ich selbst für vernünftig und berechtigt halte? Ist etwa der Wunsch, ein einfacher Kosak zu sein, am Busen der Natur zu leben, niemandem Schaden zu thun, ja, den Menschen Gutes zu thun, ist etwa dieser Lebens Traum thörichter als die Träume, die ich früher hatte — Minister zu werden oder Regimentskommandeur!“

Aber eine innere Stimme riet ihm, zu warten und keinen Entschluß zu fassen. Das dunkle Bewußtsein, daß er nicht ganz das Leben eines Jeroscha und Lukascha leben könne, weil ein anderes Glück sein war, hielt ihn zurück — ihn hielt der Gedanke zurück, das Glück bestehe in der Selbst-

verleugnung. Seine Handlung gegen Lufascha machte ihm noch immer Freude, stets suchte er eine Gelegenheit, sich für andere zu opfern, aber diese Gelegenheiten boten sich nicht. Zuweilen vergaß er dieses von ihm neuentdeckte Allheilmittel des Glücks, und er glaubte, frei genug zu sein, um Onkel Jeroschas Leben zu teilen; dann aber plötzlich besann er sich wieder, ergriff den Gedanken bewußter Selbstverleugnung und betrachtete, auf ihn gestützt, alle Menschen und fremdes Glück ruhig und stolz.



Eines Tages vor der Weinlese kam Lufascha zu Olenin geritten. Er sah noch kühner aus als gewöhnlich.

Nun sag', du heiratest? fragte Olenin und ging ihm heiter entgegen.

Lufascha antwortete nicht gerade heraus.

Ich habe Ihr Roß drüben ausgetauscht, das nenne ich ein Roß! Aus dem Kabardiner-Gestüt von Lowa, ich verstehe mich drauf.

Sie besichtigten das neue Roß und ließen es auf dem Hofe seine Künste zeigen. Das Roß war wirklich außerordentlich schön: ein brauner, breiter und langer Wallach mit glänzendem Fell, prächtigem Schweif und einer zarten, feinen Rasse-Mähne und Rist. Es war so wohlgenährt, daß

man auf seinem Rücken hätte schlafen können, wie Lukascha sich ausdrückte. Die Hufe, das Auge, das Gebiß — alles war schön und scharf gezeichnet, wie es nur bei Pferden reinsten Blutes zu sein pflegt. Olenin weidete sich an dem Anblide des Rosses. Er hatte noch nie im Kaukasus ein so schönes Pferd gesehen.

Und wie es läuft, sagte Lukascha und klopfte ihm den Hals. Was es für einen Gang hat! Und flug ist es — es läuft seinem Herrn nach.

Hast du viel zugezahlt? fragte Olenin.

Nichts hab' ich gezahlt, antwortete Lukascha lächelnd, ich habe es von einem Freunde.

Ein wunderschönes Tier! Was willst du dafür haben? fragte Olenin.

Hundertfünfzig Münzen sind mir geboten, aber Ihnen gebe ich es so, sagte Lukascha heiter. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, und ich gebe es Ihnen. Ich saddle ab, und es gehört Ihnen, mir geben Sie nur ein anderes zum Dienst.

Nicht doch, um keinen Preis.

Nun, so habe ich ein „Angebinde“ für dich — dabei löste Lukascha seinen Gürtel und nahm einen der beiden Dolche ab, die er an einem Riemen hängen hatte. — Ich hab's drüben bekommen.

O, ich danke dir.

Und die Weintrauben hat die Mutter versprochen selber herzubringen.

Das ist nicht nötig, wir rechnen schon ab. Ich werde dir doch kein Geld für den Dolch geben.

Gewiß nicht, unter Freunden! Mich hat Girej-Chan jenseits des Flusses in sein Haus geführt. Wähle, was du magst, sagte er, da habe ich diesen Säbel genommen. Das ist so Brauch bei uns.

Sie gingen in die Stube und tranken.

Sag', bleibst du eine Zeitlang hier? fragte Olenin.

Nein, ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Man schießt mich jetzt vom Posten in die Kompagnie jenseits des Terek. Noch heute rüde ich mit Nasar, mit meinem Kameraden, ab.

Und wann ist die Hochzeit?

Ich komme bald zurück, dann ist die Verlobung, dann geht's wieder in den Dienst, antwortete Lufascha unwillig.

Und du wirst deine Braut nicht sehen?

Wozu das? . . . Was habe ich vom Sehen? Wenn Ihr im Feldzug seid, fragt bei uns in der Kompagnie nach Lufascha dem Breiten. Und Eber giebt es dort! Ich habe zwei erlegt. Ich will Sie hinführen. . . . Nun leb' wohl, der Heiland beschütze dich.

Lufascha bestieg sein Pferd und ritt in schnellem Schritte, ohne bei Marianka abzustiegen, auf die Straße hinaus, wo ihn Nasar schon erwartete.

Gehen wir nicht hinein? fragte Nasar und blinzte nach der Seite, wo Jamka wohnte.

Na, sagte Lufaschka, führe das Pferd zu ihr hinein, und wenn ich nicht bald wiederkomme, gieb ihm Heu. Morgen bin ich bestimmt in der Compagnie.

Sag', hat dir der Junker nicht noch etwas geschenkt?

Nein, Gott sei Dank, ich habe ihm einen Dolch geschenkt. Er hätte beinahe das Roß von mir verlangt, sagte Lufaschka, indem er vom Pferde stieg und es Nasarka übergab.

Dicht unter dem Fenster Olenins schlüpfte er in den Hof und stellte sich unter das Fenster der Mietswohnung. Es war schon ganz dunkel. Marianka löste im bloßen Hemd ihren Zopf und wollte schlafen gehen.

Ich bin's, flüsterte der Kosak.

Mariantas Gesicht war ernst und gleichgültig, aber sie lebte plötzlich auf, als sie ihren Namen hörte. Sie hob das Fenster auf und streckte erschreckt und erfreut den Kopf heraus.

Was ist? — Was giebt's? fragte sie.

Öffne doch! sagte Lufaschka, laß mich einen Augenblick hinein. Ich habe entsetzliche Sehnsucht nach dir.

Er umfaßte durchs Fenster ihren Kopf und küßte sie.

Wahrhaftig; öffne doch!

Was sprichst du für Unsinn? Ich hab's dir

einmal gesagt, ich laß dich nicht ein. Sag', bleibst du lange hier?

Er antwortete nicht, er küßte sie nur, und sie fragte nicht wieder.

Sieh, nicht einmal umarmen kann ich dich durch's Fenster, wie sich's gehört, sagte Lukaschka.

Marianuschka, erklang die Stimme ihrer Mutter, wer ist dort?

Lukaschka nahm die Mütze ab, damit sie ihn nicht verrate, und duckte sich unter dem Fenster.

Geh schneller! flüsterte Mariana.

Lukaschka war's, antwortete sie der Mutter; er hat nach dem Vater gefragt.

So laß ihn doch hereinkommen.

Er ist schon fort, er sagte, er habe keine Zeit.

Wirklich war Lukaschka mit schnellen Schritten in gebückter Stellung an den Fenstern vorübergelaufen und zu Jamka gegangen. Niemand hatte ihn gesehen außer Olenin. Er trank mit Nasarka zwei Schalen Most, dann ritten sie aus dem Dorfe. Die Nacht war dunkel und still. Sie ritten schweigsam dahin. Nur den Tritt der Pferde hörte man. Lukaschka stimmte das Lied vom Kosaken Mingal an, aber schon nach dem ersten Verse verstummte er und wandte sich an Nasarka.

Sie hat mich doch nicht eingelassen, sagte er.

Oh, bemerkte Nasarka, — ich wußte es, daß sie dich nicht einläßt. Jamka hat mir schon erzählt: der Junker geht jetzt bei ihnen aus und

ein. Onkel Jeroschka hat schon damit geprahlt, daß ihm der Junker eine Flinte für Marianka gegeben hat.

Er faselt, der Teufel! rief Lukaschka zornig, so ein Mädchen ist sie nicht. Ich will's dem alten Teufel anstreichen. — Und er stimmte sein Lieblingslied an:

Aus dem Dorfe Ismajlowo,
 Aus der Herrin Lieblingsgärtchen
 Flog heraus ein lichter Falke;
 Eilig kam der junge Jäger,
 Lodte auf die rechte Hand ihn.
 Und der lichte Falke sagte:
 „Konntest mich im goldnen Käfig,
 Auf der rechten Hand nicht halten,
 Darum flieg' ich in die Ferne
 Zu den blauen Meereswellen,
 Lödte mir den weißen Schwan dort,
 Um sein süßes Fleisch zu kosten.“



Bei den Wirtsleuten war Verlobung. Lukaschka war in's Dorf gekommen, hatte aber Olenin nicht besucht. Und auch Olenin war nicht zur Verlobung gekommen, obgleich ihn der Fähnrich eingeladen hatte. Er war so traurig, wie er noch nie gewesen war, seitdem er im Dorfe wohnte. Er hatte gesehen, wie Lukaschka gegen Abend festlich geschmückt mit seiner Mutter zu den Wirts-

leuten gekommen war, und ihn peinigte der Gedanke, warum Lukascha so kühl gegen ihn sei. Dlenin schloß sich in seiner Stube ein und begann sein Tagebuch zu schreiben.

„Ich habe über vieles nachgedacht in diesen letzten Tagen und habe mich sehr verändert — schrieb Dlenin. — Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, die in der Bibel steht. Um glücklich zu sein, braucht man nur eins — man muß lieben, lieben mit Selbstverleugnung, alle und alles lieben, nach allen Seiten das Netz der Liebe ausspinnen und jeden einfangen, der einem in den Weg kommt. So habe ich Wanjuscha, Onkel Jeroscha, Lukascha und Mariana eingefangen.“

Gerade als Dlenin die letzten Worte niederschrieb, trat Onkel Jeroscha ein.

Jeroscha war in der besten Laune. Als Dlenin vor einigen Tagen gegen Abend zu ihm gekommen war, hatte er ihn auf dem Hofe getroffen vor einem ausgenommenen Eber, dem er mit glücklicher und stolzer Miene mit einem Messerchen geschickt das Fell abzog. Die Hunde, unter ihnen auch sein Liebling Djam, lagen ringsumher, wedelten leicht mit den Schwänzen und schauten seiner Arbeit zu. Die Buben sahen ehrerbietig über den Zaun hinweg und neckten ihn nicht einmal, wie sie sonst thaten. Die Weiber aus der Nachbarschaft, die ihm nicht gerade hold waren, grüßten ihn, die eine brachte ihm Most, die andere Rahm,

eine dritte Mähl. Am anderen Morgen saß Jeroschka blutbefleckt in seinem Kämmerlein und verkaufte das frische Fleisch pfundweise. Der eine zahlte mit Geld, der andere mit Wein. Auf seinem Gesicht stand zu lesen: „Gott hat mir Glück gegeben, ich habe ein Wild erlegt, jetzt braucht ihr den Onkel.“ Natürlich ließ er sich auch den Wein schmecken und trank, ohne das Dorf zu verlassen, schon den vierten Tag. Außerdem hatte er bei der Verlobung getrunken.

Onkel Jeroschka kam aus der Wohnung der Wirtsleute zu Olenin viehisch betrunken mit rotem Gesicht, zerzaustem Bart, aber mit einem neuen roten, mit Treßsen besetzten Besämet und einer Balalajka aus buntem Holz, die er jenseits des Terek geholt hatte. Er hatte Olenin schon lange diesen Genuß versprochen und war gerade bei Laune. Als er sah, daß Olenin schrieb, wurde er betrübt.

Schreibe, schreibe nur, mein Freund, sagte er flüsternd, ihn ängstigte der Gedanke, es säße zwischen ihm und dem Papier ein Geist, den er aufscheuchen könnte, und er ließ sich ohne Geräusch ganz still auf den Boden nieder. Wenn Onkel Jeroschka betrunken war, war seine Lieblingsstellung, auf der Diele zu liegen. Olenin sah sich um, ließ Wein bringen und schrieb weiter. Jeroschka mochte nicht allein trinken, plaudern wollte er.

Ich bin bei den Wirtsleuten zur Verlobung gewesen, ach, Schweinebande! . . . — Ich mag sie nicht! Ich bin lieber bei dir.

Woher hast du die Balalajka? fragte Olenin und schrieb weiter.

Ich bin am andern Ufer gewesen, Freund, dort habe ich die Balalajka bekommen, sagte er noch immer leise. — Ich bin ein Meisterspieler: ein tatarisches, ein kosakisches, ein Herrenlied, ein Soldatenlied — was du willst!

Olenin sah den Alten noch einmal an, lächelte und schrieb weiter.

Dies Lächeln ermutigte den Alten.

Nun, mach' dir nichts draus, lieber Freund, mach' dir nichts draus, sagte er plötzlich entschlossen. Haben sie dich beleidigt — mach' dir nichts draus — spei' auf sie! Was schreibst du denn da immerfort, wozu soll das taugen?

Und er ahmte Olenins Geberden nach, klopfte mit beiden Daumen auf den Fußboden und verzerrte seine dicke Fraße zu einer Grimasse.

Was soll dir das dumme Teufelszeug? Zechte lieber, das lobe ich mir!

Mit dem Schreiben verband er keinen andern Begriff, als den einer schädlichen Teufelskunst.

Olenin lachte. Jeroschka ebenfalls. Er sprang von dem Fußboden auf, um seine Kunst im Balalajka-Spielen und im Gesange tatarischer Lieder zu zeigen.



Was soll das Schreiben, guter Freund? Höre du lieber zu, was ich dir vorsinge. Stirbst du, dann ist's vorbei mit den Liedern. Lustig, Bruder!

Zuerst sang er ein Lied, das er selbst gemacht hatte, ein Tanzlied:

A=di=di=di=di=di=li,
Wo ich ihn gesehen?
Mit den Nadeln sah ich ihn
Auf dem Markte stehen.

Dann sang er ein Lied, das ihn sein früherer Feldweibel gelehrt hatte:

Montag, da verliebt' ich mich,
Dienstag litt ich bittre Qualen,
Mittwoch, da gestand ich's ihr,
Donnerstag harrt' ich der Antwort,
Freitag ward mir der Bescheid,
Daß ich keine Hoffnung hätte,
Samstag nahm ich fest mir vor
Mit dem Leben abzuschließen;
Aber um mein Seelenheil
Ueberlegt ich mir's am Sonntag.

Und dann:

A=di=di=di=di=di=li,
Wo ich ihn gesehen?

Dann zwinkerte er mit den Augen, zuckte die Achseln und sang tanzend:

An mein Herz will ich dich drücken
Und mit bunten Bändern schmücken,
Sonnenscheinchen nenn' ich Dich,
Du, mein Sonnenscheinchen, sprich,
Sonnenscheinchen, liebst Du mich?

Er wurde so ausgelassen, daß er munter im Zimmer umhersprang und sich mit jugendlichem Übermut zum Tanze anschickte.

Lieder wie di-di-li und andere ähnliche „Herrenlieder“ hatte er nur für Olenin gesungen; als er aber dann noch drei Glas Wein getrunken hatte, trat die gute alte Zeit in seine Erinnerung, und er stimmte echte Kosaken- und Tatarenlieder an. Mitten in einem seiner Lieblingslieder erzitterte plötzlich seine Stimme, er verstummte, und nur seine Finger kimperten noch auf den Saiten der Balalajka.

„Ach, du mein Liebster, sagte er.

Olenin sah bei dem sonderbaren Klange seiner Stimme auf: der Alte weinte, Thränen füllten seine Augen, und eine floß die Wange herab.

Du bist dahin, meine liebe Zeit, nie kehrt du wieder! sagte er schluchzend und versank in Schweigen — trink, warum trinkst du nicht? — rief er plötzlich mit seiner dröhnenden Stimme, ohne seine Thränen abzuwischen.

Besonders rührend war für ihn ein tawlinisches Lied. Es hatte nur wenig Worte, sein ganzer Reiz lag in dem klagenden Rehrreim:

U-dai-dalalai!

Zeroschka übersehte die Worte des Liedes: Ein junger Bursche hatte seine Herde aus dem Uul in's Gebirge getrieben. Da kamen die Russen, steckten den Uul in Brand, töteten alle Männer

und führten alle Weiber in die Gefangenschaft. Der Bursche kam aus dem Gebirge heim: wo einst der Ul gewesen, war nun eine öde Stätte; die Mutter war nicht mehr, die Brüder waren nicht mehr, das Haus war nicht mehr, nur ein Baum war stehen geblieben. Der Bursche setzte sich unter den Baum und weinte. Allein bin ich geblieben, wie du allein. Und der Jüngling sang: „Mi-dai-dalalalai!“ Und diesen rührenden, herzergreifenden Rehrreim wiederholte der Alte viele Male.

Als Jeroschka den letzten Rehrreim gesungen hatte, riß er plötzlich die Flinte von der Wand, stürzte auf den Hof hinaus und schoß aus beiden Läufen in die Luft. Dann sang er wieder noch klagender: „Mi-dai-dalalalai . . . a-a.“ Dann verstummte er.

Olenin war ihm auf den Treppensflur gefolgt und blickte schweigend in den dunklen Sternenhimmel nach der Richtung, wo die Schüsse aufgeblüht waren. Bei den Wirtsleuten im Hause war Licht, hörte man Stimmen. Auf dem Hofe drängten sich die Mädchen an Treppen und Fenster und liefen zwischen Stuben und Flur hin und her. Mehrere Kosaken kamen herausgestürzt, sie konnten nicht an sich halten und begleiteten den Schluß des Liedes und Onkel Jeroschkas Schüsse mit ihrem Jauchzen.

Wie kommt es, daß du nicht bei der Verlobung bist? fragte Olenin.

Laß sie gehen, laß sie gehen! sagte der Alte, den man offenbar dort getränkt hatte. — Ich mag sie nicht, ich mag sie nicht — ach, was für ein Volk! Gehen wir in die Stube! Mögen sie für sich lustig sein und wir für uns.

Olenin ging in die Stube zurück.

Sag', ist Lufaschka heiter? wird er mich nicht besuchen? fragte er.

Ach was, Lufaschka! sie haben ihm vorgelogen, daß ich dir das Mädchen zugeführt habe, sagte der Alte flüsternd. — Und was meinst du? Das Mädchen? — Sie ist unser, wenn wir wollen: gieb nur das nötige Geld, und sie ist unser! Das will ich dir schon machen, wahrhaftig!

Nein, Onkel, Geld macht hier nichts, wenn sie mich nicht liebt. Sprich nicht mehr davon.

Waisen ohne Liebe sind wir beide, sagte plötzlich Onkel Jeroschka und brach wieder in Thränen aus.

Olenin trank mehr als gewöhnlich, während er den Erzählungen des Alten lauschte. „So, jetzt ist also mein Lufaschka glücklich,“ dachte er; aber es war ihm traurig zu Mute. Der Alte betrank sich an diesem Abend so, daß er auf den Fußboden hinschlug und Wanjuscha sich einen Soldaten zu Hilfe rufen mußte, um ihn mit Mühe fortzuschaffen. Er war auf den Alten wegen seines schlechten Benehmens so wütend, daß er kein französisches Wort mehr sprach.



Es war im August. Tagelang hatte kein Wölkchen am Himmel gestanden; die Sonne brannte unerträglich, und vom frühen Morgen an wehte ein warmer Wind, der in den Dünen und auf der Landstraße glühende Sandwolken auftrieb und sie über das Schilf, die Bäume und die Dörfer dahintrug. Das Gras und das Laub der Bäume war mit Staub bedeckt; die Wege und die Moräste waren rein und hart und klangen unter dem Tritt des Wanderers. Das Wasser im Terek war schon lange gefallen und floß reißend die Gräben entlang und trocknete dort ein. Die vom Vieh zertretenen sumpfigen Ufer des Dorfsteiches waren ausgetrocknet, und den ganzen Tag hörte man im Wasser das Plätschern und Schreien der Mädchen und Knaben. In der Steppe waren die Dünen und das Schilf trocken, und das Vieh lief brüllend am Tage auf die Felder. Das Wild suchte seine Weide im fernen Schilf und in den Bergen jenseits des Terek. Mücken und Fliegen summteten in dichten Schwärmen über den Niederungen und den Dörfern. Die schneebedeckten Berggipfel hatten sich in einen grauen Nebel gehüllt. Die Luft war dünn und übelriechend. Die Abreken, so ging das Gerücht, waren über den seichten Fluß herübergekommen und tummelten sich am

diesseitigen Ufer. Die Sonne ging allabendlich wie eine große Feuerkugel unter. Es war der Höhepunkt der Arbeitszeit. Die ganze Bevölkerung des Dorfes arbeitete in den Melonensfeldern und Weingärten. Die Gärten waren dicht mit üppigem Grün bewachsen und boten kühlenden Schatten. Überall schimmerten durch das breite, durchsichtige Laub die reifen Trauben hindurch. Auf dem staubigen Wege, der zu den Gärten führte, zogen knarrende Wagen dahin, die hoch mit dunklen Weintrauben beladen waren. Auf dem Wege lagen die Trauben umher, welche die Räder zerdrückt hatten. Knaben und Mädchen liefen in ihren von Beerensaft fleckigen Hemdchen und mit Trauben in den Händen und im Munde hinter ihren Müttern einher. Auf der Landstraße begegnete man ununterbrochen zerlumpten Arbeitern, die auf ihren kräftigen Schultern Körbe mit Weintrauben trugen. Weiber in Kopftüchern, die ihnen bis an die Augen reichten, führten die Ochsen, die die hochaufgehäuften Wagen mit Wein zogen. Begegneten einem Wagen Soldaten, so baten sie die Kosakenweiber um Trauben, und das Kosakenweib flettert im Fahren auf den Wagen, greift eine Handvoll Trauben und schüttet sie dem Soldaten in den Schoß. In einzelnen Höfen wurden die Trauben schon gepreßt. Der Duft der Weintrester erfüllte die Luft. Blutrote Tröge schimmerten unter den Schuppen

hervor, und auf den Höfen sah man die nagaischen Arbeiter mit den aufgestreiften Hosens und den rotgefärbten Waden. Schweine fraßen grunzend die Schalen und wälzten sich auf ihnen. Die flachen Dächer der Hütten waren über und über mit dunklen bernsteinfarbenen Trauben belegt, die in der Sonne trockneten. Krähen und Elstern flatterten in dichten Scharen Kerne auspidend um die Dächer und hüpfen von Ort zu Ort.

Die Früchte jahrelanger Arbeit wurden fröhlich eingebracht, und in diesem Jahre waren die Früchte besonders reich und schön.

In den schattigen kleinen Weingärten inmitten eines Meers von Weinstöcken vernahm man von allen Seiten her Lachen, Singen, Lustigkeit; überall schimmerten die grellen, bunten Kleider der Frauen hindurch.

Gerade um die Mittagsstunde saß Mariana in ihrem Garten im Schatten eines Pfirsichbaumes und holte unter dem abgeschirrten Wagen das Mittagessen für ihre Familie hervor. Ihr gegenüber saß auf einer ausgebreiteten Pferdedecke der Fähnrich, der aus der Schule heimgekehrt war, und wusch sich die Hände in einem Krug. Ein kleiner Knabe, ihr Bruder, kam eben vom Teiche hergerannt und atmete schwer, er wuschte sich mit dem Ärmel ab und sah die Schwester und die Mutter in Erwartung des Mittagessens unruhig an. Die alte Mutter hatte ihre Ärmel

hoch über die gebräunten Arme gestreift und teilte auf einem niedrigen, runden tatarischen Tischchen Weintrauben, getrocknete Fische, Rahm und Brot aus. Der Fähnrich nahm, nachdem er sich die Hände abgetrocknet hatte, seine Mütze ab, bekreuzte sich und rückte an den Tisch heran. Auch im Schatten drückte die Sonne unerträglich. Die Luft, die über dem Garten lag, war stickig. Der warme, starke Wind, der durch die Zweige fuhr, brachte keine Kühlung, er beugte nur einförmig die Gipfel der über die Gärten zerstreuten Birnen-, Pfirsich- und Maulbeerbäume. Der Fähnrich betete noch einmal, holte ein kleines Krüglein mit Most hervor, das hinter ihm unter dem Weinlaub stand, trank aus seinem dünnen Halse und reichte es der Alten. Der Fähnrich trug nur ein Hemd, das am Halse aufgeknöpft war und seine muskulöse, behaarte Brust durchsehen ließ. Sein feines schlaues Gesicht schaute lustig drein. Weder seine Stellung noch seine Sprechweise ließen seine gewöhnliche listige Natur erkennen; er war heiter und ungezwungen.

Gegen Abend werden wir mit dem Streifen hinter der Scheuer fertig, sagte er und wischte sich den nassen Bart ab.

Wir werden fertig, antwortete die Alte, wenn nur das Wetter sich hält. Die Djomkins sind noch nicht mit der Hälfte fertig, fügte sie hinzu. — Nur Ustjenka arbeitet und radert sich ab.



Ja, die Leute, sagte stolz die Alte.

Na, trink, Marianuschka, sagte die Alte und reichte dem Mädchen den Krug. — So Gott will, werden wir reichlich haben, um dir die Hochzeit zu richten, sagte die Alte.

Das hat noch Zeit, sagte der Fähnrich etwas mürrisch.

Das Mädchen ließ den Kopf sinken.

Aber warum sollen wir nicht davon sprechen, sagte die Alte, die Sache ist abgemacht, so ist auch die Zeit nicht mehr fern.

Schwaß' nicht, sagte wieder der Fähnrich, jetzt heißt es fertig werden.

Haßt du Lukaschkas neues Pferd gesehen? fragte die Alte. Das, was ihm Mitrij Andreitsch geschenkt hat, das hat er nicht mehr, er hat es umgetauscht.

Nein, ich habe es nicht gesehen, aber ich habe heute mit dem Knecht unseres Mieters gesprochen, sagte der Fähnrich, er hat wieder tausend Rubel bekommen, meint er.

Ein reicher Mann, gewiß, bekräftigte die Alte.

Die ganze Familie war heiter und zufrieden. Die Arbeit ging lustig vorwärts. Die Trauben waren reichlicher und besser, als sie selbst erwartet hatten. Nach dem Mittagessen gab Mariana den Ochsen Gras, rollte ihr Beschmet unter dem Kopf

zusammen und legte sich unter den Wagen auf das niedergetretene, saftige Gras. Sie trug ein rotseidenes Kopftuch und ein blaues, verschossenes Zithemd; aber es war ihr doch unerträglich heiß. Ihr Gesicht glühte, ihre Beine konnten keinen rechten Platz finden, ihre Augen waren von Schlaf und Müdigkeit matt; ihre Lippen öffneten sich unwillkürlich, und ihre Brust atmete schwer und tief. Die Arbeitszeit hatte schon vor zwei Wochen begonnen, und die schwere ununterbrochene Arbeit füllte das ganze Leben des jungen Mädchens aus. Am frühen Morgen, wenn der Tag graute, sprang sie aus dem Bett, wusch ihr Gesicht mit kaltem Wasser, warf ein Tuch um und lief barfuß in den Stall. Dann zog sie eilig Schuhe an, warf den Besämet über, nahm Brot in ihr Bündel, spannte die Ochsen an und fuhr auf den ganzen Tag in die Weingärten. Dort ruhte sie nur eine Stunde, schnitt Trauben ab, schleppte die Körbe herbei, machte sich abends, heiter und nicht ermüdet, auf den Heimweg, führte die Ochsen an einem Strid und trieb sie mit einer langen Rute an. Wenn sie in der Dämmerung das Vieh besorgt hatte, nahm sie Kerne in den breiten Ärmeln ihres Hemdes mit und ging an die Erde, um mit den Mädchen lustig zu sein. Aber kaum war das Abendrot erloschen, so kam sie wieder nach Haus, aß in der dunklen Kammer mit Vater, Mutter und dem Brüderchen zu Abend, dann ging sie

sorglos frisch in die Stube, setzte sich auf den Ofen und lauschte im Halbschlaf den Gesprächen ihres Mieters. Kaum war dieser fortgegangen, so warf sie sich auf's Bett und schlief bis zum andern Morgen einen festen, friedlichen Schlaf. Der nächste Tag verlief ganz ebenso. Lukascha hatte sie seit dem Tage der Verlobung nicht gesehen, und sie sah ruhig dem Tag der Hochzeit entgegen. An den Mieter hatte sie sich gewöhnt und empfand es mit Vergnügen, wenn seine unverwandten Blicke auf ihr ruhten.



Obgleich man nicht wußte, wo man vor Hitze hin sollte, obgleich die Mücken in Schwärmen in dem kühlen Schatten des Wagens umherflogen, und obgleich ihr Brüderchen sich hin und her wälzte und sie dabei anstieß, war Mariana doch, das Tuch über das Gesicht gezogen, schon eingeschlafen. Da kam plötzlich die Nachbarin Ustjenka herbeigelaufen, schlüpfte unter den Wagen und legte sich neben sie.

Nun schlaf, Mädchen, schlaf! sagte Ustjenka, während sie sich unter dem Wagen zurechtlegte. — Halt, sagte sie, so ist's schlecht. Sie sprang auf, brach einige grüne Weinreben ab, hängte sie zu beiden Seiten an die Räder des Wagens und breitete noch ein Beschmet darüber aus.

Du geh, rief sie dem Knaben zu, als sie wieder unter den Wagen schlüpfte — ist etwa für die Buben der Platz bei den Mädchen? Geh fort.

Ustjenka war mit der Freundin unter dem Wagen allein. Sie umfaßte sie plötzlich mit beiden Armen, drückte sie an ihre Brust und begann sie auf Wangen und Hals zu küssen.

Mein Liebchen, mein Freund! sagte sie und brach in ihr feines, helles Lachen aus.

Schau, das hast du wohl beim „Großvater“ gelernt, antwortete Mariana und machte sich los. So laß doch.

Und sie brachen beide in so schallendes Gelächter aus, daß die Mutter sie anschrte.

Bist wohl neidisch? sagte Ustjenka flüsternd.

Ach, schwag' nicht! laß mich schlafen. Nun, wozu bist du hergekommen?

Ustjenka aber ließ nicht nach.

Also höre, ich will dir's sagen.

Mariana richtete sich auf den Ellbogen auf und rückte ihr verschobenes Kopftuch zurecht.

Nun, was willst du mir sagen?

Ich weiß was von deinem Mieter.

Was giebt's da zu wissen? antwortete Mariana.

Ei, du bist ein Schalk, Mädchen, sagte Ustjenka, stieß sie mit dem Ellbogen an und lachte; du erzählst auch gar nichts. Er besucht euch?

Nun ja, er besucht uns, was ist dabei? sagte Mariana und errötete plötzlich.

Siehst du, ich bin ein einfaches Mädchen, ich erzähle alles. Warum soll ich es auch verbergen, sagte Ustjenska, und ihr heiteres, rosiges Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. — Thue ich denn jemand etwas Böses? Ich liebe ihn, und das ist alles.

Den Großvater, wie?

Nun ja.

Aber ist das nicht Sünde? versetzte Mariana.

Ach, Maschenka! Wann soll man denn lustig sein, wenn nicht, so lange man ledig ist? — Dann heirate ich einen Kosaken, bekomme Kinder und lerne die Not kennen. Heirate du nur erst den Lukascha, dann ist die Freude auch vorüber, dann kommen die Kinder und die Arbeit.

Warum? Manche sind auch in der Ehe glücklich. Wie es kommt, antwortete ruhig Mariana.

Aber so erzähle doch wenigstens einmal, was du mit Lukascha gehabt hast.

Was? Er hat um mich geworben. Der Vater hat es auf ein Jahr verschoben; jetzt sind wir verlobt, im Herbst ist die Hochzeit.

Aber was hat er dir gesagt?

Mariana lächelte.

Was soll er denn gesagt haben? Er hat gesagt, er liebt mich, er bat mich immer, in die Weingärten mit ihm zu gehen.

Der Schmierfink! Du bist doch nicht gegangen, nicht wahr? Aber was er jetzt für ein tüchtiger Bursche geworden ist! Der erste Dshigit. Immer steht er bei den Soldaten. Neulich ist unser Kirka gekommen und hat uns erzählt, was er für ein Pferd eingetauscht hat! Aber nach dir bangt er sich immer. Und was hat er noch gesagt? fragte Ustjenka weiter.

Alles mußt du wissen sagte Mariana lachend. — Einmal kam er zur Nacht an's Fenster geritten, betrunken. Er wollte herein.

Nun, und du hast ihn nicht eingelassen?

Das fehlte?! Wenn ich einmal etwas sage, so bleibt's dabei. Fest wie ein Stein bin ich, antwortete Mariana ernst.

Aber ein tüchtiger Bursche ist er! Wenn er nur will, weist ihn kein Mädchen ab.

Mag er zu anderen gehen, antwortete Mariana stolz.

Thut er dir nicht leid?

Er thut mir leid, aber Dummheiten mache ich nicht. — Das ist schlecht.

Ustjenka ließ plötzlich ihren Kopf an die Brust der Freundin sinken, umfaßte sie mit ihren Armen und schüttelte sich am ganzen Körper vor verhaltenem Lachen.

Ach, thöricht bist du, eine Närrin, sagte sie herausplappend; du willst kein Glück, und dabei begann sie wieder Mariana zu kitzeln.



Ei, so laß doch, sagte Mariana, unter Lachen aufschreiend.

Sieh, die Teufel, was sie für einen Lärm machen, erklang wieder hinter dem Wagen die verschlafene Stimme der Alten.

Du willst kein Glück, wiederholte Ustjenta flüsternd und richtete sich auf. Und du hast Glück, bei Gott! Wie dich die Menschen lieben! Du bist so garstig, und sie lieben dich. Ach, wenn ich an deiner Stelle wäre, wie würde ich dem Mieter den Kopf verdrehen. Ich habe ihn beobachtet, wie ihr bei uns wart, am liebsten hätte er dich mit den Augen verschlungen. Mein „Großvater“ — was hat mir der nicht alles geschenkt! Und eurer soll einer von den reichsten Russen sein. Sein Bursche sagt, er hat seine eigenen Bauern.

Mariana richtete sich auf und lächelte nachdenklich.

Was er mir einmal gesagt hat, dieser Mieter! — sagte sie und zerbiß dabei einen Grassalm. — Ich möchte der Kosak Lukascha sein, sagte er, oder dein Brüderchen Lasutka . . . warum hat er wohl so gesprochen?

Das schwätzt er so, wie es ihm einfällt, antwortete Ustjenta. Was spricht meiner nicht alles zusammen! Wie ein Berrüchter!

Mariana warf ihren Kopf auf das zusammengelegte Beschmet zurück, schlang den Arm um Ustjenta und schloß die Augen.

Heute wollte er in die Weingärten zur Arbeit kommen; der Vater hat ihn eingeladen, sagte sie nach einer kurzen Pause, dann schlief sie ein.



Die Sonne war schon hinter dem Birnbaum, welcher dem Wagen Schatten gab, hervorgetreten und ließ ihre sengenden Strahlen selbst durch die Weinreben hindurch, die Ustjenka zum Schutz geflochten hatte, schräg auf die Gesichter der Mädchen fallen, die unter dem Wagen schliefen. Mariana erwachte und schob ihr Kopftuch zurecht. Sie sah sich um und bemerkte hinter dem Birnbaum ihren Mieter, der mit der Flinte auf dem Rücken da stand und sich mit ihrem Vater unterhielt. Sie stieß Ustjenka an, lächelte und wies, ohne ein Wort zu reden, auf ihn hin.

Gestern war ich aus, habe aber nichts geschossen, sagte Olenin und blickte unruhig umher. Er sah aber Mariana hinter den Blättern nicht.

Gehen Sie nur an das Ende dort, gerade herum, dort ist der vernachlässigte Garten, man nennt ihn die Wüste, finden Sie immer Hasen, sagte der Fähnrich, der seine Sprechweise sofort veränderte.

Ist das recht, in der Arbeitszeit auf die Hasenjagd zu gehen! Sie sollten uns lieber

helfen kommen, mit den Mädchen arbeiten, sagte die Alte heiter. — Nun, Mädchen, aufstehen! rief sie.

Marianna und Ustjenka flüsterten sich unter dem Wagen etwas zu und konnten sich vor Lachen kaum halten.

Seitdem es bekannt geworden, daß Olenin Lukascha ein Roß im Werte von fünfzig Münzen geschenkt hatte, wurden seine Wirtsleute freundlicher; der Fähnrich besonders schien die Annäherung an seine Tochter mit Befriedigung zu sehen.

Ich kann ja aber nicht arbeiten, sagte Olenin und gab sich Mühe, nicht durch die grünen Zweige hindurch unter den Wagen zu spähen, wo er das blaue Hemd und das rote Kopftuch Marianas bemerkt hatte.

Komm her, ich gebe dir Aprikosen, sagte die Alte.

Altweiberthorheit, ein gastfreundlicher kosakischer Brauch der Vorzeit, sagte der Fähnrich, die Worte der Alten zugleich erläuternd und gewissermaßen entschuldigend. — In Rußland, meine ich, haben Sie nicht nur Aprikosen, sondern auch Ananas oder andres Eingemachtes nach Herzenslust gegessen.

Also in dem vernachlässigten Garten giebt es welche? fragte Olenin. Ich will hingehen. — Er warf einen raschen Blick durch das grüne

Blätterdach, lüftete seine Mütze und verschwand zwischen den regelmäßigen grünen Spalieren des Weingartens.

Die Sonne neigte sich schon zum Niedergang, sie stand schon hinter den Gärten, ihre weit verteilten Strahlen schimmerten durch das durchsichtige Laub hindurch, als Olenin zu seinen Wirtsleuten in den Garten zurückkehrte. Der Wind wurde schwächer, und eine erfrischende Kühle herrschte in dem Weingarten. Schon aus der Ferne hatte Olenin instinktmäßig Marianas blaues Hemd durch die Weinspaliere hindurch erkannt. Er näherte sich ihr, indem er im Gehen Beeren pflückte. Auch sein abgeheßter Hund schnappte von Zeit zu Zeit mit seiner feuchten Schnauze nach einer niedrig hängenden Traube. Marianas Gesicht war rot, sie hatte die Ärmel aufgestreift, und ihr Tuch war tief unter das Kinn herabgefallen. So stand sie da, schnitt die schweren Trauben ab und ordnete sie im Korbe. Ohne das Messer, das sie in der Hand hatte, loszulassen, hielt sie inne, lächelte freundlich und setzte wieder ihre Arbeit fort. Olenin näherte sich ihr und warf die Flinte über die Schulter, um seine Hände freizumachen. „Wo sind deine Angehörigen? Grüß dich Gott! Bist du allein?“ wollte er sagen, aber er sagte nichts und lüftete nur seine Mütze. Es machte ihn befangen, so allein mit Mariana zu sein, und doch trat er

näher auf sie zu, als ob er sich mit Absicht Selbstqualen bereiten wollte.

Du wirst noch die Weiber mit deiner Flinte töten, sagte Mariana.

Nein, ich schieße nicht.

Sie schwiegen beide.

Wenn du mir doch helfen wolltest!

Er zog ein kleines Messer hervor und begann schweigend Trauben abzuschneiden. Er traf tief unten im Laub auf eine drei Pfund schwere üppige Traube, an welcher die Beeren alle eng aneinanderlagen, und zeigte sie Mariana.

Soll ich alle abschneiden? Ist diese nicht zu grün?

Zeig her.

Ihre Hände berührten sich. Olenin ergriff ihre Hand, sie sah ihm lächelnd in die Augen.

Sag, wirst du bald heiraten? sagte er.

Sie antwortete nicht, sie wandte sich ab und sah ihn nur mit einem strengen Blick an.

Sag, liebst du Lukascha?

Was geht das dich an?

Ich bin eifersüchtig.

Ach, was.

Wahrhaftig, du bist ein so schönes Mädchen!

Und plötzlich schämte er sich furchtbar der Worte, die er gesprochen hatte. Sie schienen ihm

gemein zu klingen, er wurde ganz rot, ward verlegen und ergriff ihre beiden Hände.

Wie ich auch bin, für dich bin ich nicht! Warum spottest du meiner? . . . antwortete Mariana, aber ihre Blicke sagten, wie genau sie wußte, daß er ihrer nicht spottete.

Spotten? Wenn du wüßtest, wie ich . . . seine Worte klangen ihm noch gemeiner, noch weniger dem angemessen, was er empfand; aber er fuhr fort: Ich weiß nicht, was ich für dich thun könnte . . .

Laß mich, Schmierfink!

Aber ihr Gesicht, ihre glänzenden Augen, ihre wogende Brust, ihre schlanken Beine sagten etwas anderes. Ihm war als verstünde sie, wie gemein ihm alles vorkomme, was er ihr sagte, aber sie stand über diesen Dingen; ihm war's, als wüßte sie längst alles, was er ihr sagen wollte und nicht auszusprechen vermochte, und als hätte sie nur hören wollen, wie er es ihr sagen würde. „Wie sollte sie es auch nicht wissen, — dachte er, — da er ihr doch nur alles das sagen wollte, was sie selbst war? Aber sie hatte nicht verstehen, nicht antworten wollen,“ — dachte er.

Au, erklang plötzlich in der Nähe hinter den Weinspalieren Ustjenkas Stimmchen und ihr helles Lachen. — Komm doch her, Mitrij Andreitsch, hilf mir! ich bin allein — rief sie Olenin zu und



steckte ihr rundes, harmloses Gesicht aus dem Laub hervor.

Olenin antwortete kein Wort und rührte sich nicht von der Stelle.

Mariana fuhr fort, die Trauben zu schneiden, blickte aber unverwandt ihren Mieter an. Er wollte eben etwas sagen, stockte aber und zuckte die Achseln. Dann warf er seine Flinte herum und ging mit eiligen Schritten aus dem Garten hinaus.



Ein paarmal blieb er stehen und horchte auf Marianas und Ustjentas helles Lachen; sie standen zusammen und unterhielten sich laut. Den ganzen Abend verbrachte Olenin auf der Jagd im Walde. Er schöß nichts und kehrte in der Dämmerung nach Hause zurück. Als er über den Hof ging, bemerkte er, daß in der Kammer der Wirtsleute die Thür geöffnet war, und sah ein blaues Hemd hindurchschimmern. Er rief Wanjuscha mit auffällig lauter Stimme, um seine Ankunft bemerklich zu machen, und setzte sich auf den Treppensflur auf seinen gewöhnlichen Platz. Die Wirtsleute waren schon aus dem Garten zurückgekehrt; sie kamen aus der Kammer, gingen in ihre Stube, baten ihn aber nicht zu sich. Mariana ging zweimal zum Thore hinaus. Das eine Mal im Däm-

merlicht schien es ihm, als hätte sie sich nach ihm umgesehen. Er verfolgte gierigen Blicks jede ihrer Bewegungen, wagte aber nicht, sich ihr zu nähern. Als sie in der Stube verschwunden war, stieg er die Treppe hinab und ging im Hofe auf und nieder. Mariana aber kam nicht wieder heraus. Die ganze Nacht verbrachte Olenin schlaflos auf dem Hofe und lauschte auf jeden Laut in der Stube der Wirtsleute. Er hörte, wie sie gegen Abend plauderten, wie sie das Abendbrot aßen, wie sie die Federbetten ausschüttelten und sich schlafen legten; er hörte, wie Mariana aus irgend einem Grunde lachte; er hörte auch, wie alles verstummte. Der Fähnrich besprach etwas leise mit seiner Alten, ein anderer atmete. Er ging in seine Stube. Wanjuscha schlief in voller Kleidung. Olenin beneidete ihn. Er kehrte wieder auf den Hof zurück, ging wie vorher in beständiger Erwartung auf und nieder, aber niemand kam heraus, niemand näherte sich; nur das regelmäßige Atmen dreier Menschen ließ sich vernehmen. Er kannte Marianas Atmen, und er lauschte ihm beständig und lauschte auch auf das Pochen seines eigenen Herzens. Im Dorfe war alles still geworden, der Mond war spät aufgegangen, und das Vieh, das auf dem Hofe war, das bald niederkauerte, bald sich träg aufrichtete, wurde deutlich sichtbar. Olenin fragte sich ärgerlich: „Wonach sehne ich mich?“ und konnte sich nicht von seiner

Unrast befreien. Plötzlich hörte er ganz deutlich Schritte und das Knarren einer Flügelthür in der Stube der Wirtsleute. Er stürzte zur Thür; aber es ward bald wieder still, nur das regelmäßige Atmen war zu hören. Auf dem Hofe bewegte sich mit schwerem Stöhnen die Büffelkuh hin und her; erst stellte sie sich auf die Vorderbeine, dann richtete sie sich ganz auf, wedelte mit dem Schwanz und ging in gleichmäßigem Schritt über den trockenen Lehm des Hofes, dann legte sie sich wieder stöhnend in den nebligen Mondschein nieder. . . . Wieder fragte er sich: „Was soll ich thun?“ und kam zu dem festen Entschluß, schlafen zu gehen, da aber wurden wieder Laute vernehmbar, und in seiner Einbildung erstand die Gestalt Marianas, wie sie heraustrat in die neblige Mondnacht, und wieder stürzte er auf das Fenster zu, und wieder hörte er Schritte. Kurz vor Tagesanbruch ging er auf das Fenster zu, klopfte an den Holzrahmen, eilte hinüber zur Thür und hörte wirklich Marianas Seufzer und Schritte. Er griff nach dem Riegel und klopfte. Vorsichtige Schritte nahter Füße näherten sich der Thür. Die Klinke bewegte sich, die Thür knarrte, ein Duft von Meiran und Kürbis kam heraus, und an der Schwelle erschien Marianas ganze Gestalt. Er sah sie nur einen Augenblick im Mondlicht. Sie schlug die Thür zu, flüsterte ein paar Worte und eilte mit leichten Schritten zurück. Olenin klopfte noch einmal leise

— keine Antwort. Er lief an das Fenster und horchte auf. Plötzlich schlug eine schrille Männerstimme an sein Ohr.

Herrlich, sagte ein klein gewachsener Kosak in weißer Mütze, der sich über den Hof her Olenin näherte. Ich habe alles gesehen. Herrlich!

Olenin erkannte Nasarka und sprach kein Wort, denn er wußte nicht, was er thun und sagen sollte.

Herrlich! Ich werde auf's Amt gehen, alles anzeigen und es dem Vater erzählen. Schau einer, die Fähnrichstochter! Sie hat nicht genug an einem!

Was willst du von mir, was verlangst du? brachte Olenin endlich hervor.

Nichts, ich will's nur auf dem Amt erzählen. Nasarka sprach sehr laut, offenbar mit Absicht. Schau einer den schlauen Junker!

Olenin zitterte und erbleichte.

Komm hierher, hierher!

Er faßte ihn kräftig bei der Hand und zog ihn nach seiner Stube hin.

Es ist ja nichts vorgefallen, sie hat mich nicht eingelassen, und ich habe auch nichts gewollt sie ist ein braves Mädchen!

Nun, das wird schon dort untersucht werden sagte Nasarka.

Du sollst trotzdem etwas haben warte nur!

Nasarka sagte nichts. Olenin lief in seine Stube und brachte dem Kosaken zehn Rubel heraus.

Es ist ja nichts vorgefallen. Aber trotzdem, ich bin schuldig, darum gebe ich dir was! Aber daß um Gotteswillen kein Mensch etwas erfährt! Es ist wirklich nichts vorgefallen. . . .

Wünsche Glück, sagte Nasarka lachend und ging.

Nasarka war diese Nacht in Lukaschts Auftrage in's Dorf gekommen, um Platz zu schaffen für ein gestohlenes Pferd; auf dem Heimwege hatte er Schritte vernommen. Am andern Morgen kehrte er zur Kompagnie zurück und erzählte den Kameraden prahlend, auf wie schlaue Weise er zehn Münzen verdient hatte. Olenin begegnete am andern Morgen seinen Wirtsleuten, sie wußten von nichts. Mit Mariana sprach er kein Wort, und sie lachte bloß in sich hinein, wenn sie ihn ansah. Die Nacht verbrachte er wieder schlaflos und ging wieder vergeblich im Hofe umher. Den folgenden Tag verbrachte er absichtlich auf der Jagd, und am Abend ging er, um sich selbst zu entfliehen, zu Bjelezkij. Er fürchtete sich vor sich selbst und gab sich das Wort, nie mehr seine Wirtsleute zu besuchen. In der folgenden Nacht wurde Olenin von einem Feldwebel geweckt. Die Kotte sollte sofort zu einem Überfall aufbrechen. Olenin freute sich über diesen Zufall und gedachte nie wieder nach dem Standort zurückzukehren.

Der Kriegszug dauerte vier Tage. Der Be-

fehlshaber wünschte Olenin zu sehen, denn er war mit ihm verwandt und machte ihm den Vorschlag, bei dem Stabe zu bleiben. Olenin lehnte ab. Er konnte ohne sein Dorf nicht leben und bat um die Erlaubnis, heimzukehren. Für den Feldzug erhielt er das Soldatenkreuz, das er einst so ersehnt hatte. Jetzt war er gegen dieses Kreuz vollkommen gleichgültig und noch gleichgültiger gegen den Vorschlag zur Beförderung, die auch immer noch nicht erfolgte. Er ritt ohne Geleit mit Wanjuscha zur Grenzlinie und überholte seine Rotte um einige Stunden. Olenin verbrachte den ganzen Abend auf dem Treppenflur, nach Mariana ausschauend. Die ganze Nacht ging er wieder ziellos, gedankenlos im Hofe umher.



Am andern Tage erwachte Olenin spät. Die Wirtsleute waren schon fort. Er ging nicht auf die Jagd; bald nahm er ein Buch zur Hand, bald ging er hinaus auf die Treppe, kam wieder in das Zimmer zurück und legte sich auf das Bett. Wanjuscha dachte, er sei krank. Gegen Abend erhob sich Olenin entschlossen, begann zu schreiben und schrieb bis in die späte Nacht hinein. Der Brief war fertig, aber er schickte ihn nicht ab. Es hätte doch niemand verstanden, was er sagen wollte. Auch konnte niemand außer Olenin selbst

daran liegen, es zu verstehen. Er hatte folgendes geschrieben:

„Ich erhalte aus Rußland Briefe voll Mitleids; sie fürchten, ich würde in der Einöde, in die ich mich vergraben habe, zu Grunde gehen. Sie sagen: Er wird verbauern, er wird sich allen entfremden, er wird sich dem Trunke ergeben und zuguterleht ein Kosakenmädchen heiraten. Nicht umsonst hat Jermolow gesagt: Wer zehn Jahre im Kaukasus gedient hat, ist entweder ein Trunkenbold oder der Gatte eines liederlichen Weibes. Entsetzlich! In der That, richte ich mich nicht zu Grunde? während ich doch das große Glück haben könnte, der Gatte der Gräfin B., Kammerherr oder Adelsmarschall zu werden. Wie häßlich, wie bejammernswert kommt ihr mir alle vor! Ihr wißt nicht, was Glück, was Leben ist. Man muß das Leben einmal in seiner ungekünstelten Schönheit erfahren haben. Man muß sehen und begreifen, was ich Tag für Tag vor mir sehe: die ewigen jungfräulichen Schneegipfel der Berge und das erhabene Weib in der ursprünglichen Schönheit, in der einst das erste Weib aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Dann wird euch klar sein, wer sich zu Grunde richtet, wer in der Wahrheit und wer in der Lüge lebt, Ihr oder ich. Wenn Ihr wüßtet, wie niedrig und bejammernswert Ihr in Eurer Selbsttäuschung erscheint! Wenn ich statt meiner Hütte, meines Wal-

des und meiner Liebe die Prunkgemächer, die Weiber mit dem pomadisierten Haar über den fremden, zusammengestoppelten Loden im Geiste sehe, diese unnatürlich beweglichen Lippen, diese versteckten und verkümmerten schwachen Gliedmaßen und dieses Stammeln der Salons, das eine Unterhaltung sein soll und kein Recht hat, so zu heißen — dann ergreift mich ein unerträglicher Ekel. Ich sehe im Geiste die stumpfsinnigen Gesichter, die reichen heiratslüsternen Mädchen, deren Züge sagen: ‚Bitte, es ist erlaubt, komm nur näher, wenn ich auch ein reiches Mädchen bin‘; dieses Platzsuchen und Platzwechseln, dies plötzliche Verkuppeln zweier Menschen, den ewigen Klatsch, die ewige Verstellung; diese Vorschriften — wem man die Hand giebt, wem man durch Kopfnicken grüßt, wem man ein paar Worte schuldet, und diese ewige Langeweile im Blut, die von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. (Und alles das in der Überzeugung von seiner Notwendigkeit.) Man muß sehen und begreifen, was Wahrheit und Schönheit ist. So zerfällt alles, was Ihr sprecht und denkt, was Ihr an Glück für mich und Euch wünscht, in Staub. Glück heißt mit der Natur leben, sie sehen, mit ihr Zweisprache halten. ‚Zuguterlekt heiratet er — Gott behüte — noch ein einfaches Rosenmädchen und ist für die Welt auf ewig verloren.‘ Ich stelle mir vor, wie sie mir das mit aufrichtigem Mitleid sagen. Und ich wünsche nur eines — ganz verloren zu sein in

Eurem Sinne — ich wünsche ein einfaches Kosakenmädchen zu heiraten und wage es nicht, weil es der Gipfel des Glücks wäre, dessen ich nicht würdig bin.

„Drei Monate sind es her, daß ich das Kosakenmädchen Mariana zum erstenmale sah. Die Begriffe und Vorurteile der Welt, aus der ich herausgetreten war, lebten noch in mir. Damals glaubte ich nicht, daß ich dieses Weib lieb gewinnen könnte. Ich ergöhte mich an ihr, wie an der Schönheit der Berge und des Himmels, und wie sollte ich mich nicht an ihr ergöhen? War sie doch so schön wie jene. Dann fühlte ich, daß der Anblick dieser Schönheit eine Notwendigkeit in meinem Leben geworden war, und ich fragte mich: Liebe ich sie etwa? Aber ich fand nichts in mir, was meiner Vorstellung von diesem Gefühle ähnlich war. Es war ein Gefühl, weder der Sehnsucht des Alleinseins, noch dem Wunsche der Ehe ähnlich, weder der platonischen und noch weniger der sinnlichen Liebe ähnlich, wie ich sie erfahren hatte. Ich hatte das Bedürfnis, sie zu sehen, sie zu hören, zu wissen, daß sie in der Nähe ist, und ich war dann nicht glücklich, sondern ruhig. Nach dem Festabend, an welchem ich mit ihr zusammen war und sie nahe berührte, fühlte ich, daß zwischen mir und diesem Weibe ein unzerreißbares Band bestehe, gegen das nicht anzukämpfen sei, wenn ich es auch nicht Wort haben wollte.

Aber ich kämpfte noch; ich sagte mir: kann ich wirklich ein Weib lieben, das nie die innersten Interessen meines Lebens begreifen wird? Kann man wirklich ein Weib lieben, nur weil sie schön ist? kann man ein weibliches Marmorbild lieben? fragte ich mich, und liebte sie doch schon, wenn ich gleich an mein Gefühl noch nicht glaubte.

„Nach dem Festabend, an welchem ich zum erstenmale mit ihr sprach, veränderte sich unser Verhältnis. Bis dahin war sie mir ein fremder, aber erhabener Gegenstand der Außenwelt gewesen. Nach diesem Abend ward sie für mich ein Mensch. Ich suchte ihr zu begegnen, mit ihr zu sprechen; ich ging hinaus, wo ihr Vater arbeitete, und saß ganze Abende bei ihnen.

„Auch bei diesen nahen Beziehungen blieb sie in meinen Augen stets ebenso rein, so unnahbar, so erhaben. Sie antwortete auf alles und immer gleichmäßig — ruhig, stolz und mit heiterem Gleichmut. Bisweilen war sie freundlich, meist aber drückte jeder ihrer Blicke, jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen Gleichmut aus, einen geringschätzigen, aber überwältigenden und bezaubernden Gleichmut. Tag für Tag suchte ich mit verstelltem Lächeln auf den Lippen ihr irgendwie beizukommen und mit der Pein der Leidenschaft und der Begierde im Herzen mit ihr ein scherzhaftes Gespräch anzuknüpfen. Sie sah, daß ich mich verstellte, und blickte mich doch frei, heiter und harm-

los an. Mir wurde diese Lage unerträglich. Ich wollte nicht als Heuchler vor ihr erscheinen. Ich wollte ihr alles sagen, was ich dachte, was ich fühlte. Ich war außerordentlich erregt; das war in den Weingärten. Ich sprach ihr von meiner Liebe in Worten, an die ich mich jetzt zu denken schäme. Ich schäme mich, weil ich nicht hätte wagen dürfen, ihr das zu sagen, weil sie so unvergleichlich hoch über diesen Worten und über dem Gefühle stand, das ich durch sie ausdrücken wollte. Ich verstummte, und seit diesem Tage ward meine Lage unerträglich. Ich wollte mich nicht erniedrigen, hielt mich in den scherzhaften Beziehungen von vorher und fühlte, daß ich noch nicht reif war zu klaren und einfachen Beziehungen zu ihr. Ich fragte mich verzweifelt: Was soll ich thun? In thörichten Träumereien stellte ich sie mir bald als meine Geliebte, bald als meine Gattin vor, und mit Abscheu wies ich meine Gedanken von mir. Sie zur Dirne zu machen, wäre entsetzlich, wäre Mord gewesen. Sie zur Herrin zu machen, zur Gattin Dmitrij Andrejewitsch Olenins, wie eins von den Kosakenmädchen des Dorfes, das unser Offizier geheiratet hatte, wäre noch schlimmer gewesen. Oh, wenn ich ein Kosak werden könnte, wie Lukascha, Pferde stehlen, Most trinken, Lieder singen, Menschen töten und betrunken zu ihr auf eine Nacht durch's Fenster schleichen könnte, ohne mir darüber Gedanken zu machen, wer ich bin und

wozu ich bin. Das wäre etwas anderes — dann hätten wir einander begreifen, dann hätten wir glücklich sein können. Ich habe versucht, mich diesem Leben hinzugeben, und ich habe meine Schwäche, meine Gebrechlichkeit noch stärker empfunden. Ich konnte mich und meine verworrene, widerspruchsvolle, mißgestaltete Vergangenheit nicht vergessen. Und meine Zukunft erscheint mir noch hoffnungsloser. Tag für Tag sehe ich in der Ferne die Schneeberge vor mir und dieses erhabene, glückliche Weib. Dieses einzig mögliche Glück in dieser Welt ist nicht für mich, dieses Weib ist nicht für mich. Das Entsetzlichste und das Süßeste in meiner Lage ist, daß ich fühle, daß ich sie begreife, sie aber mich nie begreifen wird. Nie begreifen wird; nicht etwa, weil sie unter mir stünde — im Gegenteil, sie darf mich nicht begreifen, sie ist glücklich; sie ist wie die Natur, ewig gleich und friedlich. Sie ruht in sich selbst. Und ich verkrüppeltes, schwaches Geschöpf, ich will, daß sie meine Mißgestalt und meine Qualen begreife! Nächte hindurch habe ich nicht geschlafen, habe ich ohne Zweck und Ziel unter ihrem Fenster verbracht und habe mir keine Rechenschaft über das gegeben, was mit mir vorgeht. Am achtzehnten machte unsere Rotte einen Ausfall. Ich verbrachte drei Tage fern vom Standort. Mir ward traurig zu Mute. Alles war mir gleichgültig. Der Gesang, das Kartenspiel, die Gelage, die Gespräche über die Aus-



zeichnungen im Felde — alles war mir im Felde widerwärtiger als sonst. Heute bin ich nach Hause zurückgekehrt, habe sie, mein Häuschen, Onkel Jeroschka, die Schneeberge von meiner Treppe aus gesehen, und ein so mächtiges, neues Gefühl der Freude hat mich ergriffen, daß mir alles klar wurde. Ich liebe dieses Weib mit der wahren Liebe, das erste und einzige Mal in meinem Leben. Ich weiß, was mit mir vorgeht. . . . Ich fürchte nicht, mich durch mein Gefühl zu erniedrigen, ich schäme mich meiner Liebe nicht — ich bin stolz auf sie. . . . Ich bin nicht schuld daran, daß ich liebe. Es ist gegen meinen Willen geschehen. Ich habe Rettung gesucht vor meiner Liebe in der Selbstverleugnung. Ich hatte mir eingebildet, ich könnte mich an der Liebe des Kosaken Lufaschka zu Marianka erfreuen, und habe nur meine Liebe und Eifersucht angefaßt. Das ist nicht die ideale, die sogenannte erhabene Liebe, die ich dereinst empfunden habe; nicht das Gefühl der Zuneigung, bei dem man seine eigene Liebe liebt, in sich selbst die Quelle seines Gefühles fühlt und alles selbst thut. Auch das habe ich erfahren. Es ist noch weniger der Wunsch nach Gunst; es ist etwas anderes. Vielleicht liebe ich in ihr die Natur, die Verkörperung alles Schönen in der Natur; aber ich habe nicht meinen eigenen Willen; ich bin das Werkzeug für die Liebe einer elementaren Kraft der ganzen Gotteswelt, die ganze Natur

preßt diese Liebe in meine Seele und spricht: liebe. Ich liebe sie nicht mit dem Verstande, nicht mit der Einbildungskraft, sondern mit meinem ganzen Sein. Indem ich sie liebe, fühle ich mich als einen untrennbaren Teil der ganzen glücklichen Gotteswelt. Ich habe vorhin von meinen neuen Überzeugungen gesprochen, die ich aus meinem einsamen Leben davongetragen habe; aber niemand kann wissen, wie mühsam ich sie mir errungen habe, mit welcher Freude ich mir ihrer bewußt wurde und den neuen, offen vor mir liegenden Lebensweg erblickte. Kostlicheres als diese Überzeugungen habe ich nie in meiner Brust getragen . . . und dann . . . kam die Liebe, und sie waren dahin, dahin auch der Schmerz um sie! Ja, es wird mir sogar schwer zu begreifen, daß eine so einseitige, fühle, verstandesmäßige Anschauung mir so teuer sein konnte. Die Schönheit kam, und all die heiße, innere Lebensarbeit zerfiel in Staub. Und ich empfinde keinen Schmerz um das Entschwundene! Selbstverleugnung — Thorheit ist alles, Unnatur. Nur Dünkel, Flucht vor verdientem Unglück, Rettung vor dem Neid auf fremdes Glück. Für die Nebenmenschen leben, Gutes thun . . . wozu? — wenn in meiner Seele nur ein Gefühl lebt, die Liebe zu mir selbst, und der eine Wunsch, sie zu lieben und mit ihr ihr Leben zu leben. Nicht für andere, nicht für Luksascha begehre ich dieses Glück. Ich liebe jetzt

diese anderen nicht mehr. Damals hätte ich mir gesagt, das ist schlecht. Ich hätte mich gequält mit Fragen: Was wird aus ihr, aus mir, aus Lufaschka? Jetzt ist mir alles gleich. Ich lebe nicht durch mich selbst. Mich leitet eine Kraft, die stärker ist als ich. Ich quäle mich; aber damals war ich tot, jetzt erst lebe ich. Heute noch will ich zu ihnen hin und ihr alles sagen.“



Nachdem Dlenin diesen Brief geschrieben hatte, ging er in später Abendstunde zu seinen Wirtsleuten. Die Alte saß auf der Ofenbank und spann Seide. Mariana nähte mit unbedecktem Kopf bei einem Licht. Als sie Dlenin erblickte, sprang sie auf, nahm ihr Tuch und ging auf den Ofen zu.

Bleibe doch bei uns sitzen, Marianuschka, sagte die Mutter.

Nein, ich bin barhaupt. — Und sie sprang auf den Ofen.

Dlenin konnte nur ihr Anie und das herabhängende wohlgeformte Bein sehen. Er pflegte die Alte mit Thee zu bewirten. Die Alte bewirtete den Gast mit Rahm, den Mariana holen mußte. Nachdem Mariana den Teller auf den Tisch gestellt hatte, sprang sie wieder auf den Ofen, und Dlenin fühlte nur ihren Blick. Sie unterhielten sich über die Wirtschaft. Mutter Mitka war ganz aus Rand

und Band, und es überkam sie eine Verzückung der Gastfreundschaft. Sie brachte Olenin eingelegte Trauben, Weinbeerkuchen und den besten Wein und bewirtete ihn mit der eigentümlichen derben und stolzen Gastfreundschaft des Volkes, die man nur bei Menschen antrifft, die durch körperliche Arbeit ihr Brot verdienen. Die Alte, die anfangs Olenin durch ihre Grobheit so abgeschreckt hatte, rührte ihn jetzt oftmals durch ihre schlichte Zärtlichkeit in dem Verhältnis zu ihrer Tochter.

Ja, man darf Gott nicht erzürnen, Väterchen! Wir haben alles, Gott sei Dank! Wein haben wir, Eingesalzenes. Wir verkaufen drei Faß Wein und behalten noch für uns zum Trinken. Bleibe du noch bei uns; gehe nicht fort. Wir wollen noch die Hochzeit zusammen feiern.

Und wann ist die Hochzeit? fragte Olenin und fühlte, wie ihm plötzlich alles Blut in's Gesicht stieg und das Herz lebhaft und qualvoll pochte.

Hinter dem Ofen regte es sich und ließ sich das Rauen von Kernen vernehmen.

Ich meine, man müßte sie in der kommenden Woche feiern. Wir sind fertig, antwortete die Alte, einfach, ruhig, als wäre Olenin nicht anwesend oder gar nicht vorhanden. — Ich habe für Marianuschka alles vorgesorgt und vorbereitet. Wir geben sie gut fort. Etwas nur ist nicht ganz, wie es sein soll: unser Lukaschka ist gar zu ausgelassen geworden. Er läßt sich ganz gehen. Treibt

es bunt! Jüngst war ein Kosak von der Kompagnie hier und erzählte, er sei zu den Nogaiern geritten.

Wenn ihm nur kein Unglück geschieht, sagte Olenin.

Ich sage zu ihm: Du, Lukascha, treib's nicht so arg. Aber er ist ein junger Mensch, und die Jugend prahlt gern. Alles hat doch seine Zeit. Nun, er hat Beute gemacht und einen Abreken getötet. Er ist ein tapferer Bursche! Nun könnte er doch ruhig leben. Da wird es aber gerade ganz schlimm.

Ja, ich habe ihn zweimal im Felde gesehen. Er zecht beständig. Auch sein Roß hat er verkauft, sagte Olenin und warf einen Blick auf den Ofen.

Große schwarze Augen funkelten ihm streng und unfreundlich zu. Er schämte sich seiner Worte.

Was ist dabei! Er thut niemandem was Böses, sagte plötzlich Mariana. Er vertrinkt sein eigenes Geld. Sie ließ die Füße vom Ofen herab, sprang herunter, ging hinaus und schlug die Thür heftig hinter sich zu.

Olenin folgte ihr mit den Augen, so lange sie noch in der Stube war; dann sah er nach der Thür, horchte auf und verstand nichts von dem, was die Mutter Mitka erzählte. Nach einigen Minuten traten Gäste ein: ein alter Mann, Mutter

Ulittas Bruder mit Onkel Jeroschka, und unmittelbar nach ihnen Mariana mit Ustjenka.

Geht es gut? fragte Ustjenka mit piepsender Stimme. Immer wohlauf? wandte sich Ustjenka zu Olenin.

Ja, immer wohlauf, antwortete er, und es überkam ihn Scham und Unbehagen.

Er wollte gehen, aber er konnte nicht. Dazubleiben und kein Wort zu sprechen, schien ihm auch nicht recht. Der Alte kam ihm zu Hilfe: er reichte ihm Wein zu, und sie tranken. Olenin trank mit Jeroschka, dann auch mit den anderen Kosaken, dann wieder mit Jeroschka. Und je mehr Olenin trank, desto schwerer wurde es ihm um's Herz. Die Alte aber wurde lustig. Die beiden Mädchen hatten sich auf den Ofen gesetzt, schauten ihnen zu und tuschelten miteinander. Die Männer aber tranken bis zum Abend. Olenin sprach kein Wort und trank mehr als alle anderen. Die Kosaken wurden lärmend, die Alte jagte sie hinaus und gab ihnen keinen Most mehr. Die Mädchen machten sich über Onkel Jeroschka lustig, und es war schon zehn Uhr, als sie alle auf die Treppe hinaustraten. Die Alten luden sich selbst zu Olenin ein, um die Nacht hindurch zu zechen. Ustjenka lief nach Hause, Jeroschka begleitete den Kosaken zu Wanjuscha. Die Alte ging in die Kammer, um aufzuräumen, Olenin fühlte sich frisch und munter, als wäre er eben vom Schlafe erwacht.

Er hatte alles beobachtet, hatte die Alte vorausgehen lassen und kehrte in das Zimmer zurück. Mariana wollte eben schlafen gehen. Er trat zu ihr und wollte ihr etwas sagen; aber die Stimme versagte ihm. Sie setzte sich auf das Bett, zog die Beine an sich, rückte von ihm fort bis in die äußerste Ecke und sah ihn mit erschrockenem, wildem Blicke schweigend an. Sie hatte offenbar Furcht vor ihm. Olenin fühlte das. Es that ihm weh, und er schämte sich. Gleichzeitig aber empfand er die stolze Freude, wenigstens dieses Gefühl in ihr zu erregen.

Mariana, sagte er, willst du dich niemals meiner erbarmen? Ich weiß nicht, wie ich dich liebe!

Sie rückte noch weiter fort.

Aus dir spricht der Wein. . . . Nichts bekommst du.

Nein, nicht der Wein. Heirate Lufascha nicht. Ich will dich heiraten. „Was sage ich da, — dachte er in dem Augenblick, wo er es ausgesprochen hatte. — Werde ich das auch morgen sagen? — Ja, gewiß werde ich es sagen, und ich wiederhole es jetzt!“ antwortete ihm eine innere Stimme.

Willst du mich heiraten?

Sie sah ihn ernst an, und ihre Furcht war wie verschwunden.

Mariana, ich werde wahnsinnig. Ich kenne mich nicht mehr. Was du befehlst, will ich thun

— und sinnlos zärtliche Worte entfuhrten wie von selbst seinen Lippen.

Ei, was schwagest du, unterbrach sie ihn und ergriff plötzlich die Hand, die er ihr entgegenstreckte. Aber sie stieß seine Hand nicht fort, sondern drückte sie kräftig mit ihren starken, nervigen Fingern. — Heiraten Herren denn Kosakenmädchen? Geh!

Aber wirst du mich heiraten? Ich . . .

Und wo thun wir Lukascha hin? sagte sie lachend.

Er entwand ihr die Hand, die sie festhielt, und umschlang stürmisch ihren jungen Leib. Aber wie eine Hindin sprang sie auf, rannte barfuß davon und lief hinaus auf die Treppe. Dlenin kam zu sich und erschrak vor sich selbst. Wieder kam er sich unaussprechlich häßlich im Vergleich zu ihr vor. Aber nicht einen Augenblick bereute er, was er gesagt hatte, er ging nach Hause, legte sich, ohne den Alten, die bei ihm tranken, einen Blick zu schenken, zu Bett und versank in einen so festen Schlaf, wie er ihn lange nicht geschlafen hatte.



Der nächste Tag war ein Feiertag. Gegen Abend war alles Volk im Freien, und ihre Festkleider glänzten in den Strahlen der Sonne. Die

Weinlese war ergiebiger gewesen als gewöhnlich. Das Volk war frei von Arbeit. Die Kosaken sollten in einem Monat in's Feld ziehen, und in vielen Familien wurden Hochzeiten vorbereitet.

Auf dem Platz vor dem Amtshaus und in der Nähe der beiden Buden — der einen mit Kuchen, Konfekt und Blumenkernen, der andern mit Tüchern und Kattunen — stand das Volk am dichtesten. Auf der Erderhöhung des Amtsgebäudes saßen und standen die Alten in grauen und schwarzen einfachen Kitteln ohne Bänder und Verzierungen. Die Alten plauderten miteinander ruhig und leise über die Ernte, über das junge Volk, über die Gemeindeangelegenheiten und die gute alte Zeit und sahen erhaben und gleichmütig auf das junge Geschlecht herab. Die Weiber und Mädchen, die an ihnen vorüberkamen, gingen langsam und senkten die Köpfe. Die jungen Kosaken mächtig ehrerbietig ihre Schritte, zogen die Mützen und hielten sie eine Zeitlang vor dem Gesicht. Die Alten hörten auf zu sprechen; sie betrachteten die Vorübergehenden, der eine streng, der andere freundlich und grüßten bedächtig, indem sie ihre Mützen abnahmen und wieder aufsetzten.

Die Kosakenmädchen hatten ihre Reigentänze noch nicht begonnen. Sie saßen aber in Gruppen in ihren hellfarbenen Beschmets und ihren weißen Tüchern, die um Kopf und Augen gebunden waren,

auf der Erde und den Erderhöhungen im Schatten der schrägen Sonnenstrahlen, plauderten vergnügt und lachten. Die kleinen Knaben und Mädchen spielten, warfen den Ball hoch in die reine Luft und tummelten sich schreiend und freischend auf dem Platze. Die Badfischchen am anderen Ende des Platzes drehten sich schon im Reigen und sangen mit ihren zarten, schwankenden Fistelstimmchen ein Lied. Schreiber, Freiwillige und junge Mannschaften, die zum Feiertag heimgekehrt waren, gingen in ihren Festtagskleidern, weißen und neuen roten, mit Tressen geschmückten Tscherkessenröcken zu zweien und dreien, Arm in Arm, von einer Gruppe der Weiber und Mädchen zur anderen und scherzten und schäkerten mit den Mädchen. Auf ihren heiteren Gesichtern glänzte Feiertagsfreude. Der armenische Händler in seinem blauen, tressenbesehten Tscherkessenrod aus feinem Tuch stand an der offenen Thür, durch die man ganze Reihen zusammengefalteter bunter Tücher liegen sah, und erwartete mit der Würde des orientalischen Kaufmanns und dem Bewußtsein seiner Bedeutung die Käufer. Zwei rotbärtige, barfüßige Tschetschenzen, die über den Terek gekommen waren, um den Feiertag zu genießen, saßen mit untergeschlagenen Beinen vor dem Hause ihrer Bekannten. Sie rauchten behaglich und oft ausspeiend ihre kleinen Pfeifchen und unterhielten sich, während sie das Volk betrachteten, in ihren hastigen Rehlönen.

Zuweilen eilte ein Soldat in Alltagskleidung, in seinem alten Mantel, an den bunten Gruppen auf dem Platze vorüber. Sie und da hörte man schon die trunkenen Lieder zechender Kosaken. Alle Häuser waren geschlossen, alle Treppen den Abend vorher gereinigt. Selbst die alten Frauen waren draußen. Auf den trockenen Straßen sah man überall auf der Erde, im Staube Schalen von Melonen- und Pfirsichkernen. Die Luft war warm und windstill, der lichte Himmel blau und klar. Der mattweiße Bergrücken, der über die Dächer ragte, schien ganz nahe zu sein und strahlte rötlich im Glanze der untergehenden Sonne. Von Zeit zu Zeit hörte man von drüben her das ferne Rollen eines Kanonenschusses. Das Dorf aber hallte von den mannigfachen lustigen Tönen des Feiertags wieder.

Olenin war den ganzen Morgen im Hofe auf- und niedergegangen. Er hoffte Mariana zu sehen. Sie war aber zum Gottesdienste in die Kapelle gegangen. Dann hatte sie mit den Mädchen auf der Erderhöhung, Kerne kauend, gegessen. Jetzt lief sie mit den eingekauften Waren nach Hause und blickte fröhlich und freundlich ihren Mieter an. Olenin scheute sich, sie scherzend und in Gegenwart anderer anzusprechen. Er wollte das Gespräch von gestern zu Ende bringen und von ihr eine entscheidende Antwort haben. Er wartete wieder auf einen Augenblick, wie der am gestrigen Abend ge-

wesen; aber der Augenblick kam nicht, und er fühlte nicht mehr die Kraft in sich, in dieser Ungewißheit zu bleiben. Sie war wieder auf die Straße hinausgegangen. Er wartete ein wenig, dann folgte er ihr, ohne zu wissen wohin. Er ging an der Ecke, wo sie in ihrem glänzenden, blauen Atlasbeschemet saß, vorüber und hörte mit tiefem Schmerz das Lachen der Mädchen hinter sich.

Bjelezkij's Wohnung lag an dem Platze. Als Olenin vorüberging, hörte er, wie Bjelezkij rief: „Kommen Sie doch herein!“ — und er ging hinein.

Sie kamen in's Plaudern und setzten sich an das Fenster. Bald gesellte sich Jeroschka zu ihnen in seinem neuen Beschemet und setzte sich neben sie auf den Fußboden nieder.

Siehst du, das da sind die Aristokraten, sagte Bjelezkij, zeigte mit der Cigarette auf die bunte Gruppe an der Ecke und lächelte. — Mariana ist auch dabei. Seht, die im roten Kleid. Das ist neu! — Warum beginnt der Reigen nicht? rief Bjelezkij zum Fenster hinaus. — Wartet nur, wenn's dunkelt, gehen wir auch hin. Dann laden wir sie zu Ustjenka; wir müssen ihnen einen Ball geben.

Ich komme auch mit zu Ustjenka, sagte Olenin entschlossen. — Wird Mariana da sein?

Ja, kommen Sie nur hin, sagte Bjelezkij, ohne jede Verwunderung. — Das ist doch sehr hübsch,

nicht wahr? fügte er hinzu und wies auf die bunte Gruppe hin.

Ja, sehr hübsch, bestätigte Olenin und bemühte sich, gleichgültig zu erscheinen. — Bei solchen Festen, fügte er hinzu, muß ich immer darüber staunen, weshalb alle Menschen, bloß weil heute z. B. der Fünfzehnte ist, vergnügt und heiter sind. Allen sieht man den Feiertag an. Die Augen, die Gesichter, die Stimmen, die Bewegungen, die Kleidung, die Luft, die Sonne, alles hat ein festliches Aussehen! Wir aber haben keine Feiertage mehr!

Ja, sagte Bjelezkij, der kein Freund solcher Betrachtungen war. — Was trinkst du nicht, Alter? wandte er sich an Jeroschka.

Jeroschka zwinkerte Olenin zu und wies auf Bjelezkij hin.

Nicht wahr, er ist stolz, dein Freund?

Bjelezkij erhob sein Glas.

Allah birdy! sagte er und trank. (Allah birdy heißt: Gott hat's gegeben; es ist der übliche Zuruf der Kosaken, wenn sie zusammentrinken.)

Ssau bul! (Auf Wohl!) sagte Jeroschka lachend und leerte sein Glas. — Du sagst Feiertag, sagte er zu Olenin. Dabei erhob er sich und sah zum Fenster hinaus. Was ist das für ein Feiertag? Hättest sehen müssen, wie es in alten Zeiten hoch herging! Die Weiber gingen dir in Sarafans mit goldenen Streifen. Die ganze Brust mit Goldmünzen in zwei Reihen behangen. Auf den Köpfen

trugen sie goldene Kofoschniks. Wenn eine an dir vorüberkam, flirr, flirr Das hörte man. Jedes Weib sah dir wie eine Fürstin aus. Ganze Scharen kamen und sangen, daß die Luft zitterte. Die ganze Nacht ging die Festtagslust. Und die Kosaken wälzen die Fässer auf den Hof, setzen sich herum und zechen die ganze Nacht bis zur Morgendämmerung. Oder sie fassen sich Arm in Arm an und gehen in langer Kette durch's ganze Dorf. Wer ihnen entgegenkommt, muß mit und so geht's von einem zum andern. Manchmal dauerte das Fest drei Tage. Ich weiß noch, wie der Vater einmal nach Hause kommt, rot, ganz aufgedunsen, ohne Mühe. Alles hat er verloren, kommt und wirft sich hin. Die Mutter weiß schon Bescheid: frischen Kaviar holt sie und Most, um ihn zu stärken. Dann läuft sie durch's ganze Dorf seine Mühe suchen. So schläft er zwei Tage. Siehst du, so waren die Menschen damals; aber heute!

Nun, und die Mädchen, waren die auch in Sarafans? Feierten die für sich allein? fragte Bjelezkij.

Ja, die feierten für sich allein. Da kamen die Kosaken zu Fuß und zu Pferde und sagten: Du, wir wollen den Reigen auseinandertreiben! — und wollen hindurch. Aber die Mädchen greifen nach Knütteln. In der Butterwoche, wenn so ein junger Bursche sich was erlaubt, schlagen sie

los, schlagen sein Pferd, schlagen ihn. Er bricht die Mauer durch, greift sich ein Mädchen, das er gern hat, und geht mit ihr davon. Mein Liebchen, mein Schätzchen! . . . und liebt sie nach Herzenslust. Was waren das aber auch für Mädchen! Fürstinnen!



In diesem Augenblick kamen aus der Seitenstraße zwei Reiter auf den Platz zu, der eine war Masarka, der andere Lukascha. Lukascha saß ein wenig seitwärts auf seinem wohlgenährten braunen Kabardinerroß, das leicht über die harte Straße hinschritt und seinen hübschen Kopf mit dem glänzenden feinen Riß schüttelte. Die fest umgehängte Flinte im Futteral, die Pistole auf dem Rücken und der auf dem Sattel zusammengerollte Filzmantel ließen erkennen, daß Lukascha nicht von einem friedlichen und nahen Orte herkam. In seiner herausfordernden Haltung, in der nachlässigen Bewegung der Hand, die kaum hörbar mit der Peitsche den Bauch des Pferdes schlug, und besonders in seinen glänzenden schwarzen Augen, die stolz zusammengekniffen um sich schauten, lag das Bewußtsein der Kraft und das Selbstvertrauen der Jugend. Habt ihr schon einmal einen Helden gesehen? Schienen seine Augen zu sagen, indem sie nach allen Richtungen herum-

schauten. Das stattliche Pferd mit dem silberbeschlagenen Riemenzeug, das Geschirr, die Waffen und der schöne Kosak selber lenkten die Aufmerksamkeit alles Volkes auf sich, das auf dem Platze war. Der hagere, kleine Nasarka war weit schlechter gekleidet. Als Lukascha bei dem Alten vorüberkam, hielt er still und küftete die weiße zottige Mütze auf dem geschorenen schwarzen Haupt.

Wie viele Nogaierpferde hast du erjagt? sagte ein hagerer alter Mann mit mürrischem, düsterem Blick.

Du hast sie gewiß gezählt, Großvater? Was fragst du? antwortete Lukascha und wandte sich ab.

Nun ja, den Burschen führst du nicht umsonst mit dir, sagte der Alte noch düsterer.

Wah, der Teufel, er weiß alles, sagte Lukascha zu sich selber, und sein Gesicht nahm einen sorgenvollen Ausdruck an. Nachdem er aber einen Blick nach der Ecke hingeworfen hatte, wo die Kosakenmädchen standen, lenkte er sein Pferd auf sie zu.

Guten Tag, Mädchen, schrie er mit kräftiger, weithin tragender Stimme und hielt sein Pferd plötzlich an. — Ihr seid älter geworden, seit ich fort bin, Hexchen! — und er lachte.

Schönen Gruß, Lukascha, schönen Gruß, Väterchen, ließen sich fröhliche Stimmen ver-



nehmen. Hast du viel Geld mitgebracht?
Kaufe für die Mädchen Kuchen! Bleibst du
lange hier? Wir haben dich lange nicht
gesehen.

Eine kurze Nacht sind wir hergekommen; die
wollen wir lustig sein, antwortete Lukascha, trieb
mit der Peitsche sein Pferd an und ritt auf die
Mädchen los.

Marianka hat dich auch schon ganz vergessen,
schrie Ustjenka mit piepsender Stimme. Dabei stieß
sie Marianka mit dem Ellbogen an und brach in
ein helles Lachen aus.

Mariana trat vor dem Pferde zur Seite, warf
den Kopf zurück und schaute mit ihren glänzenden
großen Augen den Kosaken ruhig an.

Bist lange nicht dagewesen! Was drängst du
so mit dem Pferde? sagte sie trocken und wandte
sich ab.

Lukascha schien besonders aufgeräumt zu
sein. Sein Gesicht glänzte vor Übermut und
Freude. Marianas kühle Antwort überraschte
ihn sichtlich. Er zog plötzlich die Augenbrauen
zusammen.

Steig' in den Bügel, ich entführe dich in die
Berge, Geliebte! rief er plötzlich, als wollte er
die häßlichen Gedanken zerstreuen, und führte sein
Pferd geschickt mitten unter die Mädchen. Er
beugte sich zu Mariana nieder. — Ich küsse dich,
und wie küsse ich dich, daß du!

Ihre Blicke begegneten sich, Mariana errötete plötzlich und trat zurück.

Ach! Laß mich! Du trittst mir die Füße ab, sagte sie und ließ den Kopf sinken. Dann sah sie auf ihre schlanken Beine herab, die in blauen gestreiften Strümpfen und rotem neuen Schuhwerk steckten, das mit zarter Silberstickerei besetzt war.

Lufascha wandte sich zu Ustjenska um, Mariana aber setzte sich zu einer Kosakin nieder, die ein Kind in den Armen hielt. Das Kind beugte sich zu dem Mädchen herüber und griff mit seinen weichen Händchen nach den Perlenkettchen, die an ihrem blauen Beschemet hingen. Mariana neigte sich zu ihm hinüber und sah von unten zu Lufascha herauf. Lufascha zog gerade aus der Tasche seines schwarzen Beschemets, das er unter dem Tscherkessenrock trug, ein Beutelchen mit Kuchen und Blumenkernen hervor.

Das schenke ich allen, sagte er, reichte Ustjenska das Beutelchen und warf Mariana einen lachenden Blick zu.

Wieder drückte sich in den Zügen des Mädchens Verwirrung aus. Ihre schönen Augen waren wie von Nebel umflort. Sie ließ ihr Kopftuch bis über den Mund herabfallen, drückte plötzlich ihren Kopf an das weiße Gesicht des Kindes, das ihre Perlenchnur festhielt, und begann es leidenschaftlich zu küssen. Das Kind hielt sich mit

den Händchen an dem hohen Busen des Mädchens und schrie mit seinem weitgeöffneten, zahnlosen Mündchen.

Du erdrückst ja den Jungen, sagte die Mutter des Kindes, nahm es aus ihrer Hand und knöpfte ihr Besämet auf, um ihm die Brust zu geben. — Es wäre gescheiter, du begrüßtest den Burschen.

Ich will nur das Roß einstellen. Dann komme ich mit Nasarka. Wir wollen die Nacht hindurch zechen, sagte Lukascha, schlug das Pferd mit der Peitsche und ritt von den Mädchen fort.

Sie bogen in eine Seitengasse ein und hielten an zwei benachbarten Häusern.

Angelangt, Bruder, komm nur her! rief Lukascha dem Kameraden zu, stieg am Nachbarhofe ab und führte sein Roß vorsichtig durch die geflochtene Pforte seines Hofes. — Guten Tag, Stjepka, wandte er sich an die Stumme, die, ebenfalls festlich gepuht, von der Straße herkam, um das Roß in Empfang zu nehmen. Er machte ihr durch Zeichen klar, daß sie das Roß zum Heu führen und es nicht absatteln solle.

Die Stumme heulte auf, schnalzte, zeigte mit dem Finger auf das Roß und küßte es auf die Nase. Damit wollte sie sagen, sie liebe das Roß, und das Roß sei schön.

Guten Tag, Mütterchen. Wie, bist du heute noch nicht herausgekommen? rief Lukascha, wäh-

rend er, die Waffe fest in der Hand, die Treppe hinauffstieg.

Die alte Mutter öffnete ihm die Thüre.

Das nenne ich unerwartet, sagte die Alte. Und Kirka hat gesagt, du kommst vielleicht.

Bringe Most. Geh, Mütterchen. Nasarka kommt zu mir. Wir wollen das Fest feiern.

Gleich, Lukascha, gleich, antwortete die Alte. Unsere Weiber sind auch lustig. Ich mein', unsere Stumme ist auch draußen.

Sie griff nach den Schlüsseln und ging hurtig in die Kammer.

Nasarka hatte sein Roß eingestellt, seine Flinte abgelegt und trat eben in Lukaschas Stube.



Auf dein Wohl! sagte Lukascha, indem er die volle Schale Most, die ihm die Mutter reichte, ergriff und sie vorsichtig zu dem vorgeneigten Kopfe emporhob.

Was sagst du dazu? sagte Nasarka. Der alte Burlak meint: „Wieviel Pferde hast du gestohlen?“ Er muß doch etwas wissen.

Der Hexenmeister, antwortete Lukascha kurz. Aber was thut's, fügte er hinzu und schüttelte den Kopf. Sie sind über den Fluß. Geh, such' nur!

Es ist doch nicht gut.

Was ist nicht gut? Bringe ihm morgen



Most. So muß man's machen. Dann geschieht nichts. Nun laß uns lustig sein. Trink, rief Lukascha in dem Tone, mit dem der alte Jeroscha dieses Wort zu sprechen pflegte. — Gehen wir hinaus zu den Mädchen scherzen, und du geh hinunter, bringe Met, oder ich kann auch die Stumme schicken. Bis zum Morgen wollen wir zechen.

Nasarka lächelte.

Sag, werden wir lange hier bleiben, sagte er. Immer lustig sein. Lauf' nach Branntwein. Da hast du Geld!

Nasarka lief gehorsam zu Janka.

Onkel Jeroscha und Jerguschow, die wie die Raubvögel witterten, wo gezecht wurde, stürzten einer nach dem anderen betrunken in die Stube.

Bringe noch einen halben Eimer, rief Lukascha der Mutter zu, als Antwort auf den Gruß der beiden.

Nun, erzähl', Teufel, wo warst du stehlen? schrie Onkel Jeroscha. Ein braver Bursche! Ich hab' dich lieb.

Schön lieb! antwortete Lukascha lachend. — Bringst den Mädchen Kuchen von den Junkern. Schäm' dich, Alter!

Nicht wahr, nein, es ist nicht wahr! Schäm' dich, Marka! — Der Alte lachte laut auf. — Und wie hat er mich gebeten, dieser

Teufel! Geh', sagt er, rede ihr gut zu. Eine Flinte wollt' er mir geben. Behalt' sie, in Gottes Namen! Ich hätt's gemacht; aber um dich war's mir leid. Nun erzähl', wo bist du gewesen. — Und der Alte begann tatarisch zu sprechen.

Lukascha antwortete ihm ohne Stoden.

Jerguschow verstand schlecht Tatarisch und warf von Zeit zu Zeit russische Wörter ein.

Ich sage, er hat Pferde erbeutet. Ich weiß es gewiß, bestätigte er.

Wir waren mit Girejka fortgeritten, erzählte Lukascha (daß er Girej-Chan mit dem Rosenamen nannte, das gab ihm bei den Kosaken einen gewissen flotten Anstrich) Als wir jenseits des Flusses waren, hörte er nicht auf zu prahlen, daß er die ganze Steppe kenne und uns auf dem kürzesten Wege hinbringen wolle; wir ritten aus. Die Nacht war dunkel — mein Girejka verirrte sich, schnüffelte überall herum und fand sich nicht aus. Er fand den Weg nicht, und damit basta! Wir waren zu weit nach rechts gekommen. Bis in die Mitternacht suchten wir den Weg. Unser Glück, daß die Hunde heulten.

Narren, sagte Onkel Jeroscha. — Es kam auch bei uns vor, daß wir uns bei Nacht in der Steppe verirrten. Der Teufel mag sich da zurechtfinden! Was thue ich? Ich steige auf einen Hügel und heule wie ein Wolf. (Er legte die gefalteten Hände an den Mund und heulte in einem lang-

gedehnten Tone wie eine ganze Herde Wölfe.) Gleich schlugen die Hunde an.

Nun erzähl' weiter, habt ihr den Weg gefunden?

Dann wurden wir schnell fertig! Den Nasarka hatten die Nogaierweiber gefangen. Wahrhaftig!

Ja, gefangen, sagte Nasarka, der wieder zurückgekommen war, beleidigt.

Wir ritten weiter. Wieder verirrte sich Girejka. Er hatte uns in die Sandwüste hineingeführt. Er sagt immer, es geht zum Teres, und wir reiten immer weiter weg vom Fluß.

Hättest du nach den Sternen gesehen, sagte Onkel Jeroschka.

Das sage ich auch, fiel Jerguschow ein.

Ja, sieh du nur immer, wenn alles dunkel ist. Ich habe mich abgehehrt, abgehehrt Eine Stute hatte ich gefangen, stieg auf und ließ mein Pferd los: das, denke ich, führt uns schon heraus. Aber was glaubst du? Es schnaubt und schnaubt, hält die Nase auf den Boden dann springt es hoch auf und führt uns schnurstraks in das Dorf. Auch das war ein Glück. Es war schon überall hell, und wir hatten kaum noch Zeit, die Pferde im Walde unterzubringen. Nogaier kamen über den Fluß hergeritten und nahmen sie weg.

Jerguschow schüttelte den Kopf.

Ich sage: Los! und wieviel sind's?

Alles ist da! sagte Lufaschka und klopfte auf seine Taschen.

In diesem Augenblick trat die Alte in das Zimmer. Lufaschka sprach nicht weiter.

Trink! rief er.

So bin ich einmal mit Girtschik spät ausgeritten begann Jeroschka.

Na, du kommst nicht zu Ende, sagte Lufaschka. — Ich gehe. Lufaschka trank die Tschapura aus, zog seinen Gürtel fester an und ging hinaus auf die Straße. . . .



Es war schon dunkel, als Lufaschka auf die Straße hinaustrat. Die Herbstnacht war frisch und windstill. Der goldige Vollmond trat hinter den Linden hervor, die auf der einen Seite des Platzes in die Luft ragten. Aus den Schornsteinen der Kammern stieg Rauch auf und lagerte sich, mit dem Nebel zusammenfließend, über dem Ort. Durch die Fenster schimmerte hie und da Licht. Die Luft war vom Dufte des Ruhmists, der Weintrester und des Nebels geschwängert. Geplauder, Lachen, Singen und Kernefauen hörte man durcheinander, nur noch deutlicher als am Tage. Weiße Tücher und Mützen schimmerten in Häuflein durch die Dunkelheit an Zäunen und Häusern.

Auf dem Platze, der offenen, erleuchteten Thür des Ladens gegenüber, sieht man in dunklen und hellen Kleidern eine Gruppe von Kosaken und Mädchen, hört man lautes Singen, Lachen und Plaudern. Die Mädchen halten sich Hand in Hand, drehen sich im Reigen auf dem Platze. Ein hageres Mädchen, die häßlichste von allen, eröffnet den Gesang:

Aus dem Walde, aus dem dunklen Walde,
Ei da lu li!
Durch den Garten, durch den grünen Garten
Kommen frohen Muths zwei junge Bursche,
Jung sind beide, jung und beide ledig.
Gehen ihres Wegs und bleiben stehen,
Bleiben stehn und fangen an zu streiten.
Kommt ein schmutzes Mägdelein gegangen,
Kommt heran zu ihnen und beginnt:
Einer von Euch beiden soll mich kriegen,
Und es kriegt sie auch der weiße Bursche
Mit dem blonden Haar, der weiße Bursche,
Und er fa=fa=faßt sie bei der Rechten,
Und er fü=fü=führt sie rund im Kreise,
Rühmt sich prahlend vor den Kameraden:
Freunde, schaut, das nenn' ich eine Hausfrau!

Die alten Weiber stehen herum und hören dem Gesang zu. Die Burschen und Mädchen laufen in der Dunkelheit im Kreise umher und jagen einander. Die Kosaken stehen herum, schäkern mit den vorüberkommenden Mädchen, durchbrechen bisweilen den Reigen und treten in die Mitte. Auf der dunklen Seite der Ladenthür stehen Bjelezkij

und Olenin in ihren Tscherkessenröden und Mützen und sprechen in kosakischer Mundart, nicht laut, aber doch hörbar miteinander. Sie merken wohl, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Die üppige Ustjenka in ihrem roten Beschmet geht im Reigen neben der majestätischen Gestalt Marianka in neuem Hemd und Beschmet. Olenin und Bjelezkij unterhalten sich darüber, wie man Marianka und Ustjenka aus dem Kreise fortlocken könnte. Bjelezkij glaubte, Olenin gehe nur auf Vergnügen aus; Olenin aber erwartete die Entscheidung seines Schicksals. Er wollte Marianka um jeden Preis heute noch allein sprechen, ihr alles sagen und sie fragen, ob sie seine Gattin werden könnte und wollte. Obgleich diese Frage für ihn schon längst verneinend entschieden war, hoffte er doch, er würde die Kraft haben, ihr alles auszusprechen, was er empfinde, und sie würde ihn verstehen.

Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? meinte Bjelezkij. Ich hätte es doch Ustjenka mitgeteilt. Sie sind so seltsam!

Was soll ich thun! Ich sage Ihnen schon einmal alles, sehr bald. Jetzt machen Sie um Gotteswillen nur, daß sie zu Ustjenka kommt.

Schön. Das ist leicht. . . . Hör', Marianka, kriegt dich der weiße Bursche und nicht Lukascha? fragte Bjelezkij, zuerst anstandshalber gegen Marianka gewandt. Dann trat er, ohne eine Ant-

wort abzuwarten, an Ustjenka heran und bat sie, Mariana mitzubringen. Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die Vorsängerin ein zweites Lied anstimmte und die Mädchen den Reigen begannen. Sie sangen:

Hinterm Garten, hinterm Garten
Geht der Bursche auf und nieder
An dem letzten Haus der Straße.
Bei dem ersten Gang hinauf
Fuchtelte er mit seiner Rechten,
Bei dem zweiten Gang hinunter
Fuchtelte er mit seiner Mütze,
Und bei seinem dritten Gang
Bleibt er plötzlich ruhig stehen —
„Zu Dir, Schätzchen, komm ich grollend,
Warum kommst Du, liebes Schätzchen,
Nicht im Garten zu spazieren?
Blickst Du etwa, liebes Schätzchen,
Stolz herab auf den Geliebten?
Wirst schon kleiner werden, Schätzchen.
Werber werd' ich zu Dir schiden,
Dich zu meinem Weibchen machen.
Weinen sollst Du noch durch mich.“
Was ich sagen sollte, wußt' ich,
Wagte aber keine Antwort —
Wagte nicht ihm zu erwidern,
Kam im Garten zu spazieren.
Komme in den grünen Garten,
Grüßend nicke ich dem Freund.
Wie ich, Mädchen, ihn begrüße,
Reißt er mir mein Tuch aus Händen.
„Nimm mich, Schätzchen, nimm mich liebend
Auf in Deine weißen Händchen.

Reiße mir die weißen Händchen,
 Schenk' mir Deine Liebe, Mädchen.
 Sag' mir, wie ich Dich gewinne,
 Was ich meinem Schätzchen schenke....
 Zum Geschenke für mein Schätzchen
 Kauf' ich ihr ein großes Shawltuch,
 Und für diesen schönen Shawl
 Küßt sie mich die tausend Mal.

Lufascha und Nasarka durchbrachen den Reigen und gingen im Kreise zwischen den Mädchen hin und her. Lufascha sang kräftig die zweite Stimme, schwenkte die Hände und ging in der Mitte des Reigens auf und nieder. Nun komm doch eine heraus, sagte er. Die Mädchen stießen Marianka an; sie wollte nicht heraustreten. Durch den Gesang ertönte ein leises Lachen, Schlagen, Küssen, Geflüster.

Als Lufascha bei Olenin vorüberkam, nickte er ihm freundlich mit dem Kopfe zu.

Mitrij Andreitsch, bist du auch zusehen gekommen? sagte er.

Ja, antwortete Olenin schroff und trocken.

Bjelezkij neigte sich zu Ustjenkas Ohr und sagte ihr etwas. Sie wollte antworten, konnte aber nicht mehr. Als sie das zweite Mal vorüberkam, sagte sie:

Schön, wir kommen.

Marianka auch?

Olenin beugte sich zu Mariana vor.

Kommst du? Komme doch nur auf einen Augenblick. — Ich muß mit dir sprechen.

Kommen die Mädchen, so komme ich auch.

Wirßt du mir sagen, um was ich dich gebeten habe? sagte er, wieder zu ihr vorgeneigt. Du bist heute in guter Stimmung.

Sie entfernte sich schon von ihm. Er folgte ihr.

Wirßt du's sagen?

Was sagen?

Was ich dich vorgestern gefragt habe, sagte Olenin und neigte sich zu ihrem Ohr. — Wirßt du mich heiraten?

Mariana dachte nach.

Ich will's dir sagen, antwortete sie, heute will ich's dir sagen.

Und im Dunkeln glänzten ihre Augen heiter und freundlich dem jungen Manne entgegen.

Immer noch ging er neben ihr her. Es that ihm wohl, sich so nahe als möglich zu ihr herunterzubeugen.

Lukasčka aber, der nicht aufhörte zu singen, faßte sie kräftig am Arm und zog sie aus dem Reigen in die Mitte. Olenin konnte ihr nur noch zurufen: Komm' also zu Ustjenka. Dann ging er zu seinen Kameraden. Das Lied war zu Ende. Lukasčka wischte sich die Lippen, Marianka ebenfalls, und sie küßten sich. Nein, fünf muß ich haben, sagte Lukasčka. Geplauder, Lachen, Hin- und Herrennen lösten die regelmäßige Bewegung

und den regelmäßigen Gesang ab. Lufasčka, der schon tüchtig getrunken zu haben schien, begann die Mädchen mit Kuchen zu beschenken.

Allen schenke ich das, sagte er mit stolzem, komisch rührendem Selbstbewußtsein. — Wer aber zu den Soldaten gehen will, um dort zu feiern, der gehe fort aus dem Reigen! fügte er plötzlich hinzu und warf Olenin einen zornigen Blick zu.

Die Mädchen griffen nach dem Kuchen und rissen ihn eine der andern aus der Hand. Bjelezkij und Olenin traten beiseite.

Lufasčka schien sich seiner Freigebigkeit zu schämen. Er nahm die Müze ab, wischte sich mit dem Ärmel die Stirn und trat zu Marianka und Ustjenka hin.

„Blickst du etwa, liebes Schätzchen, stolz herab auf den Geliebten?“ wiederholte er die Worte des Liedes, das sie eben gesungen hatten. Thust dich groß mit mir? wiederholte er noch einmal, zornig zu Marianka gewandt. — Wirst du mein Weib, „weinen sollst du noch durch mich“, fügte er hinzu und umfaßte zugleich Ustjenka und Marianka.

Ustjenka riß sich los, holte aus und gab ihm einen starken Schlag auf den Rücken, daß ihr die Hand schmerzte.

Wie ist's, werdet ihr den Reigen noch weiter führen? fragte er.

Wie die Mädchen wollen, antwortete Ustjenka.

Ich gehe nach Hause, und Marianka wollte auch zu uns kommen.

Der Kosak hielt noch immer Mariana umfaßt. Er hatte sie von der Menge fortgeführt zu der dunklen Ecke des Hauses.

Geh nicht, Maschenka, sagte er. Laß uns das letzte Mal lustig sein. Geh nach Hause. Ich komme zu dir.

Was soll ich zu Hause machen? Der Feiertag ist dazu da, daß man vergnügt sei. Ich gehe zu Ustjenka — sagte Marianka.

Ich heirate dich ja doch.

Schon gut, sagte Mariana. Das wird sich dort zeigen.

Wie, du gehst? sagte Lukascha in strengem Tone, drückte sie an sich und küßte sie auf die Wange.

Ach geh, laß mich, und Mariana riß sich los und ging von ihm fort.

Ei, Mädchen, das wird schlimm enden, sagte Lukascha vorwurfsvoll, indem er stehen blieb und den Kopf schüttelte. „Weinen wirst du noch durch mich“ Dann wandte er sich von ihr ab und rief den Mädchen zu: Singt, singt!

Marianka schien erschrocken und erzürnt zu sein durch das, was er gesagt hatte. Sie blieb stehen.

Was wird schlimm werden?

Das.

Was?

Das, daß du's mit dem Soldaten, eurem Mieter, hältst und mich deshalb nicht mehr lieb hast.

Ich habe Lust — darum habe ich dich nicht lieb. Du bist nicht mein Vater, meine Mutter. Was willst du? Ich liebe, wen ich will.

So, so sagte Lufascha, bedenk's! Er ging auf den Laden zu. Den Mädchen rief er zu: Was steht ihr da? singt noch einen Reigen! Nafarka lauf, hole Most.

Sag', kommen sie? fragte Olenin Bjelezkij.

Sie kommen gleich, antwortete Bjelezkij. — Gehen wir. Wir müssen vorbereiten für den Ball.



Es war schon späte Nacht, als Olenin hinter Mariana und Ustjenka aus Bjelezkij's Wohnung trat. Das weiße Kopftuch des Mädchens leuchtete in der Dunkelheit der Straße. Der Mond senkte sich in goldigem Glanz auf die Steppe nieder. Ein silberschimmernder Nebel lag über dem Dorf. Rings war es still. Nirgends sah man ein Licht. Man hörte nur die entschwindenden Schritte der Mädchen. Olenin's Herz pochte heftig. Sein glühendes Gesicht fand Erfrischung in der feuchten Luft. Er blickte zum Himmel empor und schaute zurück nach dem Häuschen, aus dem er gekommen war; dort war das Licht schon gelöscht. Und er blickte wieder den entschwindenden Schritten der

Frauen nach. Das weiße Tuch war durch den Nebel unsichtbar. Es war ihm schrecklich, allein zu bleiben — er war so glücklich. Er sprang die Treppe hinab und lief den Mädchen nach.

Aber du! Es wird uns jemand sehen
sagte Ustjenka.

Thut nichts.

Olenin eilte auf Mariana zu und umfaßte sie.
Mariana wehrte ihm nicht.

Sie haben sich noch nicht satt geküßt! sagte Ustjenka. — Bist du verheiratet, dann kannst du küssen, jetzt aber sei geduldig.

Lebe wohl, Mariana; morgen komme ich zu deinem Vater und sage es ihm selbst. Sage du kein Wort.

Was sollte ich sagen? antwortete Mariana.

Die beiden Mädchen liefen davon. Olenin ging allein und überdachte alles, was geschehen war. Er hatte den ganzen Abend mit ihr allein in der Ofenecke zugebracht, Ustjenka war keinen Augenblick aus dem Zimmer gegangen und hatte sich mit den anderen Mädchen und mit Bejlezkij vergnügt. Olenin hatte mit Marianka flüsternd geplaudert.

Willst du mein Weib werden? fragte er sie.

Du lügst, du nimmst mich nicht, antwortete sie heiter und ruhig.

Aber liebst du mich, sprich, um Gotteswillen!
Warum sollte ich dich nicht lieben, du bist ja

nicht garstig, antwortete Mariana lachend und seine Hände mit ihren rauhen Händen umflammernd. Was du für wei-ei-ße, wei-ei-ße Hände hast, wie Rahm so weich, sagte sie.

Ich scherze nicht. Sprich, willst du mein Weib sein?

Warum nicht, wenn mich der Vater dir giebt?

Bedenke, ich werde wahnsinnig, wenn du mich betrügst. Morgen sag' ich's deiner Mutter und deinem Vater. Ich komme um dich werben.

Mariana lachte plötzlich auf.

Was hast du?

Nichts. Es ist so komisch.

Wirklich. Ich kaufe einen Garten, ein Haus, trete zu den Kosaken ein

Aber dann darfst du andere Frauen nicht lieben; sonst bin ich böse.

Olenin wiederholte in seiner Phantasie mit Entzücken alle diese Worte. Bei diesen Erinnerungen wurde ihm bald schmerzlich zu Mut, bald erfüllte ihn ein Gefühl des Glücks. Schmerzlich, weil sie, da sie mit ihm sprach, ganz so ruhig geblieben war, wie immer. Die neue Lage schien sie nicht im geringsten zu erregen. Sie schien ihm nicht zu glauben und gar nicht an die Zukunft zu denken. Er glaubte, sie habe ihn nur im gegenwärtigen Augenblick lieb gehabt, und es gäbe für sie keine Zukunft in Gemeinschaft mit ihm. Und glücklich war er, weil alle ihre Worte ihm wahr

erschieden, und weil sie versprochen hatte, ihm anzugehören. „Ja,“ sagte er zu sich selber, „dann erst werden wir einander verstehen, wenn sie ganz die Meine geworden. Für eine solche Liebe giebt es keine Worte; sie bedarf des Lebens, des ganzen Lebens. Morgen wird alles klar sein. Ich kann so nicht länger leben. Morgen sage ich alles ihrem Vater, Bjelezkij, dem ganzen Dorf . . .“

Lukascha hatte nach zwei schlaflosen Nächten so viel am Feiertag getrunken, daß er zum erstenmal nicht aufrecht stehen konnte und die Nacht bei Jamka verbrachte.



Am anderen Tage erwachte Dlenin früher als sonst, und im ersten Augenblicke des Erwachens fiel ihm ein, was ihm bevorstehe; und er gedachte mit Freuden ihrer Küsse, des Drucks ihrer rauhen Hände und ihrer Worte „was für weiche Hände du hast“. Er sprang auf und wollte sogleich zu den Wirtsleuten gehen und um Marianas Hand anhalten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es schien Dlenin, als sei auf der Straße eine ungewöhnliche Erregung: die Leute gingen hin und her, ritten und sprachen miteinander. Er warf seinen Tscherkessenrod um und eilte auf die Straße hinaus. Die Wirtsleute waren noch nicht aufgestanden. Fünf Mann Kosaken kamen zu Pferde

heran und sprachen erregt miteinander. Allen voran ritt auf seinem breiten Kabardinerroß Lukascha. Die Kosaken sprachen und schrien wirr durcheinander. Man konnte nichts deutlich verstehen.

Reite zum oberen Posten, rief der eine.

Satttle und reite schnell nach, sagte ein anderer.

Durch dieses Thor ist es näher.

Schwacht nicht, rief Lukascha, durch das mittlere Thor müssen wir reiten.

Von da ist es am nächsten, sagte einer von den Kosaken, der staubbedeckt auf seinem schweißigen Pferde saß. Lukaschas Gesicht war rot und von dem Gelage des gestrigen Tages aufgedunsen; die Mütze saß ihm im Nacken. Er schrie befehlshaberisch, als wäre er der Vorgesetzte.

Was giebt's, wohin? fragte Olenin, der nur mit Mühe die Aufmerksamkeit der Kosaken auf sich lenken konnte.

Abreken wollen wir fangen. Sie haben sich in den Dünen festgesetzt. Wir reiten sogleich; aber wir sind zu wenig.

Und die Kosaken ritten weiter die Straße entlang und hörten nicht auf zu schreien und Hilstruppen zu sammeln. Olenin ging der Gedanke durch den Kopf, daß es nicht schön sein würde, wenn er nicht mitritte; er dachte überdies früh heimzukehren, kleidete sich an, lud seine Flinte mit

Kugeln, bestieg das Pferd, das Wanjuscha in der Eile gesattelt hatte, und holte die Kosaken ein, gerade als sie aus dem Standort hinausritten. Die Kosaken waren schnell geritten. Jetzt standen sie im Kreise da, gossen Most aus einem mitgebrachten Fäßchen in eine hölzerne Tschapura, reichten sie einander zu und tranken auf einen glücklichen Feldzug. Unter ihnen war auch ein junger gedehafter Fähnrich, der sich zufällig im Dorfe befand und den Oberbefehl über die versammelten Kosaken übernommen hatte. Die Kosaken waren alle Gemeine, und obgleich sich der Fähnrich den Anschein eines Befehlshabers gab, gehorchten doch alle nur Lukascha. Olenin schenkte die Kosaken gar keine Aufmerksamkeit. Als alle die Pferde bestiegen hatten und abritten und Olenin zu dem Fähnrich hinritt und ihn ausfragte, was denn vorgehe, behandelte ihn der Fähnrich, der sonst ein lebenswürdiger Mensch war, im Vollgefühl seiner Bedeutung von oben herab. Mit Mühe nur konnte Olenin aus ihm herausbringen, was vorgehe. Die Kundschaft, welche ausgezogen war, um nach den Abreken zu suchen, war, acht Werst vom Dorfe entfernt, in den Dünen auf mehrere Bergbewohner gestoßen. Die Abreken saßen in einer Grube, schossen und drohten, sie würden nicht lebendig vom Platze weichen. Der Unteroffizier, der mit zwei Kosaken auf Kundschaft ausgezogen war, war selbst als Wache zurückgeblieben und hatte einen

Kosaken in das Dorf geschickt, um Hilfe herbeizuholen.

Die Sonne stieg eben am Himmel empor. Auf drei Werst rings um den Standort zog sich die Steppe hin, sah man nichts als die einförmige, traurige, dürre Ebene mit den Spuren des Viehs im Sande, mit dem welken Gras, dem niedrigen Schilf in den Vertiefungen, mit seltenen, kaum gebahnten Fußwegen und den nogaiischen Weideplätzen, die weithin am Horizont sichtbar wurden. Überall überraschte der Mangel an Schatten und der herbe Charakter der Gegend das Auge. Die Sonne geht in der Steppe immer rot auf und unter. Weht ein Wind, so trägt er ganze Berge Sandes von Ort zu Ort. Wenn es still ist, wie es an diesem Morgen war, dann herrscht eine Stille, von keiner Bewegung, keinem Laut unterbrochen. An diesem Morgen war es still und trübe in der Steppe, obgleich die Sonne aufgegangen war; es herrschte eine besondere Öde und Weichheit. Kein Lüftchen regte sich; man hörte nur die Tritte und das Schnauben der Pferde, und auch diese Laute hallten schwach wieder und erstarben sofort. Die Kosaken ritten meist schweigend. Die Waffe trägt der Kosak immer so fest an sich, daß sie nicht klirrt und nicht klappert. Eine klirrende Waffe ist für den Kosaken die größte Schande. Zwei Kosaken aus dem Dorf holten sie auf dem Wege ein und wechselten mit ihnen zwei, drei Worte. Lukaschas

Pferd strauchelte, verwickelte sich im Grase, dann beschleunigte es seine Schritte. Das gilt den Kosaken für ein schlimmes Vorzeichen. Die Kosaken sahen sich um und wandten sich eilig wieder zurück, bemüht, diesem Umstand keine Aufmerksamkeit zu schenken, der im Augenblick eine besondere Bedeutung hatte. Lukascha faßte die Zügel fest, runzelte finster die Stirn, biß die Zähne zusammen und schwang die Peitsche über dem Kopf. Der edle Kabardiner trippelte plötzlich mit allen vier Füßen; denn er wußte nicht, auf welchen Fuß er treten sollte. Er machte eine Bewegung, als wollte er auf Flügeln emporsteigen. Lukascha aber traf ihn einmal mit der Peitsche über die wohlgenährten Flanken, dann ein zweites und drittes Mal. Da hob sich der Kabardiner, mit den Zähnen knirschend und mit dem Schweife schlagend, schnaubend auf den Hinterbeinen und lief einige Schritte der Gruppe der Kosaken voraus.

Ein prächtiges Roß, sagte der Fähnrich.

Ein prächtiges Roß, nicht Pferd — das bedeutet ein besonderes Lob für das Pferd.

Ein Löwe von einem Pferd, bekräftigte einer der alten Kosaken.

Die Kosaken ritten schweigend weiter, bald im Schritt, bald im Trab, und nur dieses eine Ereignis hatte auf einen Augenblick die Stille und die Feierlichkeit ihres Zuges unterbrochen.

In der ganzen Steppe auf acht Werst waren

sie, außer einem nogaiischen Wagen, der auf einem zweirädrigen Karren ruhte und sich, auf eine Werst von ihnen entfernt, träge fortbewegte, keinem lebendigen Wesen begegnet. Es war ein Nogaier, der mit seiner Familie von einem Weideplatze auf den andern übersiedelte. Dann trafen sie noch in einem Hohlwege zwei zerlumpte kräftige Nogaierweiber, die, mit den Körben auf dem Rücken, den Dünger des Viehes, das durch die Steppe kam, zu Brennmaterial sammelten. Der Fähnrich, der schlecht kalmükisch sprach, wollte die Nogaierweiber ausfragen; aber sie verstanden ihn nicht und warfen einander ängstliche Blicke zu.

Dufascha ritt heran, hielt sein Roß an und rief ihnen fast den gewöhnlichen Gruß zu; die Nogaierweiber waren sichtlich erfreut und sprachen mit ihm ohne Scheu, wie mit ihrem Stammesbruder.

„Ai-ai, kop abret,“ sagten sie klagend und wiesen mit der Hand nach der Richtung, in welcher die Kosaken ritten. Olenin hatte verstanden, was sie sagten: „Viele Abreten sind da.“

Olenin, der ähnliche Unternehmungen nie mitgemacht und nur aus den Erzählungen Onkel Jeroschkas eine Vorstellung von ihnen hatte, wollte nicht hinter den Kosaken zurückbleiben und alles mit ansehen. Er hatte seine Freude an den Kosaken, sah und hörte alles mit an und machte seine Beobachtungen. Obgleich er seinen Säbel

und seine geladene Flinte mitgenommen hatte, war er doch entschlossen, am Zuge nicht teilzunehmen, weil er bemerkt hatte, daß die Kosaken sich von ihm fern hielten; er konnte das um so eher, als er nach seiner Meinung seine Tapferkeit im Feldzuge bewiesen hatte und vor allem, weil er jetzt sehr glücklich war.

Plötzlich hörte man einen Schuß in der Ferne.

Der Fähnrich wurde erregt und gab seine Anordnungen, wie die Kosaken sich verteilen und von welcher Seite sie anrücken sollten. Die Kosaken aber schenkten offenbar diesen Anordnungen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Sie hörten nur auf das, was Lufascha sagte, und sahen nur auf ihn. In Lufaschas Zügen und Gestalt lag Ruhe und Feierlichkeit. Er führte seinen Kabardiner voran, die anderen Pferde konnten ihm kaum folgen, und er blickte, mit den Augen zwinkernd, immer vorwärts.

Da kommt ein Reiter, sagte er, hielt sein Roß an und brachte es in eine Reihe mit den andern.

Olenin schickte spähend seine Augen aus, aber er sah nichts. Die Kosaken unterschieden bald zwei Reiter und ritten im Schritt gerade auf sie zu.

Sind das Abreßen? fragte Olenin.

Die Kosaken antworteten nicht auf die Frage, die in ihren Augen unsinnig war. Die Abreßen hätten Narren sein müssen, wenn sie mit Pferden auf diese Seite des Flusses gekommen wären.

Da winkt uns Vater Rotjka, sagte Lufasčka und zeigte auf die beiden Reiter, die jetzt deutlich sichtbar waren. Er kommt auf uns zugeritten.

Wirklich stellte sich nach wenigen Minuten deutlich heraus, daß die Reiter die kosakischen Rundschafter waren, und bald kam auch der Unteroffizier zu Lufasčka herangeritten.



Weit? Nur dies eine Wort fragte Lufasčka.

In diesem Augenblick hörte man auf etwa dreißig Schritt Entfernung einen kurzen Schuß. Der Unteroffizier lächelte leicht.

Unser Gurka feuert ihm nach, sagte er und wies mit dem Kopfe nach der Richtung des Schusses.

Als sie noch einige Schritte geritten waren, sahen sie Gurka, der hinter einem Sandhügel saß und seine Flinte lud. Gurka wechselte aus Langleweile mit den Abreken, die hinter einem anderen Sandhügel saßen, Schüsse. Nun kam eine Kugel von dort hergesaut.

Der Fähnrich wurde blaß und schwankte. Lufasčka stieg vom Pferde, übergab es einem Kosaken und ging zu Gurka hin. Dlenin that dasselbe und ging niedergeduckt hinter ihm her. Sie waren kaum zu dem schießenden Kosaken herangekommen, als zwei Kugeln über ihre Köpfe hin-

sausten. Lufascha sah sich lachend nach Olenin um und duckte sich.

Sie werden dich noch erschießen, Andreitsch, sagte er, geh' lieber fort — für dich ist das nicht gemacht. . . .

Olenin wollte aber durchaus die Abreken sehen.

Über den Hügel weg bemerkte er auf zweihundert Schritt Entfernung Mützen und Flinten. Plötzlich stieg ein Rauch von dorthier auf, und wieder sauste eine Kugel vorbei. Die Abreken saßen hinter dem Berge im Sumpf. Olenin war überrascht von dem Platz, auf dem sie saßen. Der Platz war wie die ganze Steppe; aber dadurch, daß die Abreken an diesem Platz saßen, schien er sich von seiner ganzen Umgebung zu unterscheiden und durch etwas auszuzeichnen. Er erschien ihm gerade als der Ort, an dem die Abreken hausen mußten. Lufascha kehrte zu seinem Pferde zurück, und Olenin folgte ihm.

Wir müssen einen Wagen mit Heu nehmen, sagte Lufascha, sonst schießen sie uns tot. Da hinter dem Hügel steht ein nogaischer Wagen mit Heu.

Der Fähnrich hörte ihn ruhig an, und der Unteroffizier stimmte ihm zu. Der Heuwagen wurde herbeigeholt, und die Kosaken gingen daran, unter seinem Schutze sich mit Heu zu beladen. Olenin ritt auf den Hügel hinauf, von hier aus konnte er alles sehen. Der Heuwagen setzte sich

in Bewegung; die Kosaken drängten sich hinter ihm. Die Kosaken setzten sich in Bewegung; die Tschetschenzen, neun an der Zahl, saßen nebeneinander, Knie an Knie, und schossen nicht.

Alles war still. Plötzlich erklangen von den Tschetschenzen herüber sonderbare Laute eines schwermütigen Liedes, das dem ai-dai-da-la-lai Onkel Jeroschtsa ähnlich war. Die Tschetschenzen wußten, daß sie nicht entkommen konnten, und um der Versuchung der Flucht zu widerstehen, hatten sie sich Knie an Knie mit Riemen aneinandergebunden, die Flinten fertig gemacht und ein Sterbelied angestimmt. Die Kosaken kamen unter dem Schutze des Heuwagens immer näher heran, und Dlenin erwartete jeden Augenblick, die Schüsse krachen zu hören; aber nichts unterbrach die Stille, als das schwermütige Lied der Abreken. Plötzlich brach der Gesang ab, ein kurzer Schuß ertönte, eine Kugel schlug an die Bretter des Wagens, und das Schimpfen und Schreien der Tschetschenzen ließ sich vernehmen. Schuß auf Schuß ertönte, Kugel auf Kugel schlug in den Wagen ein. Die Kosaken schossen nicht und waren nur noch fünf Schritt von ihnen entfernt.

Noch einen Augenblick, und die Kosaken stürzten mit lautem Aufschrei zu beiden Seiten des Wagens hervor. Lukascha allen voran. Dlenin hörte nur wenige Schüsse, Geschrei und Stöhnen. Er glaubte Rauch und Blut zu sehen. Er ließ sein Pferd

stehen, vergaß sich selbst und eilte zu den Kosaken hin. Entsetzen machte seinen Blick erstarren. Er konnte noch nichts unterscheiden. Er begriff nur, daß alles zu Ende war. Lukascha hielt, weiß wie die Wand, einen verwundeten Tschetschenzen am Arm und schrie: Töte ihn nicht. Ich nehme ihn lebendig gefangen. Es war derselbe rotbärtige Tschetschenze, der Bruder des getöteten Abreken, der herübergekommen war, die Leiche abzuholen. Lukascha band ihm die Hände. Plötzlich riß sich der Tschetschenze los und feuerte seine Pistole ab. Lukascha sank um, sein Leib blutete. Er sprang auf, sank aber wieder um und fluchte russisch und tatarisch. Das Blut an seinem Körper und die Blutlache unter ihm nahm immer zu. Die Kosaken traten zu ihm heran und lösten seinen Gürtel. Einer von ihnen, Nasarka, konnte lange, ehe er ihm zu Hilfe kam, seinen Säbel nicht in die Scheide stecken und griff immer nach der falschen Seite. Die Schneide des Säbels war voll Blut.

Die Tschetschenzen mit ihren roten Haaren und geschorenen Schnurrbärten lagen tot und verstümmelt am Boden. Nur einer, der bekannte, eben der, der auf Lukascha geschossen hatte, war lebendig, aber am ganzen Körper voll Wunden. Wie ein angeschossener Habicht sah er, blutüberströmt (unter seinem rechten Auge quoll es stark hervor), die Zähne aufeinandergepreßt, bleich und düster, mit wütenden großen Augen nach allen

Seiten umher, saß zusammengekauert da und hielt den Dolch fest, noch immer zur Verteidigung bereit. Der Fähnrich ging seitwärts schleichend an ihn heran und gab mit einer schnellen Bewegung seiner Pistole einen Schuß nach seinem Ohr ab. Der Tschetschenze wollte aufspringen, aber er vermochte es nicht und stürzte zu Boden.

Die Kosaken schleppten keuchend die Toten auseinander und nahmen ihnen die Waffen ab. Jeder dieser toten Tschetschenzen war ein Mensch, jeder hatte seinen eigenen Gesichtsausdruck.

Lukascha trug man auf den Wagen; er hörte nicht auf, russisch und tatarisch zu fluchen.

Du lügst. Mit meinen Händen erdroffele ich dich! Meinen Händen entkommst du nicht. Anna seni! schrie er, sich hastig aufrichtend. Bald aber verstummte er vor Schwäche.

Olenin ritt nach Hause. Abends erzählte man ihm, Lukascha liege im Sterben; aber ein Tatar vom anderen Ufer hoffe, ihn durch Kräuter zu heilen.

Die Leichen wurden vor das Amtshaus geschleppt. Die Weiber und die Kinder eilten herbei, sie zu betrachten.

Olenin war in der Dämmerstunde heimgekehrt und konnte sich lange nicht von dem befreien, was er gesehen hatte; in der Nacht aber drangen die Erinnerungen des gestrigen Tages wieder auf ihn ein. Er sah zum Fenster hinaus; Mariana ging,



geschäftig wirtschaftend, aus dem Hause in den Keller. Die Mutter war in die Weingärten gegangen, der Vater war auf dem Amt. Olenin wartete nicht, bis sie ganz fertig war, und ging zu ihr. Sie war in der Stube und stand so da, daß sie ihm den Rücken zuehrte. Olenin glaubte, sie schäme sich.

Mariana, sagte er, Mariana! Darf man eintreten?

Sie wandte sich unwirsch um. In ihren Augen standen kaum wahrnehmbare Thränen, in ihren Zügen lag edle Trauer. Sie sah ihn schweigend, stolz an.

Olenin wiederholte:

Mariana, ich bin gekommen

Laß mich, sagte sie. Ihre Züge veränderten sich nicht, aber aus ihren Augen stürzten Thränen.

Warum? Was ist dir?

Was? sagte sie mit herber, rauher Stimme, Kosaken sind gefallen. Das ist es!

Lukascha? sagte Olenin.

Geh! Was willst du?

Mariana! sagte Olenin und trat auf sie zu.

Nichts hast du von mir zu erwarten. Nie!

Mariana, sage das nicht! sagte Olenin bittend.

Geh, Verhaßter, schrie das Mädchen, stampfte mit dem Fuße auf und trat drohend auf ihn zu. Aus ihren Zügen sprach ein solcher Abscheu, eine solche Verachtung und Wut, daß Olenin sofort be-

griff, daß er nichts zu hoffen habe, und daß das, was er früher von der Unnahbarkeit dieses Mädchens gedacht hatte, unzweifelhafte Wahrheit sei.

Olenin antwortete mit keinem Wort und eilte aus der Stube hinaus.



Als er nach Hause kam, lag er zwei Stunden unbeweglich auf dem Bett. Dann begab er sich zum Kommandierenden und bat um seine Versetzung in den Stab. Er nahm von niemandem Abschied, ließ durch Wanjuscha die Rechnung mit den Wirtsleuten begleichen und machte sich zur Reise nach der Festung fertig, wo sein Regiment stand. Nur Onkel Jeroschka begleitete ihn. Sie gingen hinaus, tranken noch eins und immer noch eins. Ganz wie damals bei seiner Abreise aus Moskau, stand auch jetzt die Kutsche mit einem Dreigespann vor der Thür. Aber Olenin rechnete nicht mehr mit sich ab, wie damals, und sagte sich nicht mehr, daß alles, was er hier gedacht und gethan hatte, nicht das Richtige gewesen sei. Er versprach sich kein neues Leben mehr. Er liebte Marianka mehr als zuvor und wußte jetzt, daß er nie von ihr wiedergeliebt werden könne.

Nun, lebe wohl, mein Freund, sagte Onkel Jeroschka. Ziehst du ins Feld, sei klug, folge mir Altem. Kommt's einmal zum Überfall, oder

sonst irgendwo (ich bin ja ein alter Wolf und kenne alles), wo geschossen wird, gehe nicht in den dichten Haufen hinein, wo viel Volk ist. Die meisten von euch denken in der Angst, wenn sie sich mitten ins Volk drücken, da ist's besser. Da ist's am schlimmsten: wo die Menschen dicht stehen, da wird hingezielt. Ich hielt mich immer fern von der Menge, allein für mich. Ich wurde auch nicht ein einziges Mal verwundet, und was habe ich nicht alles in meinem Leben gesehen!

Aber im Rücken hast du doch eine Kugel sitzen, sagte Wanjuscha, der sich im Nebenzimmer reisefertig machte.

Da haben die Kosaken Scherz getrieben, antwortete Onkel Jeroschka.

Wie, die Kosaken? fragte Olenin.

Ei gewiß. Wir tranken. Waniaka Sjidkin, ein Kosak, hatte sich angetrunken. Bauz! Wie er loschießt, trifft mich seine Kugel gerade hier an dieser Stelle.

Nun, hat's weh gethan? fragte Olenin. — Wanjuscha, wird's bald?

Ach, was eilst du so, hör' doch zu So also verfezte er mir eins. Aber die Kugel ging nicht durch den Knochen hindurch und blieb hier sitzen. Du hast mich ja getötet, Bruder, sage ich. He? Was hast du mit mir gemacht? Ich lasse dir das nicht so hingehen. Du mußt einen Eimer stellen.

Sag', hat's weh gethan? fragte Olenin wieder, ohne recht auf die Erzählung hinzuhören.

Laß mich zu Ende erzählen. Er stellte den Eimer. Wir tranken. Die Wunde aber hörte nicht auf zu bluten. Die ganze Stube war voll Blut. Großvater Burlak sagt: „Der Junge wird noch verreden. Sieh noch ein Maß Süßen, sonst bringen wir dich vor Gericht.“ Es wurde noch mehr herangeschleppt. Wir gossen und gossen

Aber wie, hat es dir nicht weh gethan? fragte Olenin wieder.

Ach was, weh thun. Unterbrich nicht. Ich habe das nicht gern. Laß mich zu Ende erzählen. Wir tranken und tranken und zechten bis zum Morgen. Endlich schlief ich betrunken auf dem Ofen ein. Als ich des Morgens erwachte, waren mir alle Glieder wie gelähmt.

Hat es sehr weh gethan? wiederholte Olenin; er nahm an, jetzt endlich eine Antwort auf seine Frage zu bekommen.

Habe ich dir denn gesagt, daß es weh that? Weh that's nicht; ich konnte mich bloß nicht rühren, konnte nicht gehen.

Nun, und ist es geheilt? fragte Olenin und lachte nicht einmal dabei — so schwer war ihm um's Herz.

Geheilt ist es; aber die Kugel sitzt noch. Fühl' doch mal an. — Und er schlug das Hemd zurück



und zeigte seinen kräftigen Rücken, wo sich am Schulterblatt die Kugel hin- und herbewegte.

Siehst du, so geht es hin und her, sagte er, und freute sich mit der Kugel wie mit einem Spielzeug. — Jetzt hat sie sich nach hinten gerückt.

Sag', wird Lukascha am Leben bleiben? fragte Olenin.

Weiß Gott! Es ist kein Dokter da, man holt einen.

Woher denn, aus Grosnaja? fragte Olenin.

Nein, Freund, eure russischen hätte ich längst aufhängen lassen, wenn ich der Zar wäre. Nichts kennen sie als schneiden. Unseren Kosaken Baklaschew haben sie zu einem Unmenschen gemacht. Den Fuß haben sie ihm abgesägt. Solche Dummköpfe! Wozu taugt Baklaschew jetzt? Nein, mein Freund, im Gebirge, da giebt es wirkliche Dokters. So wurde Wortschik, mein Busenfreund, im Felde verwundet, hier an dieser Stelle, an der Brust. Eure Dokters gaben ihn auf. Da kam Ssaib aus dem Gebirge, der machte ihn gesund. Die kennen die Kräuter, mein Freund.

Ach, solchen Unsinn zu schwätzen, sagte Olenin. Ich schide ihm lieber vom Stabe einen Arzt.

Unsinn, spöttelte der Alte. — Narr, Narr! ... Unsinn . . . Ich schide einen Arzt! Wenn eure Ärzte gesund machen könnten, dann würden die Kosaken und Tschetschenzen zu euch kommen. So aber holen sich eure Offiziere und Obersten die

Dofters aus den Bergen. Es ist alles Lug und Trug, nichts als Lug und Trug.

Olenin antwortete nicht. Er stimmte nur allzu sehr dem Gedanken zu, daß in der Welt, in der er gelebt hatte und in die er zurückkehren wollte, alles Lug und Trug sei.

Was macht Lukaschka? Bist du bei ihm gewesen? fragte er.

Wie ein Toter liegt er da. Er ißt nicht und trinkt nicht; Branntwein nimmt der Ärmste zu sich. Na, wenn er noch Branntwein trinkt, dann ist es nicht schlimm. Es wäre schade um den Jungen. Ein braver Bursche war er; ein Dshigit wie ich. Ich lag auch einmal auf den Tod krank; die Weiber heulten schon und heulten. Der Kopf glühte mir im Fieber. Da trugen sie mich unter die Heiligen hin. Ich liege da, und über mir auf dem Ofen sitzen so ganz kleine Trommler und legen den Zapfenstreich los! Ich schreie sie an, sie hauen noch toller drauf (der Alte lachte). Da brachten mir die Weiber den Küster; begraben wollten sie mich. Er war ein „weltlicher“ Mensch, sagen sie, hat's mit den Weibern gehalten, hat seine Seele verloren, hat die Balalajka gespielt, hat in den Fasten Fleisch gegessen. Thue Buße, sagen sie, und ich that Buße. Ich habe gesündigt, sage ich. Der Pope mochte sagen, was er wollte; ich höre nicht auf zu sagen: Ich habe gesündigt. Er fragt mich aus über die Balalajka. Wo hast du sie,



die verfluchte? Zeige sie und zerschmettere sie. Und ich sage, ich habe gar keine. Ich hatte sie aber selbst in der Kammer in einem Neze aufbewahrt. Ich wußte, daß sie sie nicht finden konnten. So ließen sie mich los. Dann erholte ich mich wieder. Wie ich da wieder meine Balalajka zwidte Wovon habe ich doch gesprochen, fuhr er fort. — Folge mir. Halte dich fern vom Haufen, sonst ist's schlimm. Sie schießen dich tot. Es wäre schade um dich, wahrhaftig. Du bist ein Saufbruder. Ich hab' dich gern. Ihr reitet ja immer gern auf die Hügel. Hier bei uns lebte einmal einer, der war aus Rußland gekommen, der ritt immer auf den Hügel. Er brauchte stets ein eigenes Wort für Hügel. Wo er ein Hügelchen sieht, gleich muß er hinauf. So reitet er auch einmal wieder auf den Hügel hinauf und freut sich. Da schießt ein Tschetschenze auf ihn, und tot war er. Ei, die Tschetschenzen schießen geschickt aus ihrem Bersted! Da giebt's Geschicktere als ich. Ich kann's nicht leiden, wenn so schlecht geschossen wird. Wenn ich so manchmal andere Soldaten betrachte, muß ich mich wundern. Ach, wie dumm! Da gehen die Kerle alle auf einen Haufen und nähern sich noch rote Kragen um den Hals. Wie soll man da nicht treffen? Wird einer erschossen, fällt er um, schleppt man ihn weg; dann der zweite Ach, wie dumm, wiederholte der Alte und schüttelte den Kopf. Sie

sollten sich mehr zerstreuen und einzeln gehen. Dann kann man ruhig vorwärts, dann erkennt er dich doch nicht. Siehst du, so mußt du's machen.

Ich danke dir. Lebe wohl, Onkel! Will's Gott, sehen wir uns wieder, sagte Olenin. Er erhob sich und ging in den Flur.

Der Alte saß auf der Diele und erhob sich nicht.

Nimmt man so Abschied? Narr, Narr! sprach er. — Ach, ist das ein Volk! Kameraden waren wir, Kameraden ein ganzes Jahr! Leb' wohl, und fort ist er. Ich habe dich ja lieb. Es thut mir leid um dich! Du bist so unglücklich, immer allein, immer allein. Ungesellig bist du! Oftmals kann ich nicht schlafen, weil ich an dich denke, weil's mir weh thut um dich. Wie heißt's im Liede:

„Schwer ist's, lieber Bruder,
In der Fremde leben.“

So geht's auch dir.

Nun, lebe wohl, sagte Olenin noch einmal.

Der Alte erhob sich und reichte ihm die Hand. Olenin drückte sie und wollte gehen.

Das Maul, so gieb doch das Maul!

Der Alte faßte ihn mit seinen beiden biden Händen am Kopf, küßte ihn dreimal mit seinem feuchten Schnauzer und seinem feuchten Mund und brach in Thränen aus.

Ich habe dich lieb. — Leb' wohl!

Olenin stieg in den Wagen.

Und so fährst du fort? Schenke mir wenig-



stens etwas zum Andenken, mein Freund. Schenke mir die Flinte da. Was sollen dir zwei? sagte der Alte und schluchzte unter aufrichtigen Thränen.

Olenin griff nach der Flinte und gab sie ihm.

Was haben Sie dem Alten alles geschenkt! brummte Wanjuscha. Alles ist ihm zu wenig. Ein alter Bettelhans! Alles unzuverlässiges Pack, sagte er, widelte sich in seinen Mantel und setzte sich auf den Bod.

Halt's Maul, Schafskopf, schrie der Alte lachend. — Du Geizhals.

Marianka trat aus dem Keller, betrachtete gleichgültig das Dreigespann, verneigte sich im Vorübergehen und trat in das Haus.

La fil! sagte Wanjuscha, zwinkerte mit den Augen und brach in ein dummes Lachen aus.

Vorwärts! rief Olenin zornig.

Lebe wohl, Freund.

Leb' wohl! Ich werde dich nicht vergessen! rief Jeroschka.

Olenin sah sich um. Onkel Jeroschka unterhielt sich mit Marianka, offenbar von Dingen, die sie beide beschäftigten; weder der Alte noch das Mädchen folgten ihm mit ihren Blicken.

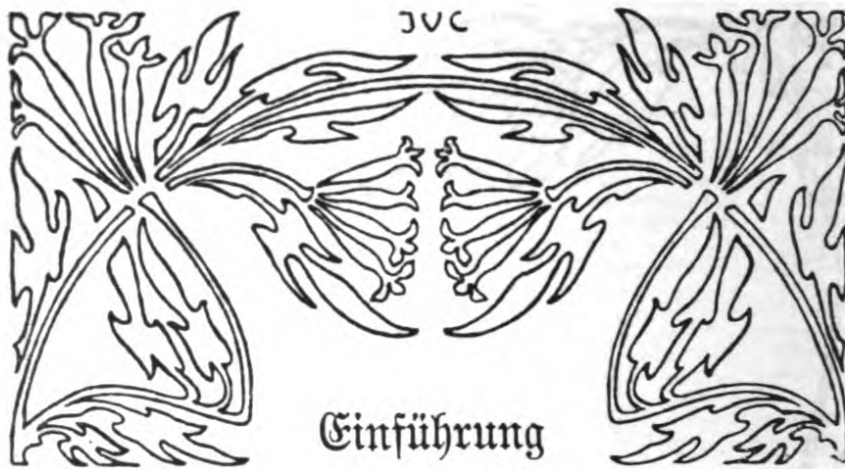






Drei Tode

Eine Erzählung



Simmer wieder und wieder hat Tolstoj das Rätsel des Todes künstlerisch zu lösen versucht. Von dem ersten Schmerz, den der Tod der Mutter dem Knaben bereitet („Kindheit“), schreitet er fort bis zu der teilnahmslosen Betrachtung des Denkers, der dem Ende des Menschen nicht anders gegenübersteht, als jeder der tausendfältigen Naturerscheinungen. Wie ein Wesen stirbt, ist ihm Maßstab und Zeugnis für seine innere Kraft. Irtenjews Mutter schließt die Augen ohne Todesfurcht, einen Dank für ihren Gatten und einen Segen für ihre Kinder auf den Lippen. Der Krieger auf dem Schlachtfelde („Sewastopol“) trägt Schmerz und Ende mit unvergleichlicher Ruhe, der eine, weil ihn das Bewußtsein stärkt, für das Wohl eines großen Ganzen zu sterben, dem er als einzelnes Glied sich angehörig fühlt, der andere, weil er in frommer Gottergebenheit alles hinnimmt, wie es über ihn kommt, ein dritter, weil der Tod eben nur eines in der Kette der Geschehnisse seines einförmigen Lebens ist. Stets aber beobachtet Tolstoj einen Unterschied zwischen dem Tode des schlichten Mannes aus dem Volke und dem Hinscheiden des höher Gebildeten. Die höhere Kraft zeigt der niedrig Geborene.

Nun galt es, das Problem des Todes in seiner Allgemeinheit zu fassen, das Verhältnis alles Bestehenden zu seiner Auflösung, die belebte mit der leblosen Natur in Vergleich zu bringen, das Ende des Menschen, den des Gedankens Blässe noch nicht angefränkelt, neben die

Auflösung eines Wesens zu stellen, das ein Erzeugnis des sogenannten Fortschritts ist.

Mit einer erstaunlichen Gabe der Verknüpfung ist die einfache Fabel der „Drei Tode“ erdnen. Die vornehme Dame und der Knecht in der Poststube werden ebenso natürlich in eine Beziehung gesetzt, wie der Baum, dessen blühendes Leben zum Opfer fallen muß, um dem armen Teufel ein hölzernes Grabkreuz zu liefern. Man kann unseres Herweghs schönes Stimmungsgedicht mit der Grundidee der „Drei Tode“ vergleichen:

„Sanft stirbt es einzig sich in der Natur.“

Und je näher der Mensch der Ursprünglichkeit steht, desto leichter ist auch sein Tod, je mehr sich der Fortschrittmensch von ihr entfernt, desto schwerer wird ihm das Scheiden.

Auch in späteren dichterischen Werken — die „Drei Tode“ sind 1859 entstanden — tritt Tolstoj zu wiederholten Malen an das Problem des Todes heran, und in seinen moral-philosophischen Betrachtungen gelangt er im sechsten Jahrzehnt seines Lebens zu neuen Anschauungen, die ihm den Tod als die Grenze alles erreichbaren Glücks erscheinen lassen. Der Mensch stirbt, weil in dieser Welt das Glück seines wahren Lebens nicht mehr größer werden kann.

Die Auffassung dieser großen Menschheitsfrage ist in jeder Phase von Tolstoj's Leben eine andere gewesen; an ihr allein könnte man seinem geistigen Entwicklungsgange nachforschen. Die „Drei Tode“ sind darum für das Verständnis der Persönlichkeit des Dichters ebenso bedeutsam, wie an sich, als eines seiner reifsten Werke.

R. L.





I

Es war Herbst. Auf der Landstraße fuhren im schnellsten Schritt zwei Wagen dahin. In der vordern Kutsche saßen zwei Frauen; die eine, die Herrin, war mager und bleich, die zweite, die Dienerin, hatte rosige Wangen und üppige Formen. Die kurzen, trockenen Haare drängten sich unter dem verschossenen Hute hervor, die rote, in einem zerrissenen Handschuh steckende Hand nestelte beständig an ihnen. Die hohe, mit einem gewirkten Tuch überdeckte Brust atmete Gesundheit, die lebhaften, schwarzen Augen schweiften bald durch das Fenster über die dahinschwindenden Felder, bald betrachteten sie furchtsam die Herrin, bald musterten sie unruhig die Ecke der Kutsche. Vor dem Gesichte der Dienerin schaukelte in einem Neze der Hut der Herrin, auf ihren Knien lag ein Hündchen, ihre Füße standen auf den Schachteln, die am Boden des Wagens lagen, und trommelten kaum hörbar vor dem Knarren der Federn und dem Klirren der Scheiben.

Die Dame hatte die Hände in den Schoß ge-

legt, die Augen geschlossen und wiegte sich schwach in den Kissen, die man ihr unter den Rücken gelegt hatte. Ihre Stirn war leicht gerunzelt, und sie hustete hohl. Auf dem Kopfe trug sie ein weißes Häubchen, um den zarten, bleichen Hals war ein blaues Tüchlein geschlungen. Ein gerader Scheitel, der unter dem Häubchen hervorsah, teilte das blonde, auffallend dünne, pomadisierte Haar in zwei Teile. Es lag etwas eigentümlich Trockenes, Abgestorbenes in der weißen Haut dieses breiten Scheitels. Die welke, ein wenig gelbliche Haut lag nicht fest auf den dünnen und schönen Umrissen des Gesichts und rötete sich auf den Wangen und Backenknochen. Die Lippen waren trocken und unruhig, die dünnen Wimpern kräuselten sich nicht, und der Reise-Tuchmantel machte auf der eingefallenen Brust gerade Falten. Obgleich die Augen geschlossen waren, drückte doch das Gesicht der Dame Müdigkeit, Erregung und Gewöhnung an Leiden aus.

Der Diener auf dem Bod saß zusammengesunken da und schlief; der Postkutscher trieb unter lebhaften Zurufen einen kräftigen, schweißtriefenden Viererzug und schaute sich von Zeit zu Zeit nach dem andern Kutscher um, dessen Zurufe von dem Wagen hinten herüberkamen. Die gleichlaufenden breiten Spuren der Wagenräder zeichneten sich regelmäßig und schnell in dem kalkartigen Schmutz der Straßen ab. Der Himmel war grau und

kalt. Feuchter Nebel bedeckte Felder und Wege. Im Innern der Kutsche war es dumpf, roch es nach kölnischem Wasser und Staub. Die Kranke legte ihren Kopf zurück und öffnete langsam die Augen. Ihre großen Augen waren glänzend und von schöner, dunkler Farbe.

Schon wieder, sagte sie und stieß nervös mit ihrer schönen hagern Hand den Mantelzipfel der Dienerin zurück, der kaum ihre Füße berührt hatte, und ihr Mund zuckte schmerzhaft zusammen. Matroscha nahm mit beiden Händen ihren Mantel auf, erhob sich auf ihren kräftigen Beinen und rückte ab. Ihr frisches Gesicht bedeckte sich mit hellem Rot. Die schönen dunklen Augen der Kranken folgten fieberhaft den Bewegungen der Dienerin. Die Dame stützte sich mit beiden Händen auf den Sitz und wollte sich auch erheben, um sich höher hinaufzusetzen, aber ihre Kräfte versagten, ihr Mund zuckte. Ihr ganzes Gesicht ward durch den Ausdruck ohnmächtiger, boshafter Ironie entstellt. Wenn du mir wenigstens helfen wolltest! . . . Ach, es ist nicht nötig, ich werde allein fertig. Aber lege mir, bitte, nicht deine Säcken in den Rücken! . . . Nun, laß schon lieber, du verstehst es doch nicht! Die Kranke schloß die Augen, dann öffnete sie wieder schnell die Lider und warf der Dienerin einen Blick zu. Matroscha biß sich in die rote Unterlippe, während sie sie ansah. Ein schwerer Seufzer kam aus

der Brust der Kranken, aber ehe er ausklang, ging er in Husten über. Sie wandte sich ab, runzelte die Stirn und faßte mit beiden Händen nach der Brust. Als der Husten vorüber war, schloß sie wieder die Augen und saß unbeweglich da. Die Kutsche und die Kalesche kamen in ein Dorf. Matroscha zog ihre rundliche Hand unter dem Tuche vor und machte das Zeichen des Kreuzes.

Was soll das heißen? fragte die Dame.

Eine Station, gnädige Frau.

Ich frage, warum du dich bekreuzest?

Eine Kirche, gnädige Frau.

Die Kranke wandte sich zu dem Fenster und begann sich langsam zu bekreuzen, sie öffnete ihre Augen weit und betrachtete die große Dorfkirche, um welche ihre Kutsche herumfuhr.

Die Kutsche und die Kalesche hielten gleichzeitig an der Station. Aus der Kalesche stieg der Gatte der Kranken und der Arzt, sie traten an die Kutsche heran.

Wie fühlen Sie sich? fragte der Arzt und legte seine Hand an den Puls.

Nun, meine Liebe, wie geht's, bist du nicht müde? fragte der Gatte französisch. Willst du nicht aussteigen?

Matroscha nahm ihre Bündel zusammen und drückte sich in die Ecke, um die Sprechenden nicht zu stören.

Immer unverändert, antwortete die Kranke. Ich will nicht aussteigen.

Der Mann stand noch eine Weile, dann ging er in das Stationsgebäude. Matroscha sprang aus der Kutsche und lief auf den Fußspitzen durch den Schmutz zum Thore.

Daß ich nicht wohl bin, darf Sie nicht abhalten zu frühstücken, sagte die Kranke mit leichtem Lächeln zu dem Arzte, der noch am Wagen stand.

Sie kümmern sich nicht um mich, fügte sie noch vor sich hinsprechend hinzu, als der Arzt sich mit leisen Schritten von ihr entfernt hatte und eilig die Treppen des Stationshauses hinaufstieg. Ihnen ist wohl, alles übrige ist ihnen gleichgültig. O mein Gott!

Nun, wie, Eduard Zwanowitsch? fragte der Gatte, indem er dem Arzte entgegenkam und sich mit fröhlichem Lächeln die Hände rieb. Ich habe das Reisekästchen holen lassen. Wie denken Sie darüber?

Warum nicht? antwortete der Arzt.

Und wie geht's mit ihr? fragte der Gatte mit einem Seufzer, indem er die Stimme senkte und die Augenbrauen hochzog.

Ich sagte Ihnen, sie kann unmöglich bis nach Italien kommen. Gott geb's, daß wir nach Moskau kommen. Besonders bei diesem Wetter.

Was ist also zu machen? Ach, mein Gott, mein Gott! — Der Herr bedeckte seine Augen

mit der Hand. — Gieb her, rief er dem Diener zu, der das Reisekästchen hereinbrachte.

Wir hätten zu Hause bleiben sollen, antwortete der Arzt und zuckte die Achseln.

Sagen Sie doch selbst, was habe ich thun können? erwiderte der Gatte. Habe ich nicht alles gethan, um sie zurückzuhalten? Ich hielt ihr die Kosten vor, die Kinder, die wir allein lassen müssen, meine Geschäfte, sie will nichts hören. Sie macht Pläne für das Leben im Auslande, wie eine Gesunde, und ihr die Wahrheit über ihren Zustand sagen, das hieße geradezu sie töten.

Sie ist nicht mehr zu retten, das müssen Sie wissen, Wassilij Dmitritsch. Der Mensch kann nicht leben, wenn er keine Lunge hat; Lungen wachsen nicht wieder. Traurig, betrübend, aber was ist da zu thun? Meine und Ihre Aufgabe besteht nur darin, ihr Ende so leicht als möglich zu gestalten. Wir brauchen einen Geistlichen.

O mein Gott, so begreifen Sie doch meine Lage. Wie kann ich ihr von ihrem letzten Willen sprechen! . . . Es komme, wie es will, ich kann ihr das nicht sagen. Sie wissen doch, wie gut sie ist . . .

Versuchen Sie doch, ihr zuzureden, daß sie warte, bis es Schneewege giebt, sagte der Arzt, bedeutungsvoll den Kopf hin und her wiegend. Es könnte uns unterwegs schlimm ergehen.

Aksiuscha, he Aksiuscha, rief gellend die Tochter

des Posthalters, indem sie die Kazawaita über den Kopf warf und über die schmutzige Hintertreppe lief. — Komm, wir wollen uns die Guts herrin von Schirkin ansehen. Sie ist brustkrank, heißt es, und reist ins Ausland. Ich habe noch nie einen Schwindsüchtigen gesehen.

Aksiuscha kam eilig an die Schwelle, die beiden Mädchen faßten sich bei der Hand und eilten zum Thore hinaus. In langsamerem Schritte gingen sie um die Kalesche herum und blickten durch das herabgelassene Fenster hinein. Die Kranke wandte ihren Kopf nach ihnen um, als sie aber ihre Neugierde bemerkte, wurde sie unwillig und wandte sich zurück.

Du lie—ie—ber Himmel, sagte die Posthalters tochter, hastig den Kopf zurückwerfend, was war das für eine Frau, und wie sieht sie jetzt aus! Ach entsetzlich! Hast du gesehen, Aksiuscha, hast du gesehen?

Ach, wie mager sie ist, stimmte Aksiuscha zu. — Komm, wir wollen noch einmal hinsehen, als ob wir an den Brunnen gingen. Siehst du, sie hat sich umgedreht und ich habe sie noch nicht gesehen. Wie traurig, Mascha.

Ach und was für ein Schmutz! antwortete Mascha und beide liefen zum Thore zurück.

„Ich muß wohl schrecklich aussehen, dachte die Kranke. — Nur so schnell als möglich ins Ausland, dort werde ich bald wieder gesund werden.“

Nun, wie geht es dir, meine Liebe? sagte der Gatte, indem er an die Kutsche herantrat, noch mit einem Bissen im Munde.

„Immer ein und dieselbe Frage,“ dachte die Kranke, „und ist dabei.“

So so, murmelte sie durch die Zähne.

Weißt du, meine Liebe, ich fürchte, die Reise wird dir Schaden bei diesem Wetter. Eduard Swanowitsch meint es auch. Sollen wir nicht umkehren?

Sie war ärgerlich und schwieg.

Das Wetter wird besser werden, der Weg wird vielleicht glatter sein, und auch dir kann besser werden, dann könnten wir alle zusammen fahren.

Verzeihe. Hätte ich dir nur früher nicht gefolgt, ich wäre jetzt in Berlin und wäre ganz gesund.

Was soll man thun, mein Engel? Es war unmöglich, du weißt es ja; aber jetzt, wo du einen Monat hier bleiben wolltest, würde dir bedeutend besser werden, ich würde meine Geschäfte erledigen, wir könnten die Kinder mitnehmen . . .

Die Kinder sind gesund und ich nicht.

Aber bedenke doch, meine Liebe, bei diesem Wetter! Wenn dir unterwegs schlimmer würde . . . so ist man wenigstens zu Hause.

Und wenn schon zu Hause? . . . sterben zu Hause? antwortete die Kranke erregt. Aber das Wort „sterben“ hatte sie offenbar erschreckt, sie sah ihren

Gatten flehend und fragend an. Er senkte die Augen und schwieg. Der Mund der Kranken zuckte plötzlich wie bei einem Kinde, und Thränen stürzten aus ihren Augen. Der Gatte bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche und entfernte sich schweigend von der Kutsche.

Nein, ich will fahren, sagte die Kranke; sie richtete die Augen gen Himmel, faltete die Hände und flüsterte unzusammenhängende Worte. — Mein Gott, wofür das? sagte sie, und ihre Thränen strömten immer reichlicher. Sie betete lange und inbrünstig, aber in ihrer Brust war ein schmerzliches, beklommenes Gefühl; auch der Himmel, auch Felder und Wege waren so grau und düster und derselbe herbstliche Nebel lag ohne dichter, ohne lichter zu werden auf dem Schmutz der Straßen, auf den Dächern, auf der Kutsche, auf den Schafpelzen der Kutscher, die unter fröhlichem, lautem Gepolter die Räder schmierten und die Pferde schirrten.



Die Kutsche war angespannt, aber der Kutscher fehlte. Er war in die Kutscherstube gegangen. In der Stube war es schwül, dumpfig, dunkel und drückend; es roch nach Menschen, nach frisch gebadenem Brot, nach Kohl und Schaffellen.



Mehrere Kutscher waren im Zimmer, die Köchin machte sich am Ofen zu schaffen, oben auf dem Ofen lag in einen Schafpelz gehüllt ein Kranker.

Onkel Chfjodor! he Onkel Chfjodor, sagte ein junger Bursche, ein Kutscher, der im Schafpelz, die Peitsche am Gürtel, ins Zimmer trat und sich dem Kranken zuwendete.

Was willst du von Fjodor, du Strolch? rief einer der Kutscher. Dort in der Kutsche wartet man auf dich.

Ich will ihn um die Stiefel bitten, meine sind schlecht geworden, antwortete der Bursche, warf dabei sein Haar zurück und steckte seine Handschuhe in den Gürtel. Schläft er etwa? He, Onkel Chfjodor! rief er, näher an den Ofen herantretend.

Was denn? ließ sich eine schwache Stimme vernehmen, und ein rotes, mageres Gesicht beugte sich über den Ofenrand. Eine breite, hagere, bleiche, mit Haaren bedeckte Hand zog den Rod über die edige Schulter, die in ein schmutziges Hemd gehüllt war. — Gieb mir zu trinken, Bruder. Was willst du?

Der Bursche reichte ihm den Wasserkrug hin.

Sieh mal an, Fedja, sagte er stotzend — sieh mal an, gelt, du brauchst doch jetzt die neuen Stiefel nicht, gieb sie mir — du wirst ja nicht drin gehen.

Der Kranke sank mit dem müden Kopf auf

den glänzenden Krug, tauchte den dünnen, herabhängenden Schnurrbart in das dunkle Wasser und trank schwach und gierig. Sein wirrer Bart war unsauber. Die hohlen, trüben Augen konnten sich nur mit Mühe zu dem Gesicht des Burschen erheben. Als er genug getrunken hatte, wollte er die Hand erheben, um die feuchten Lippen zu trocknen, aber er konnte nicht und trocknete sie an dem Ärmel des Rodes. Er sprach kein Wort, atmete schwer durch die Nase, sah dem Burschen fest in die Augen und nahm alle seine Kräfte zusammen.

Haßt du sie vielleicht schon jemand versprochen? sagte der Bursche, dann ist es umsonst. Die Hauptsache ist, es ist draußen naß und ich muß fahren. Da dachte ich mir, willst den Fjedka um die Stiefel bitten, gelt, er braucht sie ja nicht. Wenn du sie vielleicht selbst brauchst, sag's nur . . .

In der Brust des Kranken begann es zu glucksen und zu röcheln; er beugte sich vornüber und erstickte fast an einem hohlen Husten tief im Halse.

Ei, wie, selbst brauchen? schrie die Köchin gelend durchs ganze Zimmer. Schon den zweiten Monat kommt er nicht vom Ofen herunter. Sieh doch, wie er sich quält, es thut einem selbst förmlich weh, wenn man's nur mit anhört. Wie sollte der Stiefel brauchen? In neuen Stiefeln werden sie ihn nicht begraben . . . und Zeit wär's längst, Gott verzeih' mir die Sünde. Sieh, wie er sich quält! Wenn man ihn wenigstens in eine andere

Stube brächte oder sonst wohin. Da heißt es, in der Stadt sind Krankenhäuser. Geht denn das — er nimmt die ganze Erde ein, na, und fertig! Nicht rühren kann man sich, und da verlangt man noch Reinlichkeit!

Heda, Serjoga! Mach, daß du auf den Boß kommst, die Herrschaft wartet, rief der Postmeister durch die Thür.

Serjoga wollte schon gehen, ohne die Antwort abzuwarten, aber der Kranke gab ihm während des Hustens mit den Augen zu verstehen, daß er antworten wollte.

Nimm dir die Stiefel, Serjoga, sagte er, nachdem er den Husten unterdrückt und ein wenig geruht hatte; aber höre, einen Stein kaufst du mir, wenn ich sterbe, fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

Dank schön, Onkel, ich nehme sie also, und den Stein, ja bei Gott, den Stein kauf' ich dir.

Nicht wahr, Kinder, ihr habt's gehört? konnte der Kranke noch sagen, dann legte er sich wieder zurück und begann wieder zu husten.

Gewiß haben wir's gehört, sagte einer von den Kutschern. — Geh, Serjoga, auf deinen Boß, da kommt schon wieder der Postmeister gelaufen. Die gnädige Frau von Schirkin ist doch krank.

Serjoga zog schleunigst seine abgerissenen, unverhältnismäßig großen Stiefel ab und schleuberte sie unter die Bank. Die neuen Stiefel von Onkel

Fjodor paßten ihm vortrefflich. Serjoga betrachtete sie von allen Seiten, dann ging er zur Kutsche.

Ei! prächtige Stiefel! Gieb her, ich will sie schmieren, sagte einer der Kutscher, der einen Theerpinsel in der Hand hielt, gerade als Serjoga auf den Boden getreten war und die Zügel ergreifen wollte. — Hat er sie umsonst gegeben?

Bist du etwa neidisch, antwortete Serjoga, indem er sich erhob, um die Schöße seines Rodes über die Beine zu werfen. — Laß nur! nun los, meine Freundchen, schrie er den Pferden zu, fuhr mit der Peitsche durch die Luft, und die Kutsche und die Kalesche mit ihren Insassen, Koffern und Kisten rollten schnell über die feuchte Landstraße dahin und verschwanden in dem grauen Herbstnebel.

Der franke Kutscher war in der dumpfen Stube auf dem Ofen geblieben. Er hustete nicht, drehte sich erschöpft auf die andere Seite und ward stille.

In der Stube gingen bis zum Abend Leute ein und aus und aßen und tranken. Den Kranken hörte man nicht mehr. Bevor es Nacht wurde, kroch die Köchin auf den Ofen und warf ihm einen Schafpelz über die Füße.

Sei nicht böse auf mich, Nastasja, murmelte der Kranke; ich werde dir bald den Winkel räumen.

Gut, gut, thut nichts, brummte Nastasja. Wo thut's dir weh, sag' doch, Onkel.

Hier drin, alles, alles abgezehrt. Gott weiß, was.

Und thut dir die Kehle weh, wenn du hustest? Überall thut es weh. Mein Tod ist gekommen, ach, ach, ach! stöhnte der Kranke.

Deck dir nur die Beine zu; so, siehst du, sagte Nastasja, indem sie den Rock über ihn deckte und vom Ofen herunterstieg.

Während der Nacht beleuchtete ein schwaches Nachtlicht die Stube. Nastasja und an die zehn Kutscher schliefen laut schnarchend auf der Diele und auf den Bänken. Nur der Kranke röchelte schwach, hustete und drehte sich auf dem Ofen von einer Seite auf die andere. Am Morgen ward er ganz still.

Merkwürdig, was ich heute Nacht geträumt habe, sagte die Köchin, als sie am anderen Morgen in der Dämmerung sich aus dem Schlafe reckte. Ich sah, Onkel Chfjodor kriecht vom Ofen herunter und geht hinaus, um Holz zu hauen. Hör', Nastasja, sagt er, ich will dir helfen, und ich sage ihm, was, du willst Holz hauen? Da nimmt er euch die Axt und beginnt zu hauen, so schnell, daß die Späne fliegen. Was, sage ich, du bist ja doch krank gewesen? Nein, sagt er, ich bin gesund. Und wie er ausholt, wird mir ganz angst. Ich schreie auf . . . und bin wach. — Ist er vielleicht gestorben? . . . Onkel Chfjodor! He, Onkel! Fjodor gab keine Antwort.

Ist er gestorben? Muß doch mal sehen, sagte einer der Kutscher, der jetzt erwachte.

Die bleiche, von rötlichen Haaren bedeckte Hand, die vom Ofen herabging, war kalt und bleich.

Das muß man dem Posthalter sagen. Er scheint tot zu sein, sagte der Kutscher.

Verwandte hatte Fjodor nicht, er war von weit her gekommen. Am folgenden Tage begrub man ihn auf dem neuen Kirchhofe hinter dem Wäldchen, und Nastasja erzählte noch viele Tage allen den Traum, den sie gehabt hatte, und daß sie die Erste war, welche Onkel Fjodor gesehen hatte.



Der Frühling war gekommen. Durch die nassen Straßen der Stadt rieselten zwischen den aufgehäuften Schneehügeln hurtige Bächlein dahin; die Farben der Kleider, der Klang der Stimmen der spazierenden Menge war hell, in dem Gärtchen hinter den Zäunen sprangen die Knospen der Bäume auf, und ihre Zweige wurden kaum hörbar von einem frischen Winde geschaukelt. Überall flossen und tropften durchsichtige Tropfen herab . . . Die Spatzen piepsten durcheinander und versuchten, sich auf ihren kleinen Schwingen zu erheben. Auf der Sonnenseite, auf Hecken, Häu-



fern und Bäumen war alles in Bewegung und Glanz. Freude, Jugendfrische wob am Himmel und auf Erden und in den Herzen der Menschen.

In einer der Hauptstraßen vor einem großen Herrenhause war frisches Stroh ausgebreitet; im Hause war dieselbe dem Tode entgegengehende Kranke, die ins Ausland geeilt war.

An der verschlossenen Thür des Zimmers standen der Gatte der Kranken und eine greise Frau. Auf dem Sofa saß ein Priester. Er hatte die Augen gesenkt und hielt mit den Händen einen Gegenstand in sein Schultertuch eingewickelt. In der Ecke lag in einem großen Lehnstuhl eine alte Dame, die Mutter der Kranken, und weinte bitterlich. Neben ihr hielt eine Dienerin ein sauberes Taschentuch in der Hand, um es der Alten zu reichen, wenn sie es verlangte; eine andere trodnete der Alten die Schläfen und blies ihr unter die Haube auf das graue Haupt.

Nun, Gott mit Ihnen, liebe Freundin, sagte der Gatte zu der alten Dame, welche neben ihm an der Thür stand. Sie hat solches Vertrauen zu Ihnen, Sie verstehen es so gut, mit ihr zu sprechen, reden Sie ihr doch zu Herzen, teure Freundin, gehen Sie, bitte. — Er wollte ihr schon die Thür öffnen, aber seine Cousine hielt ihn zurück, legte wiederholt das Tuch an die Augen und schüttelte den Kopf.

Nicht wahr, jetzt, glaube ich, bin ich nicht ver-

weint? sagte sie, öffnete selbst die Thür und ging hinein.

Der Gatte war in starker Erregung und schien ganz verstört. Er ging auf die alte Dame zu, aber schon nach wenigen Schritten kehrte er um, ging durch das Zimmer und trat an den Geistlichen heran. Der Geistliche sah ihn an, zog die Augenbrauen in die Höhe und seufzte. Auch sein dichter, mit grauen Fäden durchzogener Bart hob und senkte sich.

Gott, o Gott! sagte der Gatte.

Was ist zu machen? sagte der Geistliche seufzend, und wieder hoben und senkten sich seine Augenbrauen und sein Bärtchen.

Ach und die Mutter da! sagte der Gatte fast verzweifelt. Sie wird es nicht überleben, sie liebt sie doch so sehr, so sehr, wie sie... ich weiß gar nicht. Wenn Sie, Väterchen, versuchen wollten, sie zu beruhigen, ihr zuzureden, daß sie hinausgehe.

Der Geistliche erhob sich und näherte sich der alten Dame.

Wahrlich, ein Mutterherz kann niemand ergründen, sagte er, aber Gott ist barmherzig.

Das Gesicht der alten Dame geriet plötzlich in starke Zuckungen, und ein hysterisches Schluchzen schüttelte sie.

Gott ist barmherzig, fuhr der Geistliche fort, als sie sich ein wenig beruhigt hatte. Ich will Ihnen sagen: in meinem Kirchspiele war ein



Kranke, viel schlimmer als Maria Dmitrijewna, und was geschah? — Ein einfacher Bürgersmann hat ihn mit Kräutern in kurzer Zeit gesund gemacht, und dieser Bürgersmann ist gerade jetzt in Moskau. Ich habe es Wassilij Dmitrijewitsch gesagt. — Man könnte doch versuchen. Wenigstens wäre es für die Kranke ein Trost. Bei Gott ist alles möglich.

Nein, sie kann nicht mehr leben, sagte die alte Dame. O, hätte mich Gott zu sich genommen statt ihrer. Und das hysterische Schluchzen wurde so stark, daß sie bewußtlos zusammensank.

Der Gatte der Kranken bedeckte das Gesicht mit den Händen und ging eilig aus dem Zimmer.

Der Erste, der ihm im Flur entgegenkam, war sein sechsjähriger Knabe, der dem jüngeren Töchterchen, so schnell er konnte, nachlief.

Wünschen Sie nicht, daß man die Kinder zur Mama bringe? fragte das Mädchen.

Nein, sie will sie nicht sehen, es könnte sie aufregen.

Der Kleine blieb einen Augenblick stehen, sah dem Vater lange ins Gesicht, dann stieß er mit dem Fuße aus und lief mit fröhlichem Geschrei weiter.

Sie ist der Kappe, Papachen, rief der Knabe, auf die Schwester zeigend.

Währenddessen saß die Cousine im andern Zimmer bei der Kranken und suchte durch ein künst-

lich geführtes Gespräch sie auf den Tod vorzubereiten. Am andern Fenster mischte der Arzt einen Trank.

Die Kranke saß in einer weißen Jade, ganz von Kissen umgeben, auf ihrem Bett und sah die Cousine schweigend an.

Ach, meine Liebe, sagte sie, unerwartet einfallend, bereite mich nicht vor! Halte mich nicht für ein Kind. Ich bin eine Christin. Ich weiß alles. Ich weiß, daß ich nicht mehr lange zu leben habe; ich weiß, wenn mein Mann mir früher gefolgt hätte, wäre ich in Italien, und vielleicht — ja gewiß — wäre ich gesund. Das haben ihm alle gesagt, aber was ist da zu machen? Gott hat es offenbar so gefallen. Wir haben alle viele Sünden, ich weiß es; aber ich hoffte auf Gottes Barmherzigkeit, er vergiebt allen, ja er vergiebt allen. Ich habe mein Innerstes durchforscht. Auch ich habe viele Sünden, meine Liebe. Aber wie viel hab' ich dafür gelitten! Ich habe mir Mühe gegeben, meine Leiden mit Geduld zu tragen . . .

Soll ich den Priester holen lassen, meine Liebe? Es wird Ihnen leichter sein, wenn Sie das Abendmahl genommen haben, sagte die Cousine.

Die Kranke neigte den Kopf zum Zeichen der Zustimmung.

Gott verzeihe mir Sündigen, flüsterte sie.

Die Cousine ging hinaus und winkte dem Geistlichen.

Sie ist ein Engel, sagte sie zu dem Gatten mit Thränen in den Augen. Der Gatte begann zu weinen. Der Priester ging in das Zimmer, die alte Dame lag noch immer bewußtlos da, und in dem ersten Zimmer wurde es vollkommen still. Fünf Minuten später trat der Priester zur Thür heraus, nahm sein Schultertuch ab und strich sich das Haar zurecht.

Gott sei Dank, jetzt ist sie ruhiger, sagte er, sie wünscht Sie zu sehen.

Die Cousine und der Gatte gingen hinein. Die Kranke weinte still und hielt die Augen auf das Heiligenbild gerichtet.

Ich wünsche dir Glück, meine Liebe, sagte der Gatte.

Ich danke . . . Wie wohl ist mir jetzt, welche unbegreifliche Seligkeit fühle ich, sagte die Kranke und ein leichtes Lächeln spielte um ihre feinen Lippen. — Wie Gott barmherzig ist, nicht wahr? — Er ist barmherzig und allmächtig! Und wieder richtete sie ihre thränenvollen Augen mit inbrünstigem Gebet auf das Bild.

Dann schien ihr ein Gedanke zu kommen. Sie winkte ihren Gatten herbei.

Du willst nie thun, um was ich dich bitte, sagte sie mit schmerzlicher, mürrischer Stimme.

Der Gatte streckte ihr den Kopf entgegen und hörte ihr demütig zu.

Was, meine Liebe?

Wie oft habe ich dir gesagt, diese Ärzte verstehen gar nichts. Es giebt einfache Frauen aus dem Volke, die verstehen . . . Der Geistliche hat mir gesagt . . . ein Bürgersmann . . . laß ihn doch holen!

Wen, meine Liebe?

O Gott, er will nicht verstehen! . . . Die Kranke runzelte die Stirn und schloß die Augen.

Der Arzt trat an sie heran und erfaßte ihre Hand. Der Puls wurde merklich schwächer und schwächer. Er winkte dem Gatten, die Kranke bemerkte diese Bewegung und sah sich erschrocken um. Die Cousine wandte sich ab und weinte.

Weine nicht, quäle mich und dich nicht, sagte die Kranke, das nimmt mir die letzte Ruhe.

Du bist ein Engel, sagte die Cousine und küßte ihr die Hand.

Nein, küsse mich hier, nur Toten küßt man die Hand. O mein Gott, o mein Gott!

An demselben Abend war die Kranke eine Leiche, und der Leichnam lag im Sarge in dem Saale des großen Hauses. In dem großen Zimmer saß hinter verschlossener Thür ein Küster und las nieselnd in einförmigen Tönen die Psalmen Davids. Das grelle Licht einer Wachsterze fiel von dem hohen, silbernen Leuchter auf die blasse Stirn der Entschlafenen, auf die schweren, wachsfarbigten Hände, und die starren Falten des Leichentuches, das auf den Knien und Zehen un-

heimlich emporstarrte. Der Küster las, ohne ein Wort zu verstehen, eintönig, und seine Worte schallten seltsam durch das stille Zimmer und erstarben. Von Zeit zu Zeit klangen aus dem entfernten Zimmer Kinderlaute und Kinderschritte herüber. „Verbirgest du dein Angesicht, so erschrecken sie; — so lautete der Psalm — du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und verneuerst die Gestalt der Erde. Die Ehre des Herrn ist ewig.“

Das Antlitz der Verstorbenen war ernst und majestätisch. Keine Regung auf der klaren, kalten Stirn, auf den fest verschlossenen Lippen. Sie war ganz Aufmerksamkeit. Aber verstand sie wenigstens jetzt diese erhabenen Worte?



Einen Monat später erhob sich über dem Grabhügel der Entschlafenen eine steinerne Kapelle. Auf dem Grabe des Kutschers war noch immer kein Stein, und nur das hellgrüne Gras sproß aus dem Hügel, das einzige Abzeichen eines vergangenen Menschendaseins.

Du begehst eine Sünde, Serjoga, sagte eines Tags die Köchin im Stationshaus, wenn du dem Chfjodor keinen Stein kaufst. Erst hast du gesagt, es ist Winter. Warum aber hältst du jetzt nicht

dein Wort? Ich war dabei, wie du es versprochen hast. Er ist schon einmal zu dir gekommen, dich zu bitten. Kaufst du den Stein nicht, so kommt er noch einmal und würgt dich.

Was denn, weigere ich mich denn? antwortete Serjoga. Ich kaufe einen Stein, wie ich versprochen habe, ich kaufe einen, für ein und einen halben Rubel kaufe ich einen, ich habe es nicht vergessen, aber ich muß ihn doch herbringen. Wenn es eine Gelegenheit in die Stadt giebt, dann kaufe ich ihn.

Wenn du ihm wenigstens ein Kreuz setzen würdest. Das wäre noch, bemerkte ein alter Kutscher. Aber das ist schlecht von dir. Seine Stiefel trägst du!

Wo aber soll ich ein Kreuz hernehmen? Aus einem Holzschicht kann ich doch keins schneiden!

Was du sagst, aus einem Holzschicht kannst du keins schneiden? Nimm die Axt, gehe am frühen Morgen in den Wald, da kannst du eins schneiden. Haut eine kleine Esche um, gleich hast du dein Kreuz. Sonst mußt du dem Waldhüter noch ein Schnäpschen geben... Für jede Lumperei kann man doch nicht Schnaps geben. Vor ein paar Tagen habe ich eine Wage zerbrochen, ich habe eine neue, sehr gute gezimmert. Kein Mensch hat ein Wörtchen gesagt.

Am frühen Morgen vor Tagesgrauen nahm Serjoga die Axt und ging in den Wald.



Über der ganzen Natur lag der kalte, matte Schleier des noch immer fallenden, noch nicht von der Sonne beleuchteten Tauens. Der Osten wurde allmählich hell und spiegelte sein schwaches Licht an dem von leichten Wolken umzogenen Himmelsgewölbe. Kein Gräslein am Boden, kein Blatt in den Wipfeln der Bäume regte sich. Nur selten unterbrach Flügelschlag im dichten Laubwerk oder Rascheln am Boden die Stille des Waldes. Plötzlich erklang ein sonderbarer, der Natur fremder Laut und erstarb am Saume des Waldes. Aber wieder wurde der Laut vernehmbar und erklang wiederholt gleichmäßig unten am Stamme eines der unbeweglichen Bäume. Ein Wipfel erbebt mächtig, seine saftigen Blätter flüsterten etwas, eine Grasmücke, die auf einem der Zweige saß, flog pfeifend zweimal auf, schüttelte ihren Schweiß und setzte sich auf einen andern Baum.

Dumpfer und dumpfer tönte die Art, saftige, weiße Späne flogen auf das taufrische Gras, und ein leichtes Krachen wurde durch die Schläge vernehmbar. Der Baum erzitterte am ganzen Körper, neigte sich vor, richtete sich schnell auf und schwankte erschrocken im Wurzelwerk hin und her. Einen Augenblick verstummte alles, aber wieder neigte sich der Baum, ein Krachen in seinem Stamme ließ sich vernehmen, und, die Äste brechend und Zweige zerstörend, stürzte er mit dem Wipfel auf den feuchten Boden. Der Klang der Art und

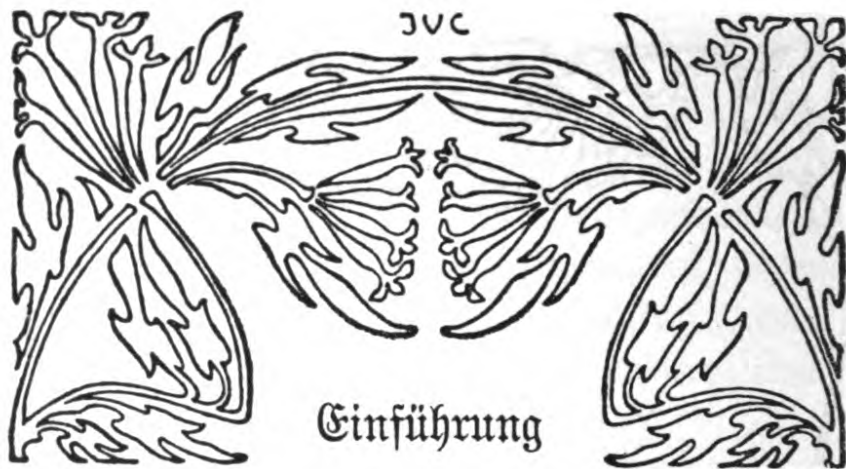
die Schritte waren verstummt, die Grasmücke pfiß und flatterte in die Höhe. Der Zweig, den sie mit ihren Flügeln berührt hatte, schaukelte eine Weile, dann erstarb er wie die andern mit all seinen Blättern. Die Bäume trugen mit stolzerer Freude in dem neugewonnenen Raume ihre unbeweglichen Zweige.

Die ersten Strahlen der Sonne durchbrachen die lichter werdende Wolke und hüllten Erde und Himmel in Glanz. Ein Nebel ergoß sich wellenartig über die Thalgründe. Der Tau spielte glitzernd im Grün, die durchsichtigen weißen Wölkchen zogen eiligen Laufes am blauen Firmament dahin. Die Vögel regten sich im Dickicht und zwitscherten mutwillig von Glück; die saftigen Blätter in den Baumkronen flüsterten freudig und friedlich, und die Zweige der lebendigen Bäume rauschten langsam, majestätisch über dem toten, verschwundenen Baume.





Der Schneesturm



Der Schneesturm ist die Beschreibung einer gefährvollen Reise in einer furchtbaren Winternacht. Die Schilderung der elementaren Gewalt der Natur scheint ganz Selbstzweck zu sein, wenn man nicht etwa die Vorführung der verschiedenen Rutschertypen, die bekanntlich in dem unermesslich weiten Rußland eine besondere Menschenklasse repräsentieren, als die dichterische Aufgabe der kurzen Erzählung ansehen will. Jedenfalls belebt die Unterhaltung mit den Menschen aus dem Volke die bloße Naturschilderung in einer Weise, die die Wirkung des Ganzen hebt. Auch die Einführung der Jugenderinnerungen, die ein Traum in der Frostnacht dem Reisenden wieder aufleben läßt, bringt in die Schilderung eine nothwendige Abwechslung.

Die bloße Beschreibung einer nächtlichen Fahrt mit so anziehendem Inhalt zu erfüllen, wie es Tolstoj hier gelungen, ist das Zeugniß einer unvergleichlichen Beobachtungsgabe und realistischen Darstellungsfähigkeit.

H. L.





I

Es war in der siebenten Abendstunde, ich hatte ein Glas Thee getrunken und war von der Poststation abgereist; ihr Name ist mir nicht mehr erinnerlich, ich weiß nur, sie lag irgendwo im Lande der Don-Rosaken in der Nähe von Nowo-Tscherkast. Jenseits des Stationshäuschens schien es warm und windstill zu sein. Obgleich vom Himmel kein Schnee herabfiel, schimmerte doch über unseren Häuptern kein einziges Sternlein, und der Himmel erschien ungewöhnlich niedrig und schwarz im Vergleich mit der reinen Schneefläche, die sich vor unseren Augen ausbreitete.

Wir hatten kaum die dunklen Gestalten der Windmühlen hinter uns, von denen die eine unbeholfen ihre Riesenflügel bewegte, und waren über das Rosakendorf hinausgelangt, als ich bemerkte, daß der Weg beschwerlicher und schneereicher wurde; der Wind begann mir heftig in die linke Seite zu blasen, die Schweife und Mähnen der Pferde auf die Seite zu treiben und hartnädig

den Schnee in die Höhe zu peitschen, der von den Schlittenkufen und den Pferdehufen aufgetrieben wurde. Das Glöckchen schien zu ersterben, ein kalter Luftstrom drang mir durch irgend eine offene Stelle in meinem Ärmel in den Rücken, und ich erinnerte mich des Rates, den mir der Stationsvorsteher gegeben hatte, lieber nicht zu fahren, um nicht die ganze Nacht umherzuirren und unterwegs einzufrieren.

Werden wir uns nicht verirren? sagte ich zu dem Fuhrmann. Da ich aber keine Antwort bekam, stellte ich meine Frage deutlicher: Was denkst du, erreichen wir die Station, Fuhrmann, werden wir uns nicht verirren?

Gott weiß, antwortete er mir, ohne den Kopf umzuwenden. Schau, ein schlimmes Wetter steigt auf. Man sieht nichts vom Wege. Du lieber Gott!

Sprich doch vernünftiger, hoffst du mich nach der Station zu bringen oder nicht? fuhr ich fort zu fragen, werden wir hinkommen?

Wir müssen wohl hinkommen, sagte der Fuhrmann, und sprach noch etwas vor sich hin, was ich bei dem Winde nicht mehr verstehen konnte.

Zum Umkehren hatte ich keine Lust; die ganze Nacht aber in Frost und Schneesturm in einer völlig öden Steppe, wie es dieser Teil des Don-Kosakenlandes ist, umherzuirren, schien wenig ver-

lodend. Überdies gefiel mir mein Fuhrmann, obgleich ich ihn in der Dunkelheit nicht genau sehen konnte, ich weiß nicht warum, durchaus nicht und flößte mir kein Vertrauen ein. Er saß genau in der Mitte, die Beine gerade vor sich, nicht seitwärts gestreckt, war von riesigem Wuchs, hatte eine träge Stimme und eine große Mütze, die bald hierhin, bald dorthin schaukelte, keine Fuhrmannsmütze; dann trieb er auch die Pferde nicht so an, wie sich's gehört, er hielt die Zügel in beiden Händen wie ein Lakai, der als Kutscher auf dem Bod sitzt, und vor allem mißtraute ich ihm deshalb, weil er ein Tuch um die Ohren gebunden hatte. Mit einem Worte, dieser ernste, gekrümmte Rücken, der vor mir in die Luft ragte, gefiel mir nicht und schien mir nichts Gutes zu versprechen.

Nach meiner Meinung wäre es besser, umzukehren, sagte Mjoschka zu mir, wär's denn ein Vergnügen, sich hier zu verirren?

Ach, du lieber Gott! Was für ein Sturm herankommt: vom Wege ist nichts zu sehen, es verklebt einem die Augen . . . Du lieber Gott! brummte der Fuhrmann.

Wir waren noch nicht eine Viertelstunde gefahren, als der Fuhrmann die Pferde halten ließ, die Zügel Mjoschka übergab, ungeschickt die Beine vom Sitze streckte und mit seinen großen Stiefeln knirschend über den Schnee ging, um den Weg zu suchen.

Ei, wohin? Den Weg verloren oder was sonst? fragte ich; aber der Fuhrmann antwortete mir nicht und hielt sein Gesicht nach der Seite, wo ihn der Wind nicht traf, der ihm die Augen peitschte, und entfernte sich von dem Schlitten.

Nun? Was giebt's, gefunden? wiederholte ich, als er zurückkam.

Nichts zu sehen, sagte er plötzlich in mürrischem und ärgerlichem Tone, als wäre ich schuld daran, daß er den Weg verloren hatte. Dann steckte er träge seine großen Füße wieder unter das Schutzleder und begann mit seinen gefrorenen Fausthandschuhen die Zügel zu suchen.

Was beginnen wir nun? fragte ich, als wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten.

Was beginnen? Wir fahren, wo Gott uns hinführt.

Und so fuhren wir in demselben kurzen Trabe weiter aufs Geratewohl, bald durch Scheffelhoch aufgeschütteten Schnee, bald über die spröde, nackte Eiskruste.

Obgleich es kalt war, taute der Schnee auf den Kragen sehr schnell auf; das Treiben von unten wurde immer stärker, und von oben begann ein feiner, trodener Schnee zu fallen.

Es war klar: wir fuhren Gott weiß wohin, denn als wir noch eine Viertelstunde weiter waren, sahen wir nicht mehr einen einzigen Meilenweiser.

Sag', wie denkst du, fragte ich wieder den Fuhrmann, erreichen wir die Station?

Welche? . . . Zurück kommen wir, wenn wir die Pferde gehen lassen; sie werden uns schon hinbringen, aber nach der anderen Seite kaum, wir können uns höchstens zu Grunde richten.

Nun, dann fahr' zurück, sagte ich, und in der That . . .

Also umkehren? wiederholte der Fuhrmann.

Ja, ja, fehr' um!

Der Fuhrmann ließ die Zügel locher. Die Pferde rannten schneller, und obgleich ich nicht bemerkt hatte, daß wir umgekehrt waren, hatte der Wind umgeschlagen und bald wurden durch den Schnee hindurch die Mühlen sichtbar.

Der Fuhrmann wurde wieder munter und begann zu plaudern.

Neulich waren im Schneetreiben die Retourpferde von der anderen Station gefahren, da haben die Leute gar in Heuschobern übernachtet, erst am Morgen sind sie angekommen. Ihr Glück, daß sie noch an die Heuschober gekommen sind, sonst wären sie alle rein erfroren — es war eine Kälte. Einer hat sich auch die Beine erfroren, und drei Wochen darauf ist er gestorben.

Aber jetzt ist's ja nicht kalt und es ist windstill geworden, sagte ich. Könnte man da nicht fahren?

Ja, warm ist es schon, aber der Schnee treibt. Jetzt zurück, da fährt sich's leicht, aber der Schnee treibt mächtig. Fahren könnte man schon, wenn man Kurierpferde hätte, aber so, wie's beliebt; 's ist doch kein Spaß, den Fahrgast erfrieren zu lassen? Wie kann ich dann für Euer Gnaden die Verantwortung übernehmen?



In diesem Augenblick hörten wir hinter uns das Schellengeläut einiger Trojken, die uns rasch näher kamen.

Es sind Kurierschellen, sagte mein Fuhrmann, nur ein solches Glodenspiel ist auf der ganzen Station.

Und in der That war das Schellengeläute des Vorder Schlittens, dessen Töne der Wind uns schon deutlich zutrug, außerordentlich schön: klar, voll, tief und ein wenig flirrend. Wie ich später erfuhr, war es ein Jagdgeschirr: drei Gloden — eine große in der Mitte mit einer sogenannten Himbeerglobe und zwei kleine, die die Terz angaben. Der Klang dieser Terz und der flirrenden Quinte, die die Luft erfüllte, war außerordentlich überraschend und seltsam anheimelnd in dieser wüsten, öden Steppe.

Die Post kommt, sagte mein Fuhrmann, als die erste der drei Trojken uns eingeholt hatte.

Wie ist der Weg, kommt man durch? schrie er dem letzten der Fuhrleute zu; aber der rief nur seine Pferde an und antwortete ihm nicht.

Der Klang der Glocken verhallte schnell im Winde, als die Post an uns vorübergefahren war.

Mein Fuhrmann schien sich ein wenig zu schämen.

Fahren wir also, Herr! sagte er zu mir. Die Leute sind durchgekommen, jetzt ist ihre Spur noch frisch.

Ich stimmte zu, und wir wandten uns wieder gegen den Wind und schleppten uns weiter durch den tiefen Schnee. Ich betrachtete von der Seite den Weg, um die Spur nicht zu verlieren, die die Schlitten zurückgelassen hatten. Zwei Werst etwa war die Spur deutlich zu sehen; dann war nur eine kleine Unebenheit unter den Rufen zu bemerken, und bald konnte ich gar nicht mehr erkennen, ob es die Spur war oder eine aufgetriebene Schneefurche. Die Augen wurden stumpf bei der Betrachtung der einförmigen Schneefläche unter den Rufen, und ich begann geradeaus zu blicken. Den dritten Meilenweiser sahen wir noch, den vierten aber konnten wir durchaus nicht finden: wie vorher, fuhren wir bald gegen den Wind, bald mit dem Wind, nach rechts und nach links, und endlich kam es so weit, daß der Fuhrmann meinte, wir seien rechts vom Wege abgekommen, und ich,

links, Aljoscha aber behauptete, wir führen überhaupt zurück. Wieder machten wir einige Male Halt; der Kutscher streckte seine großen Beine und kroch herunter, den Weg zu suchen; aber alles vergeblich. Ich ging auch einmal um zu sehen, ob das wirklich der Weg war, was mir vor den Augen flimmerte; aber kaum hatte ich mit Mühe und Not sechs Schritte gegen den Wind gemacht und mich überzeugt, daß überall nur die gleichmäßige, eintönige Schneefläche lag und daß ich den Weg nur in meiner Einbildung gesehen hatte, als ich auch den Schlitten schon aus den Augen verlor. Ich rief: „Fuhrmann! Aljoscha!“ Aber meine Stimme — ich fühlte, wie der Wind sie unmittelbar von meinem Munde aufnahm und in einem Augenblick weit, weit von mir forttrug. Ich ging in der Richtung, wo der Schlitten gewesen war; der Schlitten war nicht da; ich ging nach rechts — er war nicht da. Ich erinnere mich nicht ohne Scham, mit welcher lauten, durchdringenden, sogar ein wenig verzweifelten Stimme ich noch einmal schrie: „Fuhrmann!“ — während er zwei Schritte von mir entfernt war. Seine dunkle Gestalt mit der Peitsche und der riesigen auf die Seite geschobenen Mütze wuchs plötzlich vor mir aus dem Boden. Er führte mich zu dem Schlitten.

Ein Glück noch, daß es warm ist, sagte er, kommt Frost, dann ist's schlimm! . . . Ach, du lieber Gott!

Daß die Pferde gehen, mögen sie uns zurückbringen, sagte ich, nachdem ich wieder im Schlittenplatz genommen hatte. — Werden sie uns hinbringen, Fuhrmann, he?

Ich denke doch.

Er ließ die Zügel locher, fuhr mit der Peitsche dem Gabelpferd über den Sattel, und wir fuhren wieder Gott weiß wohin. Wir fuhren etwa eine halbe Stunde. Plötzlich hörten wir vor uns wieder das mir bekannte Glodenspiel des Jagdgeschirrs und noch zwei andere; jetzt aber kamen sie uns entgegen. Es waren dieselben drei Trojken; sie hatten bereits die Post abgeliefert und fuhren mit den Retourpferden, die hinten angebunden waren, nach der Station zurück. Der Kurierschlitten mit den drei kräftigen Pferden und dem Jagdgeschirr fuhr rasch voraus. Darinnen saß ein Fuhrmann auf dem Kutschersitz und rief munter die Pferde an. Hinten, in der Mitte des leeren Schlittens saßen je zwei Fuhrleute, und man hörte ihr lautes, heiteres Gespräch. Einer von ihnen rauchte eine Pfeife, und ein Funken, den der Wind anfachte, beleuchtete einen Teil seines Gesichts.

Wenn ich sie ansah, schämte ich mich, daß ich mich zu fahren fürchtete, und auch mein Fuhrmann schien dieses Gefühl zu empfinden, denn wir sagten beide wie aus einem Munde: „Fahren wir ihnen nach!“



Noch war die letzte Trojka nicht vorübergefahren, als mein Fuhrmann ungeschickt umwandte und mit der Deichsel in die angebundenen Pferde hineinfuhr. Eins der drei Gespanne wurde scheu, riß sich los und rannte nach der Seite.

Sieh einer, der schieläugige Teufel sieht nicht, wo er hinfährt — mitten in die Menschen hinein! Ei, der Teufel! begann einer von den Fuhrleuten mit heiserer zitternder Stimme zu schimpfen, ein altes Männchen von mittlerem Wuchs, soviel ich nach der Stimme und der Gestalt schließen konnte, das in der hintersten Trojka saß; dann sprang er schnell aus dem Schlitten, rannte den Pferden nach und hörte nicht auf, meinen Fuhrmann derb und grob zu schimpfen.

Aber die Pferde ließen sich nicht fangen. Der Fuhrmann rannte ihnen nach, und in einem Augenblick waren Pferde und Fuhrmann in dem weißen Nebel des Schneesturms verschwunden.

Wassilij! bring' den Falben her, so kriegt man sie nicht — hörte man noch seine Stimme.

Einer von den Fuhrleuten, ein Mann von sehr hohem Wuchs, stieg aus dem Schlitten, schirrte schweigend sein Dreigespann los, stieg über die Geschirriemen auf eines der Pferde und sprengte

über den knirschenden Schnee in kurzem Galopp nach der gleichen Richtung und verschwand.

Wir fuhren mit den beiden anderen Trojken querfeldein hinter dem Kurierschlitten her, der mit lautem Schellengeläut in scharfem Trabe vorseilte.

Wo wird er sie kriegen! sagte mein Fuhrmann von dem, der hingerannt war, um die Pferde einzufangen. Wenn es nicht zu den Pferden gegangen ist, dann muß es ein mutwilliges Pferd sein, das von selbst nicht zurückkommt.

Von dem Augenblick an, wo mein Fuhrmann hinterher fuhr, schien er heiterer und gesprächiger geworden zu sein; da ich noch keine Lust hatte zum Schlafen, versäumte ich selbstverständlich nicht, seine Stimmung zu nützen. Ich fragte ihn aus, woher und was er sei, und erfuhr bald, daß er mein Landsmann war, aus dem Gouvernement Tula, ein herrschaftlicher Bauer aus dem Dorfe Kirpitschnoje; daß das Ackerland zu klein geworden sei und seit der Cholera gar kein Getreide mehr gäbe; daß sie zwei Brüder zu Hause seien, daß der dritte unter die Soldaten gegangen; daß die Ernte nicht bis zu Weihnachten vorhalte, und daß sie von der Arbeit leben müssen; der jüngere Bruder führe die Wirtschaft im Hause, weil er ein Weib habe, er selbst sei Witwer; daß aus ihrem Dorfe sich jedes Jahr eine Artel Fuhrleute hierher verdinge; daß er zur Post gegangen

sei, obwohl er kein Fuhrmann war, um den Bruder zu unterstützen, und daß es ihm Gott sei Dank recht gut gehe mit seinen 120 Rubeln jährlich, von denen er 100 nach Hause schicke, und daß es sich so recht gut leben lasse, „nur sind die Rouliere schrecklich wüste Kerle und die Leute überhaupt hier mit dem Maul vorne weg“.

Warum hat zum Beispiel der Fuhrmann da so gemault? Du lieber Gott! habe ich ihm mit Absicht die Pferde losgerissen, thue ich denn einem Menschen was Böses? Und wozu ist er hinter ihnen hergerannt? Die wären von selbst zurückgekommen. So heßt er nur die Pferde ab und bleibt selbst stehen, sagte das gottesfürchtige Bäuerlein.

Was taucht denn dort so Dunkles auf? fragte ich, als ich einige schwarze Gegenstände vor uns erblickte.

Das ist ein Gepäczug. So eine Fahrt lob' ich mir! fuhr er fort, als wir in gleichen Schritt gekommen waren mit den ungeheuren, mit Strohmatten bedeckten Wagen, die einer hinter dem anderen herfuhren. Sieh mal, nicht ein Mensch ist zu sehen, alles schläft. Das Pferd ist so klug, es weiß selbst den Weg: das läßt sich nicht vom Wege abbringen . . . Ich bin auch mit Fahren gefahren, fügte er hinzu, ich kenne das.

Es war in der That sonderbar zu sehen, wie diese ungeheuren Wagen, die von der Strohmatten

oben bis herab zu den Rädern mit Schnee bedeckt waren, sich ganz von selbst fortzubewegen schienen. Nur in einem Winkel vorn hoben sich zwei Finger hoch die schneebedeckten Matten, und einen Augenblick darauf lugte hier eine Mütze hervor, als im Vorbeifahren unsre Glöckchen erklangen. Das große, scheußige Pferd ging mit vorgestrecktem Hals und angezogenem Rücken in gleichförmigem Tritt über den gänzlich verwehten Weg, schaukelte einförmig seinen zottigen Kopf unter dem beschneiten Krummholz und spitzte, als wir mit ihm in eine Linie kamen, das eine schneebedeckte Ohr.

Als wir wieder eine halbe Stunde gefahren waren, wandte sich der Fuhrmann zu mir um.

Wie meinen Sie, Herr, ob wir richtig fahren?

Ich weiß nicht, antwortete ich. Erst kam der Wind von da her, und jetzt fahren wir ganz mit dem Wetter. Nein, wir fahren nicht richtig. Wir haben uns verirrt, schloß er vollkommen ruhig.

Obgleich er sehr ängstlich war, schien ihm jetzt — man sah es deutlich — in Gesellschaft „auch der Tod nicht schrecklich“; von dem Augenblicke an, wo wir viele waren, und er nicht die Führung und die Verantwortung trug, war er ganz ruhig geworden. Außerst kaltblütig machte er Bemerkungen über die Fehler des Fuhrmanns, der vorn fuhr, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an. Ich bemerkte in der That, daß der Vorder Schlitten bald zu meiner Linken, bald zu meiner Rechten

fuhr. Es schien mir sogar, als ob wir auf einem ganz kleinen Raume immer im Kreise herumführen. Übrigens konnte das auch eine Sinnestäuschung sein, wie es mir bisweilen auch vorkam, als ob der Vorder Schlitten einen Berg hinaufführe oder einen Abhang hinunter oder bergab, während die Steppe doch überall eben war.

Nachdem wir noch einige Zeit gefahren waren, glaubte ich fern am Horizonte einen schwarzen, langen, beweglichen Streifen zu sehen; aber sofort wurde mir klar, daß dies eben der Wagenzug war, den wir überholt hatten. Ganz wie vorhin waren die knarrenden Räder von Schnee bedeckt, so daß einige von ihnen sich gar nicht bewegten; ganz so schliefen die Leute unter den Matten, und ganz so blähte der Scheden, der vor uns ging, die Rüstern, beschnüffelte den Weg und spitzte die Ohren.

Siehst, wir fahren immer herum, und sind wieder bei denselben Packwagen angekommen! sagte mein Fuhrmann in verdrießlichem Ton. Die Kurierpferde sind gut, die heßt er auch, wie nicht gescheit; unsere aber werden nicht von der Stelle gehen, wenn wir die ganze Nacht so fahren wollen.

Er hustete.

Rehren wir um, Herr, es kann schlimm werden.

Weshalb? Irgend wohin müssen wir doch kommen.

Ei, wohin denn! Wir werden schon in der Steppe übernachten müssen. Dies Schneetreiben, du lieber Gott!

Obgleich es mich stutzig machte, daß der Fuhrmann, der vorn war, offenbar den Weg und die Richtung verloren hatte, den Weg nicht wieder auffand und doch munter schrie und in scharfem Trabe weiterfuhr, wollte ich mich doch nicht mehr von ihnen trennen.

Vorwärts, hinter ihnen her! sagte ich.

Der Fuhrmann fuhr zu, aber er trieb noch mißmutiger die Pferde an als vorher, und sprach nicht mehr mit mir.



Der Schneesturm wurde immer heftiger und heftiger, und auch von oben kam ein trockener, feiner Schnee herab; ich fühlte, daß es zu frieren begann: Nase und Wangen wurden mir immer starrer, immer häufiger strömte ein kalter Luftzug unter meinen Pelz, und ich mußte mich fest einwickeln. Bisweilen klirrte der Schlitten auf der blanken Eiskruste des Steppenbodens, von dem der Schnee fortgeweht war. Da ich schon über fünfhundert Werst ohne Nachtruhe gefahren war, schloß ich, obwohl ich auf den Ausgang unserer Irrfahrten sehr gespannt war, unwillkürlich die

Augen und schlummerte ein. Als ich einmal die Augen öffnete, traf mich, wie ich im ersten Augenblicke glaubte, ein klares Licht, das die weiße Ebene erhellte. Der Horizont war bedeutend weiter geworden, der schwarze niedrige Himmel war plötzlich geschwunden, von allen Seiten sah man die weißen Schlangenlinien des fallenden Schnees, die Umrisse der vorderen Schlitten waren deutlich sichtbar, und als ich in die Höhe schaute, glaubte ich im ersten Augenblick, die Sturmwolke hätte sich verzogen und nur der fallende Schnee verhülle den Himmel. Während ich geschlummert hatte, war der Mond emporgestiegen und warf durch die undichten Wetterwolken und den fallenden Schnee sein kühles und helles Licht. Nur eines sah ich deutlich, das war mein Schlitten, die Pferde, den Fuhrmann und die drei Trojken, die vorausfuhren: vorn der Kurierschlitten, in dem immer noch, wie vorhin, nur der Fuhrmann auf seinem Kutshersitze saß und seine Pferde zu scharfem Trabe antrieb, der zweite, in dem zwei Leute saßen, die die Zügel locker gelassen, sich aus ihrem Armjaß einen „Windschirm“ gemacht hatten, und unaufhörlich ihr Pfeifchen rauchten, wie man an den Funken erkennen konnte, die herüberschimmerten, und der dritte, in dem man nichts sah — vermutlich schlief der Fuhrmann mitten im Gefährt. Der Fuhrmann vorn hielt indessen, als ich erwacht war, von Zeit zu Zeit seine Pferde an und suchte

den Weg. Sobald wir hielten, konnten wir das Heulen des Windes deutlicher hören und überraschend klar die ungeheuren Schneemassen sehen, die durch die Luft fegten. Ich konnte sehen, wie im Mondlicht, das von dem Schneesturm verdunkelt war, die kleine Gestalt des Fuhrmanns mit der Knute in der Hand, mit der er den Schnee vor sich her aufstößerte, sich bald rückwärts, bald vorwärts in dem leuchtenden Nebel bewegte, dann wieder zu dem Schlitten zurückkam und von der Seite her auf den Kutschersitz sprang; und wieder konnte man durch das eintönige Pfeifen des Windes das liebliche helle Klirren und Klingen der Schellen hören. Als der vorderste Kutscher aufstieg, um die Anzeichen des Weges oder Heuschober zu suchen, erklang jedesmal vom zweiten Schlitten her die muntere, feste Stimme des einen der Kutscher, der dem vorderen zurief:

Hör', Ignascha, wir sind nach links gekommen! Mußt mehr nach rechts mit dem Winde! — oder: Was fährst du im Kreise herum, wie nicht gescheit? fahr' nur über den Schnee, wie der Schnee liegt — dann bist du richtig, — oder: rechts, rechts, Bruder! Sieh, dort schimmert was, gewiß ein Meilenweiser, — oder: Was fährst du vom Weg ab, was fährst vom Weg ab? Spanne doch nur den Scheden aus und laß ihn voranlaufen, er wird dich schon auf den Weg bringen. Das ist viel gescheiter!

Aber der, der den Rat gab, spannte selbst nicht nur nicht das Seitenpferd aus und ging auch nicht durch den Schnee, den Weg zu suchen, sondern steckte nicht einmal die Nase hinter seinem Armjaß hervor; und als Ignaschka, der vorn fuhr, auf einen seiner Ratschläge ihm zurief, er solle selbst vorn fahren, wenn er wüßte, wohin er zu fahren habe, antwortete der Ratgeber, wenn er Kurierpferde hätte, dann würde er schon fahren und uns auf den Weg bringen. „Unsere Pferde aber gehen nicht vorwärts im Schneesturm! rief er, das sind nicht solche Pferde!“

Dann fassete nicht, antwortete Ignaschka und pfiß munter seinen Pferden zu.

Der zweite Fuhrmann, der mit dem Ratgeber in demselben Schlitten fuhr, sagte Ignaschka kein Wort und mischte sich überhaupt nicht in die Sache, obgleich er noch nicht schlief, was ich daraus schloß, daß sein Pfeischn noch glühte, und daß ich, so oft wir stehen blieben, sein ruhiges ununterbrochenes Geplauder hörte. Er erzählte ein Märchen. Einmal nur, als Ignaschka zum sechsten oder zum siebenten Male hielt, war er offenbar ärgerlich darüber, daß die angenehme Fahrt unterbrochen wurde und rief ihm zu:

Na, was giebt's schon wieder? . . . Sieh einer, den Weg will er finden! Im Schneesturm! Ein Feldmesser selbst findet hier den Weg nicht; fahr' du lieber, so lange die Pferde anziehen. Zu Tode

frieren werden wir uns schon nicht . . . Vorwärts, los!

Ich! Ist nicht im vorigen Jahre ein Postillon erfroren? ließ sich mein Fuhrmann vernehmen.

Der Fuhrmann des dritten Schlittens war die ganze Zeit über nicht erwacht. Nur einmal, während wir hielten, schrie ihm der Ratgeber zu:

Philipp, he . . . Philipp! Und als er keine Antwort bekam, bemerkte er: Ist er vielleicht schon erfroren? . . . Sieh doch mal nach, Ignaschka!

Ignaschka, der zu allem bereit war, trat an den Schlitten heran und begann den Schlafenden zu schütteln.

Sieh einer, von einem Viertel ist er schon ganz hin! Bist du erfroren, so sag's doch! redete er ihm zu und schaukelte ihn hin und her.

Der Schläfer brummte vor sich hin und begann zu schimpfen.

Er ist lebendig, Brüder! sagte Ignaschka und lief wieder nach vorn; und wir fuhren weiter und sogar so schnell, daß das kleine braune Weipferd an meinem Schlitten unaufhörlich mit dem Schwanz an den Wagen stieß und von Zeit zu Zeit in einem ungeschickten Galopp nachspringen mußte.



Ich glaube, es war schon gegen Mitternacht, als der Alte und Wassilij, die den ausgebrochenen

Pferden nachgeseht hatten, zu uns zurückkamen. Sie hatten die Pferde eingefangen und uns eingeholt; aber wie sie das in dem dunklen, lichtlosen Schneegestöber mitten in der fahlen Steppe fertig gebracht hatten, bleibt mir ewig unbegreiflich. Der Alte ritt im Trab auf dem Gabelpferde und fuchtelte mit Armen und Beinen. (Die anderen beiden Pferde waren an das Kummet gebunden: im Schneesturm darf man die Pferde nicht loder lassen.) Als er uns erreicht hatte, begann er wieder meinen Fuhrmann auszuschelten.

Siehst, schieläugiger Teufel, wirklich . . .

J, Onkel Mitritsch, rief ihm der Erzähler aus dem zweiten Schlitten zu, lebst noch? . . . Kriech' bei uns unter.

Der Alte aber antwortete ihm nicht und fuhr fort zu schimpfen. Als er glaubte, es wäre nun genug, kam er an den zweiten Schlitten herangeritten.

Hast alle eingefangen? riefen sie ihm hier entgegen.

Was denn?!

Und seine kleine Gestalt beugte sich während des Trabes mit der Brust auf den Rücken des Pferdes, dann sprang er ab in den Schnee hinein, eilte, ohne einen Augenblick zu halten, dem Schlitten nach und stürzte sich hinein, indem er die Beine über den Rand hoch in die Luft streckte. Der stämmige Wassilij setzte sich schweigend, wie vorher,



in den vordersten Schlitten zu Ignascha und suchte nun mit ihm zusammen den Weg.

Sieh einer, dies Schimpfmaul . . . Ach, du lieber Gott! brummte mein Fuhrmann.

Nun fuhren wir eine lange Zeit ohne Halt zu machen über die weiße Wüste in dem kalten, durchsichtigen Lichte des Schneesturms. Ich öffne die Augen, immer noch ragt derselbe gewaltige Schopf und Rücken vor mir in die Luft, über und über vom Schnee bedeckt, dasselbe niedrige Krummholz, unter dem zwischen den angezogenen Zügelriemen immer in gleicher Entfernung der Kopf des Gabelpferdes mit der schwarzen Mähne sich hin- und herwiegt, die leicht vom Winde nach einer Seite getrieben wird; hinter dem Rücken zur Rechten immer noch dasselbe braune Beipferd mit dem kurz aufgebundenen Schweif und dem Strangholz, das von Zeit zu Zeit an den Korb des Schlittens schlägt. Sehe ich nach unten — immer derselbe flodige Schnee, den die Schlittentufen teilen, und der Wind unermüdet aufhebt und immer nach einer Seite fortträgt. Vorn eilt in immer gleichem Abstände der erste Schlitten; zur Rechten, zur Linken, alles weiß und flimmernd. Vergeblich sucht das Auge einen neuen Gegenstand: kein Wegpfahl, kein Schober, kein Zaun — nichts ringsumher zu sehen. Überall alles weiß, weiß und beweglich: bald scheint der Horizont unermesslich weit, bald eingeengt auf zwei Schritt

nach allen Seiten; bald wächst plötzlich eine weiße hohe Wand zur Rechten empor und läuft den Schlitten entlang, bald verschwindet sie plötzlich und türmt sich vorn auf, um immer weiter und weiter zu eilen und wieder zu verschwinden. Schaut man zum Himmel empor, so glaubt man im ersten Augenblick, es sei alles hell — man glaubt durch den Nebel hindurch die Sterne zu sehen; aber die Sterne entschwinden dem Blick immer höher und höher, und man sieht nichts als Schnee, der, an den Augen vorüber, auf das Gesicht und den Pelztragen fällt; der Himmel ist nach allen Seiten gleich hell, gleich weiß, farblos, eintönig und beständig veränderlich. Der Wind scheint seine Richtung zu wechseln: bald bläst er ins Gesicht und verklebt die Augen mit Schnee, bald wirft er von allen Seiten den Pelztragen über den Kopf und schlägt ihn spottend gegen mein Gesicht, bald heult er hinter uns durch irgend eine Spalte. Man hört das schwache, ununterbrochene Knirschen der Hufe und Schlittentufen, und, wenn wir über tiefen Schnee kommen, das verhallende Klängen der Schellen. Manchmal nur, wenn wir gegen den Wind und über die nackte eisige Kruste fahren, schlägt Ignats energisches Pfeifen und der weit hallende Ton der Glöckchen mit der nachklingenden flirrenden Quinte deutlich an unser Ohr, und diese Töne durchbrechen trostreich den düstern Charakter der Wüste, dann wieder tönen sie einförmig und

schlagen mit unerträglicher Genauigkeit immer dasselbe Motiv an, das unwillkürlich durch meine Sinne zieht. Der eine Fuß begann mir zu frieren, und als ich mich umwandte, um mich besser einzuhüllen, fiel mir der Schnee, der auf Kragen und Mütze lag, in den Rücken und machte mich erschauern; im allgemeinen aber war mir in meinem erwärmten Pelz noch behaglich, und ein leichter Schlaf senkte sich über mich.



Erinnerungen und Phantasiebilder zogen wechselnd in gesteigerter Schnelligkeit an meinem Geiste vorüber.

„Was mag er wohl für ein Mensch sein, der Ratgeber, der immer aus dem zweiten Schlitten herüberschreit. Gewiß ein rothaariger, stämmiger Bauersmann mit kurzen Beinen, denke ich, so etwa wie Fjodor Philippntsch, unser alter Küchenmeister.“ Da sehe ich auf einmal die Treppe unseres großen Hauses und fünf Leute vom Gesinde, die auf Tüchern mit schweren Tritten ein Klavier aus einem der Seitengebäude schleppen. Fjodor Philippntsch hat die Ärmel seines Mantingrods zurückgeschlagen und trägt das eine Pedal, er geht voraus, öffnet die Kiegel, zieht da ein wenig am Handtuch, stößt dort ein wenig vorwärts, kriecht unter den Beinen durch, kommt allen in den

Weg und schreit unaufhörlich mit geschäftiger Miene:

Zu euch hin, ihr da vorn, ihr vorn! So ist's recht, mit dem schmalen Ende in die Höhe, in die Höhe, in die Höhe, so durch die Thür! So ist's recht!

Lassen Sie nur, Fjodor Philippntsch, wir werden schon allein fertig, bemerkt schüchtern der Gärtner, der an das Geländer gedrückt, ganz rot vor Anstrengung, da steht und mit äußerster Kraftanstrengung das eine Ende des Flügels hochhält.

Aber Fjodor Philippntsch giebt sich nicht zufrieden.

„Was soll das sein? — überlegte ich — glaubt er der Allgemeinheit so nützlich oder so unentbehrlich zu sein, oder freut er sich einfach, weil ihm Gott eine so selbstbewußte, überzeugende Beredsamkeit gegeben hat, und verschwendet sie mit solcher Wonne? Es muß wohl so sein.“ Und ich sehe von ungefähr den Teich, das müde Gesinde, das, bis an die Knie im Wasser, das Netz zieht, und wieder rennt Fjodor Philippntsch mit einer Kanne am Ufer hin und her, schreit alle an und nähert sich nur von Zeit zu Zeit dem Wasser, um mit der Hand die goldigen Karauschen festzuhalten, das trübe Wasser herauszulassen und frisches einzunehmen. Auf einmal ist es Mittag, an einem Julitage. Ich schreite über das frischgemähte Gras des Gartens unter den stehenden, senkrechten

Sonnenstrahlen dahin, ich bin noch sehr jung, es fehlt mir etwas, und ich sehne mich nach etwas. Ich schreite auf den Teich zu, an meinen Lieblingsort, zwischen den Rosensträuchern und der Birkenallee, und lege mich zum Schlafen nieder. Ich erinnere mich der Empfindung, mit der ich daliege und durch die roten stacheligen Stämme des Rosenstrauchs den schwarzen, zu Krumen vertrockneten Erdboden und den hindurchschimmernden hellblauen Spiegel des Teiches betrachte. Es war das Gefühl einer harmlosen Selbstzufriedenheit und Schwärmerei. Alles rings um mich her war so schön, und diese Schönheit wirkte so stark auf mich ein, daß ich mir selbst gut vorkam, und nur eines kränkte mich, daß niemand mich bewunderte. Es ist heiß. Ich versuche einzuschlafen, um mich zu trösten; aber die Fliegen, die unausstehlichen Fliegen lassen mich auch hier nicht in Ruhe. Sie sammeln sich in Schwärmen um mich und springen eigensinnig und förmlich hart wie kleine Kerne von der Stirn auf die Hand. Eine Biene summt in meiner Nähe, wo die Sonne am glühendsten ist; gelbgeflügelte Schmetterlinge flattern erschlafft von Halm zu Halm. Ich schaue empor: Die Augen schmerzen — die Sonne glänzt blendend durch das helle Laub der buschigen Birke, die hoch über mir leise ihre Zweige wiegt, und es scheint noch glühender zu werden. Ich bedecke mein Gesicht mit einem Tuche. Es wird mir schwül,

und die Fliegen kleben förmlich an meiner Hand, die zu dampfen scheint. Im Rosenstrauch, wo er am dichtesten ist, treiben die Sperlinge ihr Wesen. Einer von ihnen ist eine Elle von mir entfernt auf die Erde gesprungen, thut zweimal so, als ob er energisch die Erde picke, dann fliegt er aus dem Gebüsch auf, biegt knarrend die Zweige auseinander und zwitschert lustig; ein zweiter ist auch auf die Erde gehüpft, hebt sein Schwänzchen, schaut sich um und fliegt ebenfalls, schnell wie ein Pfeil, zwitschernd dem ersten nach. Vom Teich her hört man die Schläge des Waschbläuels auf die feuchte Wäsche, und diese Schläge verhallen und verflingen gleichsam unten, den Teich entlang. Man hört das Lachen, Plaudern und Plätschern der Badenden. Ein Windstoß rauscht in den Gipfeln der Birken, noch fern von mir; dann kommt er näher, ich höre, wie er das Gras bewegt, auch das Laub des Rosenbusches wiegt sich hin und her auf seinen Zweigen; jetzt ist der frische Luftzug zu mir gelangt, hebt die Ecken meines Taschentuchs und kitzelt mein schweißiges Gesicht. Durch die Öffnung des gehobenen Tuchs kommt eine Fliege geflogen und schwirrt erschrocken wieder um meinen feuchten Mund herum. Ein trockner Ast drückt mich unter dem Rücken. Nein, nicht liegen: baden gehen. Da höre ich ganz nahe am Busch hastige Schritte und ängstliches Gespräch von Frauenstimmen.



„Ach, Kinder! Was ist das, nirgends ein Mann zu sehen!“

Was giebt's, was? frage ich eine Hofmagd, die klagend an mir vorüberrennt, und trete hinaus in den Sonnenschein. Sie sieht sich nur um, schwenkt die Arme und rennt weiter. Da kommt auch die siebzigjährige Alte Matrjona, mit der einen Hand hält sie das Tuch, das ihr vom Kopfe gleitet, den einen Fuß im wollenen Strumpf schleppt sie humpelnd nach und rennt zum Teich. Zwei Mädchen rennen Hand in Hand, und ein zehnjähriger Knabe in dem Rode seines Vaters hält sich an dem leinenen Unterrod der einen und läuft eilig hinter ihnen her.

Was ist geschehen? frage ich sie.

Ein Bauer ist ertrunken.

Wo?

Im Teich.

Aus unserm Dorfe einer?

Nein, ein fremder.

Der Kutscher Iwan trampelt mit seinen großen Stiefeln über das gemähte Gras, der dicke Berwalter Jakob kommt, nach Atem ringend, daher, und beide rennen zum Teich; auch ich renne ihnen nach.

Ich erinnere mich, wie ein Gefühl mir sagte: „Geh, springe hinein und zieh den Bauern heraus, rette ihn, dann werden dich alle bewundern,“ und das möchte ich ja gerade.

Wo, wo ist's? frage ich die Schar der Hofleute, die sich am Ufer angesammelt haben.

Dort am andern Ufer, ganz nahe am Badehause, wo das Wasser am tiefsten ist, sagt eine Wäscherin, indem sie die feuchte Wäsche auf ihr Tragholz hängt. Ich sehe, ein Mensch versinkt; bald kommt er in die Höhe, bald ist er wieder verschwunden, dann kommt er wieder in die Höhe und schreit: „Ich ertrinke, Hilfe!“ Dann geht er wieder auf den Grund, nur Blasen steigen auf. Da sah ich, ein Bauer war's. Und ich schreie los: „Hilfe, ein Bauer ertrinkt!“

Und die Wäscherin warf das Tragholz über die Schulter und ging mit wiegenden Hüften den Pfad entlang, der vom Teiche abführte.

Ach, was für ein Unglück! spricht Jakob Jwanow, der Verwalter, in verzweifelmtem Tone. Was wird das jetzt zu schaffen geben mit dem Landgericht, das wird kein Ende nehmen!

Da kommt ein einzelner Bauer mit einer Sense daher, er hat sich durch die Schar der Weiber, Kinder und Greise, die sich am Ufer drüben angesammelt haben, durchgedrängt, hängt seine Sense auf den Ast einer Weide und kleidet sich langsam aus.

Wo, wo ist er ertrunken? frage ich unaufhörlich, von dem Wunsche beseelt, mich ins Wasser zu stürzen und etwas Außerordentliches zu vollbringen.

Aber man zeigt mir die glatte Fläche des

Teiches, die nur selten ein flüchtiger Windstoß kräuselt. Ich kann es nicht fassen, wie der Mann ertrunken ist; und das Wasser steht ganz so glatt, so schön, so gleichgültig über ihm und schimmert goldig im Schein der Mittagssonne, und ich fühle, daß ich nichts thun kann, daß ich niemandem Bewunderung abringen werde, um so weniger, als ich ein schlechter Schwimmer bin; der Bauer aber zieht schon das Hemd über den Kopf und ist im Begriff sich hineinzustürzen. Alle richten voll Hoffnung und Spannung die Blicke auf ihn; aber der Bauer ist kaum bis an die Schultern ins Wasser getaucht, da kehrt er langsam zurück und zieht sein Hemd wieder an — er kann nicht schwimmen.

Immer mehr Volk läuft zusammen, immer größer und größer wird der Haufe, die Weiber stehen da Hand in Hand; aber niemand bringt Hilfe. Die Neuangekommenen geben Ratschläge, seufzen, und ihre Züge drücken Entsetzen und Verzweiflung aus; von denen, die schon lange da sind, setzen sich einige ins Gras, da sie vom Stehen müde sind, andere gehen nach Hause. Die alte Matrjona fragt ihre Tochter, ob sie das Blech vor den Ofen geschoben habe; der Knabe mit dem Rod des Vaters wirft geschäftig Steine ins Wasser.

Auf einmal kommt vom Hause her, mit Gebell und sich verwundert umschauend, Tresor, der Hund von Fjodor Philippntsch, den Berg herabgelaufen;

Schon wird auch Fjodors Gestalt hinter dem Rosengebüsch sichtbar, er kommt den Berg herunter und schreit.

Was steht ihr da? schreit er und legt im Laufen seinen Rod ab. Ein Mensch ist ertrunken, und die stehen da . . . Gebt einen Strick!

Alles sieht mit Hoffen und Bangen auf Fjodor Philippntsch, während er, die Hand auf die Schulter eines dienstfertigen Hofknechts gestützt, mit der Spitze des linken Stiefels den Absatz des rechten herunterdrückt.

Dort, wo die Leute stehen, dort rechts von der Weide, dort ist's, sagt ihm einer.

Ich weiß, antwortet er, er zieht die Brauen zusammen, wohl als Antwort auf die Anzeichen von Schamhaftigkeit, die sich in der Schar der Frauen kundgeben, zieht sein Hemd aus, legt sein Kreuz ab und reicht es dem Gärtnerburschen zu, der demütig vor ihm steht, und schreitet energisch über das gemähte Gras auf den Teich zu.

Trefor, der nicht recht weiß, was der Grund dieser hastigen Bewegung seines Herrn ist, ist bei der Menge stehen geblieben, schnüffelt, bricht ein paar Halme am Ufer ab, dann sieht er fragend seinen Herrn an und stürzt sich plötzlich, fröhlich winselnd, mit seinem Herrn zugleich ins Wasser. Im ersten Augenblick ist nichts zu sehen als schaumspitzendes Wasser, das bis zu uns herüberkommt; bald aber erscheint Fjodor Philippntsch, anmutig

spreizt er die Arme auseinander, sein Rücken hebt und senkt sich gleichmäßig, und er schwimmt in weiten Sähen rasch an das jenseitige Ufer. Tresor hat Wasser geschluckt und kommt hastig zurückgelaufen, schüttelt sich, wo die Menge steht, legt sich auf den Rücken und trocknet sich am Ufer sein Fell. In dem Augenblick, da Fjodor Philippntsch drüben an das Ufer gelangt, kommen zwei Rutscher, die ein Fischerneß um eine Stange gewickelt halten, auf die Weide zugelaufen. Fjodor Philippntsch hebt die Arme in die Höhe, taucht unter, einmal, zweimal, dreimal, bläst jedesmal einen Strom Wasser aus dem Munde, schüttelt anmutig sein Haar und antwortet nicht auf die Fragen, mit denen er von allen Seiten überschüttet wird. Endlich kommt er ans Ufer und beschäftigt sich, so viel ich sehe, nur damit, das Neß auszuwerfen. Man zieht das Neß heraus, aber außer Schlamm und einigen kleinen Karauschen ist nichts im Sad. Während das Neß noch einmal ausgeworfen wird, gehe ich an das andere Ufer hinüber.

Nichts hört man als die Stimme Fjodor Philippntschs, der seine Befehle austeilt, das Plätschern der feuchten Leine im Wasser und Seufzer des Entsetzens. Die feuchte Leine, die an den rechten Sad gebunden ist, kommt über und über mit Gras bedeckt, immer weiter und weiter aus dem Wasser hervor.



Jetzt alle, zusammen, zieht, alle zugleich! ertönt Fjodor Philippytšs Stimme. Man sieht Schlick, über und über vom Wasser bespült.

Es ist etwas drin. Es geht schwer in die Höhe, Brüder, sagt eine Stimme.

Nun werden auch die Säcke, in denen zwei, drei kleine Karauschen zappeln, ans Ufer gezogen, und siehe da, durch die dünne schwankende Schicht des getrübten Wassers wird in dem aufgespannten Netz etwas Weißes sichtbar. In der Menge ertönt ein Seufzer des Entsetzens, nicht laut, aber doch weithin hörbar durch die Totenstille.

Zieht alle zugleich, zieht ihn ans Trockne! hört man Fjodor Philippytšs befehlerische Stimme, und der Ertrunkene wird über die abgemähten Salbei- und Alettenstoppeln zur Weide hingezogen.

Und ich sehe meine gute alte Tante in ihrem seidenen Kleid, ich sehe ihren lila Sonnenschirm mit der breiten Franse, der so gar nicht zu diesem in seiner Einfachheit erschütternden Bilde des Todes paßt, und ihr Gesicht, das jeden Augenblick in Thränen ausbrechen möchte. Noch heute sehe ich in diesem Gesicht den Ausdruck der Enttäuschung darüber, daß man hier kein Arnika brauchen kann, und ich erinnere mich des schmerzlichen, betrübenden Gefühls, das ich empfand, als sie mit dem naiven Egoismus der Liebe zu mir sagte: „Komm mit, mein Lieber. Ach, wie schrecklich das ist! Und du gehst immer allein baden und schwimmen.“



Ich erinnere mich, wie grell und glühend die Sonne den trockenen lockeren Boden sengte, wie sie auf dem Wasserpiegel des Teiches spielte, wie in der Mitte Schwärme kleiner Fischchen die glatte Oberfläche des Teiches kräuselten, wie hoch oben am Himmel ein Habicht kreiste und über den jungen Enten schwebte, die piepsend und plätschernd durch das Röhricht in die Mitte hinausgeschwommen waren, wie sich weiße zackige Sturmwolken am Horizonte sammelten, wie der Schlamm, den das Netz an das Ufer gebracht hatte, allmählich abfloß, und wie ich auf dem Wege dahinschreitend wieder die Schläge des Waschläuels hörte, die über den Teich hinhallten.

Aber dieser Bläuel klingt, als ob zwei Bläuel in einer Terz zusammenklängen, und dieser Ton hat etwas Ermüdendes, Quälendes für mich, um so mehr, als ich weiß — dieser Bläuel ist das Glöckchen, und Fjodor Philippntsch wird es nicht zum Schweigen bringen. Und dieser Waschläuel zieht, wie ein Folterwerkzeug, mein frierendes Bein zusammen, und ich versinke in Schlaf.

Ich erwachte, wie ich glaubte, weil wir schnell fuhren und zwei Stimmen neben mir sprachen.

Hör', Ignat, he . . . Ignat! spricht die Stimme meines Fuhrmanns, nimm doch meinen Fahrgast, dir kann es gleich sein, ich heße umsonst meine Pferde ab — nimm ihn doch!

Ignats Stimme antwortet ganz in meiner Nähe:

Was habe ich davon, für einen Fahrgast verantwortlich zu sein! . . . Giebst du einen halben?

Hör' einer, einen Halben! . . . Ein Viertel thut's auch.

Ein Viertel! ruft eine andere Stimme, die Pferde abheßen für ein Viertel!

Ich öffne die Augen. Immer flimmert derselbe unerträgliche, wogende Schnee vor meinen Augen, dieselben Fuhrleute und Pferde, aber neben mir sehe ich einen Schlitten. Mein Fuhrmann hat Ignat eingeholt und wir fahren eine Weile nebeneinander. Obgleich eine Stimme aus dem anderen Schlitten ruft, er solle nicht weniger als ein halbes Maß nehmen, hält Ignat doch plötzlich sein Dreigespann an.

Steig' um! Mag's schon dabei bleiben. Zu deinem Glüd. Das Viertel giebst du, wenn wir morgen ankommen. Viel Gepäd, was?

Mein Fuhrmann springt mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit in den Schnee, verneigt sich vor mir und bittet mich, zu Ignat umzusteigen. Ich habe durchaus nichts dagegen; aber offenbar ist das gottesfürchtige Bäuierlein so glücklich darüber, daß er durchaus seiner Dankbarkeit und Freude Ausdruck geben muß. Er verneigt sich und dankt mir, Mjoschtsa und Ignaschtsa.



So, Gott sei Dank! Anders geht's nicht, du lieber Gott, die halbe Nacht fahren wir schon und wissen nicht wohin! Er wird Sie schon hinbringen, lieber guter Herr, und meine Pferde sind schon ganz herunter.

Und er trägt mit großer Geschäftigkeit die Sachen von einem in den anderen Wagen.

Während sie die Sachen umlegten, ging ich in der Richtung des Windes, der mich nur so trug, auf den andern Schlitten zu. Der Schlitten war, besonders von der Seite, von der über den Kopf der Fuhrleute der Armjaß gegen den Wind ausgespannt war, zu einem Viertel verschneit; hinter dem Armjaß aber war es ruhig und gemütlich. Der Alte lag noch immer so da, die Beine hinausgehängt, und der Erzähler war noch immer bei seiner Erzählung: „In dem Augenblick, wo der General im Namen des Königs kommt, zu Maria nämlich, ins Gefängnis nämlich kommt, in dem Augenblick sagt Maria zu ihm: „General! Ich brauche dich nicht und kann dich nicht lieben, du bist nämlich kein Geliebter für mich; mein Geliebter ist der Prinz.“

„In dem Augenblick . . .“ wollte er fortfahren, da sah er mich, verstummte einen Augenblick und blies sein Pfeifchen an.

Ei, Herr, Sie sind wohl gekommen, die Erzählung mit anzuhören? sagte der andere, den ich den Ratgeber genannt habe.

Bei euch ist's mal herrlich und lustig! sagte ich.
Was thun, aus Langeweile — wenigstens macht man sich keine Gedanken.

Sagt, wißt ihr nicht, wo wir jetzt sind?

Diese Frage schien den Führleuten nicht zu gefallen.

Wer kann wissen, wo? Vielleicht sind wir gar zu den Kalmüden geraten, antwortete der Ratgeber.

Was fangen wir denn an? fragte ich.

Was wir anfangen? Fahren werden wir, vielleicht kommen wir raus, sagte er in verdrießlichem Tone.

Wie aber, wenn wir nicht herauskommen, und die Pferde im Schnee stecken bleiben, was dann?

Was dann? Nichts.

Man kann aber erfrieren.

Freilich kann man das. Man sieht auch die Schober jetzt nicht; ich meine, wir sind zu den Kalmüden geraten. Das erste ist, man muß nach dem Schnee sehen.

Fürchtest du dich denn gar nicht vor dem Erfrieren, Herr? sagte der Alte mit zitternder Stimme.

Obgleich er sich über mich lustig zu machen schien, sah man doch, daß er bis auf die Knöchel durchgefroren war.

Ja, es wird sehr kalt, sagte ich.



„Ach, nicht doch, Herr! Mußt's machen, wie ich: nein, nein, laufen mußt du, dann wird dir's warm werden.“

Das Beste ist, du läufst hinter dem Schlitten her, sagte der Ratgeber.



VII

„Bitte, fertig! rief mir Mjoschka aus dem vorderen Schlitten zu.“

Der Schneesturm war so stark, daß ich nur mit Mühe und Not, ganz vornübergebeugt und mit beiden Händen die Schöße des Mantels festhaltend, den der Wind vom Boden auftrieb, die wenigen Schritte zurücklegen konnte, die mich von dem Schlitten trennten. Mein früherer Fuhrmann hatte schon auf den Knien in der Mitte des leeren Schlittens, als er mich jedoch erblickte, nahm er seine große Mütze ab, wobei der Wind seine Haare gewaltig in die Höhe trieb, und bat um ein Trinkgeld. Er hatte sicherlich nicht erwartet, daß ich ihm etwas geben würde, denn meine Ablehnung kränkte ihn nicht im mindesten. Er dankte mir auch trotzdem, setzte die Mütze wieder auf und sagte: „Gott mit Ihnen, Herr“ . . . zog die Zügel an, schnalzte und fuhr ab. Gleich darauf raffte sich auch Ignaschka auf und rief die Pferde an. Wieder traten an die Stelle des heulenden Windes, der besonders deutlich zu hören war, wenn wir

hielten, das Knirschen der Hufe, die Zurufe und das Schellengeläut.

Eine Viertelstunde nach dem Umsteigen blieb ich wach und suchte mich dadurch zu zerstreuen, daß ich die Gestalt des neuen Fuhrmanns und der Pferde betrachtete. Ignaschka saß in jeder Stellung da, hüpfte beständig auf und nieder, schwang mit der einen Hand die lang herabhängende Peitsche über den Pferden, schrie unaufhörlich, schlug die Beine gegeneinander und bog sich immer wieder vorn über, um das Geschirr des Gabelpferdes zurechtzurücken, das immer nach der rechten Seite herabglitt. Er war nicht groß gewachsen, aber wie es schien gut gebaut. Über seiner Pelzjade trug er einen Armjaß, dessen Kragen beinahe ganz zurückgeschlagen war und den Hals offen ließ, ohne Gürtel; seine Stiefel waren nicht aus Filz, sondern aus Leder. Die kleine Mütze, die er trug, nahm er oft vom Kopfe und rückte sie immer wieder zurecht. Die Ohren waren durch das Haar geschützt. Aus allen seinen Bewegungen sprach nicht nur Energie, sondern noch mehr, wie mir schien, das Bestreben, die Energie in sich anzuregen. Je weiter wir aber fuhren, desto häufiger mußte er auf seinem Rutschersitz hin- und herrücken und das Geschirr zurechtziehen, die Beine aneinander schlagen und sich mit mir und Aljoschka unterhalten, er fürchtete, glaube ich, er könnte den Mut sinken lassen. Und Grund dazu war wohl vor-

handen; obwohl die Pferde gut waren, wurde doch der Weg mit jedem Schritt beschwerlicher und beschwerlicher, und man konnte beobachten, daß die Pferde immer unlustiger rannten. Man mußte sie schon antreiben, und das Gabelpferd, ein gutes, starkes, zottiges Tier, stolperte zweimal; es ging zwar nach dem Schreck immer wieder vorwärts und zog den zottigen Kopf beinahe bis unter die Schellen. Das rechte Beipferd, das ich unwillkürlich zugleich mit der langen Lederquaste des Geschirrs beobachtete, die an der Feldseite flatterte und hin- und hersprang, ließ merklich die Stränge herabhängen, es bedurfte der Peitsche, schien aber, wie es die Art guter, sogar feuriger Pferde ist, über seine eigne Schwäche ärgerlich zu sein und bewegte verdrießlich den Kopf auf und nieder, als wenn es um festere Anziehung der Zügel hätte. Es war in der That schrecklich mitanzusehen, wie der Schneesturm und der Frost immer stärker, die Pferde immer schwächer, der Weg immer schlechter wurde, und wir keine Ahnung davon hatten, wo wir waren und wohin wir fuhren, nicht bloß, ob wir eine Station erreichen, sondern ob wir überhaupt eine Unterkunft finden — und es war komisch und seltsam mitanzuhören, wie die Gloden so heiter und lustig klangen, und Ignascha so frisch und munter die Pferde anschrte, als ob wir am Dreikönigstage zu frostklarer Mittagszeit zum Feiertag durch die Dorfstraße führen.

Ganz besonders war es seltsam zu denken, daß wir ununterbrochen fahren, schnell fahren, immer weiter und weiter von dem Ort weg, an dem wir uns befanden. Ignaschka stimmte ein Lied an. Obgleich er eine sehr häßliche Fistelstimme hatte, sang er doch so laut und mit solchen Pausen, die er durch Pfeifen ausfüllte, daß es seltsam gewesen wäre, ängstlich zu werden, wenn man ihn hörte.

Se-he, was reißeſt du ſo die Kehle auf, Ignat, erklang die Stimme des Ratgebers, halt doch mal ſtill.

Wie meinteſt du?

Halt a—a—an!

Ignat hielt. Wieder war alles ſtumm, und der Wind heulte und pfiff, der Schnee wirbelte dichter und dichter in den Schlitten hinein. Der Ratgeber trat zu uns heran.

Nun was?

Ja, wohin fahren?

Wer kann's wiſſen!

Wie? frieren deine Beine, ſag', daß du ſo klopfſt?

Sie ſind ganz ſteif.

Du ſollteſt runterſteigen; da ſieh, es ſchimmert was, vielleicht Kalmüdenlager? Würdeſt dir die Beine warm laufen.

Haſt recht. Halt' die Pferde . . . na!

Und Ignat eilte in der angegebenen Richtung vorwärts.

Man muß die Augen offen halten, dann findet man; aber so, was sollten wir ins Blaue hinein-fahren? sagte der Ratgeber zu mir, sieh einer, wie er die Pferde in Schweiß gejagt hat!

Die ganze Zeit über, die Ignat ging — und das war so lange, daß ich schon fürchtete, er hätte sich verirrt — sprach der Ratgeber in selbstbewußtem, ruhigem Tone auf mich ein, wie man sich während eines Schneesturms verhalten müsse, wie es das Beste sei, ein Pferd abzuschirren und frei laufen zu lassen, daß es, so wahr Gott lebt, den Weg findet oder daß man manchmal auch nach den Sternen sich zurecht finden könne, und wie wir längst an der Station wären, wenn er vorn gefahren wäre.

Nun, ist da etwas? fragte er Ignat, der gerade zurückkam und mit Mühe durch den kniehohen Schnee watete.

Ja, es ist wohl etwas, man sieht Menschen, antwortete Ignat ganz atemlos, aber wer weiß, was es ist. Ich glaube, Bruder, wir sind gerade auf die Prolgow-Datsche zugefahren. Wir müssen mehr nach links.

Ach, Gewäsch . . . Es sind unsere Kalmüden-dörfer. Gleich hinter dem Kosakendorf, erwiderte der Ratgeber.

Aber ich sage nein!

Was ich gesehen habe, das weiß ich, es ist so; wo nicht, ist es Tomyschewsko. Jedenfalls müssen wir mehr nach rechts, dann kommen wir gleich über die große Brücke bei der achten Werst.

Aber du hörst doch, nein, ich hab's ja gesehen, antwortete Ignat ärgerlich.

Ach, Bruder, und du willst Fuhrmann sein. Fuhrmann . . . Geh doch selbst hin!

Was soll ich gehen! Ich weiß es so auch.

Ignat wurde offenbar ärgerlich: er sprang, ohne zu antworten, auf den Kutschersitz und fuhr weiter.

Sieh einer, wie mir die Füße steif geworden sind, gar nicht warm zu kriegen, sagte er zu Aljoscha und schlug immer häufiger und häufiger die Beine aneinander und löste und schüttelte den Schnee heraus, der in die Schäfte gefallen war.

Mich überkam eine furchtbare Schlassucht.



„Erfriere ich wirklich schon? — dachte ich im Schlaf. Das Erfrieren beginnt immer mit Einschlafen, heißt es. Schon besser ertrinken, als erfrieren — da wird man wenigstens mit dem Neze herausgezogen, übrigens ist es ganz gleich, ob man ertrinkt oder erfriert, wenn mich nur da hinten im Rücken dieser Stod nicht drückte, oder was es sonst ist, und ich das Bewußtsein verlöre.“

Und ich verliere auf einen Augenblick das Bewußtsein.

„Aber wie wird das enden? — sage ich mir plötzlich in Gedanken, öffne die Augen und schaue in den weißen Raum hinaus. — Wie wird das enden, wenn wir keinen Heuschöber finden, und wenn die Pferde stehen bleiben, was leicht kommen kann? — Alle müßten wir erfrieren.“ Ich muß gestehen, obgleich ich mich ein wenig ängstigte, war doch der Wunsch, es möchte uns etwas Außerordentliches, etwas Tragisches begegnen, in mir noch stärker, als die schwache Furcht. Es schien mir gar nicht übel, wenn wir gegen Morgen in ein fernes, unbekanntes Dorf kämen, wenn die Pferde von selbst uns halberfroren hinbrächten, wenn sogar einige erfroren wären. Und Gedanken dieser Art zogen mit außerordentlicher Klarheit und Schnelligkeit an meinem Geiste vorüber. Die Pferde bleiben stehen, der Schnee häuft sich immer höher und höher. Man sieht von den Pferden nur noch die Krummhölzer und die Ohren; plötzlich aber taucht oben Ignaschka mit seiner Trojka auf und fährt an uns vorüber. Wir flehen ihn an, wir schreien: er möchte uns mitnehmen, aber der Ton wird vom Winde fortgetragen und verhallt ungehört. Ignaschka lacht vor sich hin, schreit die Pferde an, pfeift sich eins und verbirgt sich vor uns in einer tiefen schneeverwehten Schlucht. Der Alte sprengt zu Pferde heran, fuchtelt mit

dem Ellbogen durch die Luft und will fortsprengen, kann sich aber nicht von der Stelle rühren; mein alter Fuhrmann mit der großen Mühe stürzt über ihn her, stößt ihn auf die Erde und tritt ihn in den Schnee. „Du Hexenmeister,“ schreit er, „du Schimpfmaul, wir wollen uns zusammen verirren.“ Der Alte aber dringt mit dem Kopf durch den Schneehaufen: nun ist er ein Hase und rennt von uns fort. Alle Hunde setzen ihm nach. Der Ratgeber, eben derselbe Fjodor Philippntsch, meint, wir sollen uns alle im Kreise herumsetzen, es sei gar nicht so schlimm, wenn wir vom Schnee verschüttet würden: es würde uns warm werden. In der That ist uns warm und gemütlich; nur der Durst quält uns. Ich hole meine Reisetasche hervor, bewirte alle mit Rum und trinke selbst mit großem Vergnügen. Der Erzähler erzählt ein Märchen vom Regenbogen — und über uns ist auch schon eine Schneedecke und ein Regenbogen. „Jetzt wollen wir uns jeder ein Zimmer im Schnee machen und schlafen!“ sage ich. Der Schnee ist weich und warm, wie Pelzwerk. Ich mache mir ein Zimmer und will hineingehen, Fjodor Philippntsch aber, der in meinem Reisekasten mein Geld gesehen hat, spricht: „Halt, gib das Geld her, du mußt doch sterben!“ und packt mich am Bein. Ich gebe das Geld und bitte nur, man möchte mich loslassen; sie glauben mir aber nicht, daß dies all mein Geld sei, und wollen mich töten.

Ich ergreife die Hand des Alten und beginne sie mit unaussprechlicher Wonne zu küssen: die Hand des Alten ist zart und süß. Anfangs entzieht er sie mir, dann aber läßt er es geschehen und streichelt mich sogar selbst mit der andern Hand. Fjodor Philippytich aber kommt näher auf mich zu und droht mir. Ich stürze in mein Zimmer: aber es ist kein Zimmer, sondern ein langer weißer Gang, und ein Mensch hält mich an den Beinen fest. Ich mache mich los. In den Händen des Menschen, der mich festhält, bleibt meine Kleidung und ein Teil meiner Haut; ich aber friere und schäme mich — schäme mich um so mehr, als die Tante mit ihrem Sonnenschirm und ihrer homöopathischen Apotheke, Arm in Arm mit dem Ertrunkenen, mir entgegenkommt. Sie lachen und verstehen die Zeichen nicht, die ich ihnen mache. Ich stürze mich über den Schlitten, meine Beine schleifen im Schnee nach; der Alte aber verfolgt mich und fuchtelt weiter mit den Armen. Der Alte ist schon ganz nah. Da höre ich — vor mir läuten zwei Gloden, und ich weiß, ich bin gerettet, wenn ich sie erreiche. Die Gloden klingen immer deutlicher und deutlicher; aber der Alte hat mich eingeholt, ist mit seinem Körper über mein Gesicht gestürzt, so daß ich die Gloden kaum höre, ich ergreife wieder seine Hand und beginne sie zu küssen, aber der Alte — ist nicht mehr der Alte, sondern der Ertrunkene und schreit:

„Ignaschka, halt an, da sind die Heuschöber von Achmetko, glaube ich! Geh doch mal hin, sieh nach!“ Es ist zu entsetzlich! Nein, ich erwache lieber.

Ich öffne die Augen. Der Wind hat mir den Zipfel von Aljoschkas Mantel ins Gesicht gejagt, mein Knie ist unbedeckt, wir fahren über die nackte Eisrinde hin, und die Terz der Schellen klingt hell und lieblich durch die Luft mit ihrer nachzitternden Quinte.

Ich spähe nach den Schöbern; aber statt der Schöber erblicke ich, nun schon mit offenen Augen, ein Haus mit einem Balkon und die zackigen Mauern einer Festung. Ich habe wenig Interesse daran, dieses Haus und die Festung näher zu betrachten; ich möchte am liebsten wieder den weißen Gang sehen, durch den ich gerannt bin, die Kirchenglocken hören und die Hand des Alten küssen. Ich schließe wieder die Augen und schlafe ein.



Ich schlief fest; aber die Terz des Glodenspiels hörte ich die ganze Zeit, ich sah sie im Schlafe bald in Gestalt eines Hundes, der sich bellend auf mich stürzt, bald einer Orgel, in der ich selbst eine Pfeife bin, bald in Gestalt französischer Verse, die ich schreibe. Bald wieder schien mir diese Terz

als ein Folterinstrument, in das meine rechte Ferse ununterbrochen eingezwängt ist. Und das war so stark, daß ich erwachte, die Augen öffnete und mir den Fuß rieb. Er begann zu frieren. Die Nacht war immer noch so hell, so trübe, so weiß. Immer noch rüttelte mich und den Schlitten dieselbe Bewegung; immer noch saß Ignascha seitwärts und schlug die Beine aneinander; immer noch lief dasselbe Beipferd mit ausgestrecktem Halse und träge die Beine hebend im Trabe durch den Schnee. Der Riemen der Zügel schlug an den Bauch des Pferdes. Der Kopf des Gabelpferdes mit der flatternden Mähne ging, bald die an das Krummholz gebundenen Zügel anziehend, bald loder lassend, gleichmäßig auf und nieder. Aber alles das war noch mehr als früher von Schnee bedeckt und überweht. Der Schnee wirbelte von vorn, verschüttete von der Seite die Schlittentufen, die Beine der Pferde bis an die Knie, und fiel von oben dicht auf Krage und Mütze. Der Wind kam bald von rechts, bald von links, spielte mit dem Krage, mit dem Zipfel von Ignaschas Armjaak und mit der Mähne des Beipferdes und heulte über das Krummholz und die Gabeldeichsel hin.

Es war schrecklich kalt geworden, und kaum streckte ich den Kopf aus dem Krage hervor, so fiel ein eisiger trockner Schnee wirbelnd auf Augenwimpern, Nase und Mund und in den Naden



hinein; im Kreise umher ist alles weiß, hell und schneeig, nirgends etwas anderes als trübes Licht und Schnee. Mir wurde ernstlich angst. Mjoscha schlief am Boden mitten im Schlitten; sein ganzer Rücken war von einer dichten Schneeschicht bedeckt. Ignascha hielt sich wacker: er zerrte ununterbrochen an der Leine, schrie den Pferden zu und schlug die Beine aneinander. Die Schellen klangen so wundervoll, wie immer. Die Pferde schnaubten, aber sie gingen etwas langsamer und stolperten immer häufiger, Ignascha sprang wieder auf, suchte mit seinem Fausthandschuh durch die Luft und stimmte mit seiner dünnen, gepreßten Stimme ein Lied an. Aber mitten im Liede hielt er den Schlitten an, warf die Zügel über den Bod und stieg aus. Der Wind heulte gräßlich; der Schnee fiel wie mit Schaufeln auf die Rodschöße nieder. Ich sah mich um; die dritte Trojka war nicht mehr hinter uns, sie war irgendwo zurückgeblieben. In der Nähe des zweiten Schlittens sah man durch den Schneenebel den Alten von einem Beine auf das andere hüpfen. Ignascha entfernte sich drei, vier Schritt von dem Schlitten, setzte sich in den Schnee, legte seinen Gurt ab und wollte sich die Stiefel ausziehen.

Was machst du denn? fragte ich.

Ich muß die Stiefel wechseln, sonst frieren mir die Füße ganz ab, antwortete er und setzte seine Beschäftigung fort.

Mir war's zu kalt, den Hals aus dem Kragen hervorstrecken, um nachzusehen, wie er das machte. Ich saß gerade aufrecht, die Augen auf das Beispferd gerichtet, das mit gespreizten Beinen da stand und todmüde den kurzgebundenen, schneebedeckten Schweif hin- und herbewegte. Der Stoß, den Ignat dem Schlitten gegeben hatte, als er auf den Kutschersitz sprang, hatte mich gewedt.

Wo sind wir jetzt? fragte ich. Werden wir wenigstens mit Tagesanbruch am Ziel sein?

Seien Sie unbesorgt, wir bringen Sie hin, antwortete er. Jetzt, wo ich die Stiefel gewechselt habe, sind die Beine tüchtig warm.

Und er fuhr los, die Schellen erklangen, der Schlitten setzte sich wieder in Bewegung, und der Wind pfiff unter den Rufen hin. Und wir glitten wieder über das endlose Schneemeer dahin.



Ich war fest eingeschlafen. Als Mjoscha mich mit den Beinen anstieß und ich erwachte und die Augen öffnete, war es schon Morgen. Es schien noch kälter zu sein, als in der Nacht. Von oben kam kein Schnee mehr; aber der heftige, trodene Wind trug noch immer die Schneeflocken über das Feld besonders unter die Hufe der Pferde und unter die Rufen. Der Himmel zur Rechten, im Osten, hatte eine schwere dunkelblaue Farbe,

aber immer heller und heller zeichneten sich grelle, orangenrote schräge Streifen. Über unseren Köpfen schimmerte hinter den dahineilenden, weißen, kaum geröteten Wolken das blasse Blau des Himmels hindurch; links lag helles, leichtes, wechselndes Gewölk. Ringsumher, soweit das Auge reichte, lag auf dem Felde weißer, in scharf geschiedenen Schichten aufgewehter, tiefer Schnee. Sie und da tauchte grauschimmernd ein Schneehaufen empor, über den hartnädig ein feiner, trodener Schneestaub hinslog. Nirgends war die Spur eines Schlittens, eines Menschen oder eines Tieres zu sehen. Die Umrisse und die Farbe des Rüdens von Fuhrmann und Pferd hoben sich sogar scharf von dem weißen Hintergrund ab . . . Der Rand von Ignaschtsas dunkelblauer Mütze, sein Kragen, sein Haar und sogar seine Stiefel waren weiß. Der Schlitten war über und über von Schnee verweht, das graue Gabelpferd hatte die ganze rechte Seite des Kopfes und das Stirnhaar mit Schnee besetzt; mein Beipferd hatte die Beine bis zu den Knien mit Schnee bedeckt und der ganze zottig gewordene schweißige Hinterteil war rechts mit Schnee befleckt. Die Quaste hüpfte auf und nieder wie im Takt einer Melodie, und das Beipferd selbst lief wie früher; nur an dem eingefallenen auf- und niedergehenden Leib und an den herabhängenden Ohren konnte man sehen, wie erschöpft es war. Ein neuer Gegenstand nur

lenkte die Aufmerksamkeit auf sich: das war ein Meilenweiser, von dem der Schnee auf die Erde herabfiel und zu dessen rechter Seite der Wind einen ganzen Berg aufgehäuft hatte und der flatternde Schnee von einer Seite nach der andern flog. Mich setzte es ungeheuer in Erstaunen, daß wir die ganze Nacht mit demselben Pferde zwei Stunden gefahren waren, ohne zu wissen wohin, ohne Halt zu machen, und trotzdem schließlich ans Ziel gekommen waren. Unser Glödlein schien noch lustiger zu klingen. Ignat widelte sich ein und schrie; hinter uns schnaubten die Pferde und tönnten die Schellen der Schlitten des Alten und des Ratgebers; aber der, der geschlafen hatte, war sicherlich irgendwo in der Steppe von uns abgekommen. Als wir eine halbe Werst weiter gefahren waren, trafen wir eine frische, kaum von Floden bedeckte Spur eines Schlittens und eines Dreigespanns, und hie und da zeigten sich darauf rötliche Blutflecken, die wahrscheinlich von einem Pferde waren, das sich gerissen hatte.

Das ist Philipp. Sieh einer, er ist noch früher da als wir! sagte Ignascha.

Da wird auch schon das Häuschen mit dem Schilde sichtbar, das einsam am Wege steht, mitten im Schnee, der es fast bis an das Dach und an die Fenster überdeckt hat. Vor der Schenke steht ein Dreigespann von Grauschimmeln, ganz feucht von Schweiß, mit gespreizten Beinen und düster

gesenkten Köpfen. Vor der Thür ist gefegt, eine Schaufel steht da; von dem Dach aber treibt und wirbelt der heulende Wind den Schnee herab.

Bei dem Ton unserer Gloden tritt aus der Thür ein großer, rothhaariger Fuhrmann mit einem Glase Wein in der Hand und ruft uns zu. Ignaschka dreht sich zu mir um und bittet um die Erlaubnis zu halten. Da sehe ich zum erstenmal sein Gesicht.



Sein Gesicht war nicht dunkel, hager und gradnasig, wie ich nach seinem Haar und nach seiner Gestalt erwartet hatte. Es war ein rundes, heiteres, völlig stuhnasiges Gesicht mit einem großen Munde und hellglänzenden blauen, runden Augen. Wangen und Hals waren rot, wie mit einem Tuchläppchen gerieben; die Augenbrauen, die langen Wimpern und der Flaum, der den unteren Teil seines Gesichts bedeckte, war vom Schnee verklebt und ganz und gar weiß. Bis zur Station hatten wir im ganzen noch eine halbe Werst, wir hielten an.

Nur schnell, sagte ich.

In einer Minute, antwortete Ignaschka, sprang vom Kutscherstuhle und ging auf Philipp zu.

Her damit, Bruder, sagte er, zog den Handschuh von der rechten Hand und warf ihn samt



der Peitsche in den Schnee. Dann stürzte er, den Kopf zurückgeworfen, in einem Zuge das Glas Brantwein herunter, das ihm jener gereicht hatte.

Der Schankwirt, der den Eindruck eines verabschiedeten Kosaken machte, trat mit einem halben Maß in der Hand aus der Thür.

Wem soll ich einschenken? sagte er.

Der lange Wassilij, ein hagerer, blonder Bauer mit einem Ziegenbärtchen, und der Ratgeber, ein wohlbeleibter Mann mit weißen Augenbrauen und Wimpern und einem weißen dichten Bart, der sein schönes Gesicht umrahmte, gingen hin und tranken jeder ein Glas. Auch der Alte war zu der Gruppe der Trinkenden herangetreten, aber es wurde ihm nicht eingeschenkt, und er ging zu seinen hinten angebundenen Pferden und begann eins von ihnen über Rücken und Hinterteil zu streicheln.

Der Alte war ganz so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte: klein, hager, mit einem runzligen, blauangelaufenen Gesicht, einem dünnen Bärtchen, einer spizen Nase und angefaulten gelben Zähnen. Er trug eine ganz neue Rutschermütze, aber seine Pelzjade war ganz ausgehaart, mit Theer bespritzt und im Rücken und in den Schößen zerrissen. Sie bedeckte nicht einmal seine Knie und seine hanfenen Beinkleider, die in mächtigen Filzstiefeln steckten. Er ging ganz gebüdt, die Stirn gerunzelt, Gesicht

und Anie zitterten, und er machte sich beständig an dem Schlitten zu thun, offenbar um sich zu erwärmen.

Nanu, Mitritsch, gieb das Viertelchen zum Besten. Das würde dich tüchtig erwärmen, sagte der Ratgeber zu ihm.

Mitritsch zuckte zusammen. Er rückte die Zügel an seinen Pferden zurecht, brachte das Krummholz in Ordnung und kam auf mich zu.

Bitte, Herr, sagte er, zog die Mütze von seinem grauen Haar und verneigte sich tief — die ganze Nacht sind wir herumgeirrt, haben den Weg gesucht: möchten Sie uns nicht ein Viertelchen schenken? Wahrhaftig, Väterchen, Durchlaucht, ich habe nichts, um mich zu erwärmen, fügte er mit einem rührenden Lächeln hinzu.

Ich gab ihm einen Viertelrubel. Der Schenkwirt brachte ein Viertel heraus und goß dem Alten ein. Er legte seinen Handschuh und seine Peitsche ab und streckte seine dürre, schwarze, podennarbige und ein wenig blau angelaufene Hand nach dem Glase aus; aber sein Daumen wollte nicht gehorchen, als wäre er ein fremder Teil. Er konnte das Glas nicht fassen und verschüttete den Wein in den Schnee.

Die Fuhrleute brachen alle in lautes Lachen aus.

Sieh einer, wie der Mitritsch erfroren ist, nicht mal den Brantwein kann er halten.

Mitritsch aber war außer sich darüber, daß er den Brantwein vergossen hatte.

Sie füllten ihm indessen ein zweites Glas ein und gossen es ihm in den Mund; sofort wurde er lustig, rannte in die Schänke, zündete sein Pfeifchen an, grinste mit seinen gelben faulen Zähnen und schimpfte bei jedem Worte, das man sprach, tüchtig los. Als er das letzte Viertelchen getrunken hatte, gingen die Fuhrleute zu ihrem Wagen, und wir fuhren weiter.

Der Schnee wurde immer weißer und greller, so daß er die Augen blendete, wenn man ihn ansah. Am Himmel breiteten sich die orangengelben, rötlichen Streifen immer höher und höher, immer heller und heller aus; sogar die rote Sonnenscheibe wurde am Horizont durch die graublauen Wolken sichtbar; das Blau des Himmels wurde glänzender und dunkler. In der Nähe der Station war auf dem Wege eine helle, deutliche gelbe Spur, hie und da waren Löcher im Boden; die frostige, herbe Luft gab eine angenehme Leichtigkeit und Frische. Mein Dreigespann jagte rasch vorwärts. Der Kopf des Gabelpferdes, der Hals mit der Mähne, die um das Krummholz flatterte, ging schnell auf und nieder, fast immer an derselben Stelle zu dem Schellengeläut des Jagdgeschirrs, dessen Zünglein nicht mehr gegen die Wände anschlug, sondern ankirrte. Die guten Seitenpferde, die gleichmäßig

die hartgefrorenen, schiefen Stränge anzogen, rann-
ten energisch vorwärts. Die Seitenriemen schlugen
ihnen gegen Bauch und Beine. Manchmal geriet
ein Weipferd von dem gebahnten Wege in einen
Schneehaufen und warf uns den Schnee in die
Augen, wenn es sich mutig hindurcharbeiten wollte.
Ignaschka trieb in seinem munteren Tenor an;
der trockne Frost knirschte unter den Schlittentufen;
hinter uns ertönten die beiden Glocken hell und
feierlich und das trunkene Schreien der Fuhrleute.
Ich blickte zurück: die grauen, zottigen Weipferde
rannten mit vorgestrecktem Hals und gleichmäßig
verhaltenem Atem durch den Schnee. Philipp
schwang die Peitsche und rückte seine Mütze zu-
recht; der Alte lag noch wie vorher im Schlitten
und hatte die Beine in die Höhe gezogen.

Zwei Minuten später knirschte der Schlitten
auf den Brettern der reingefegten Auffahrt vor
dem Stationsgebäude, und Ignaschka wandte mir
sein schneeverwehtes, Frost atmendes Gesicht zu.

Da sind wir, Herr! sagte er.

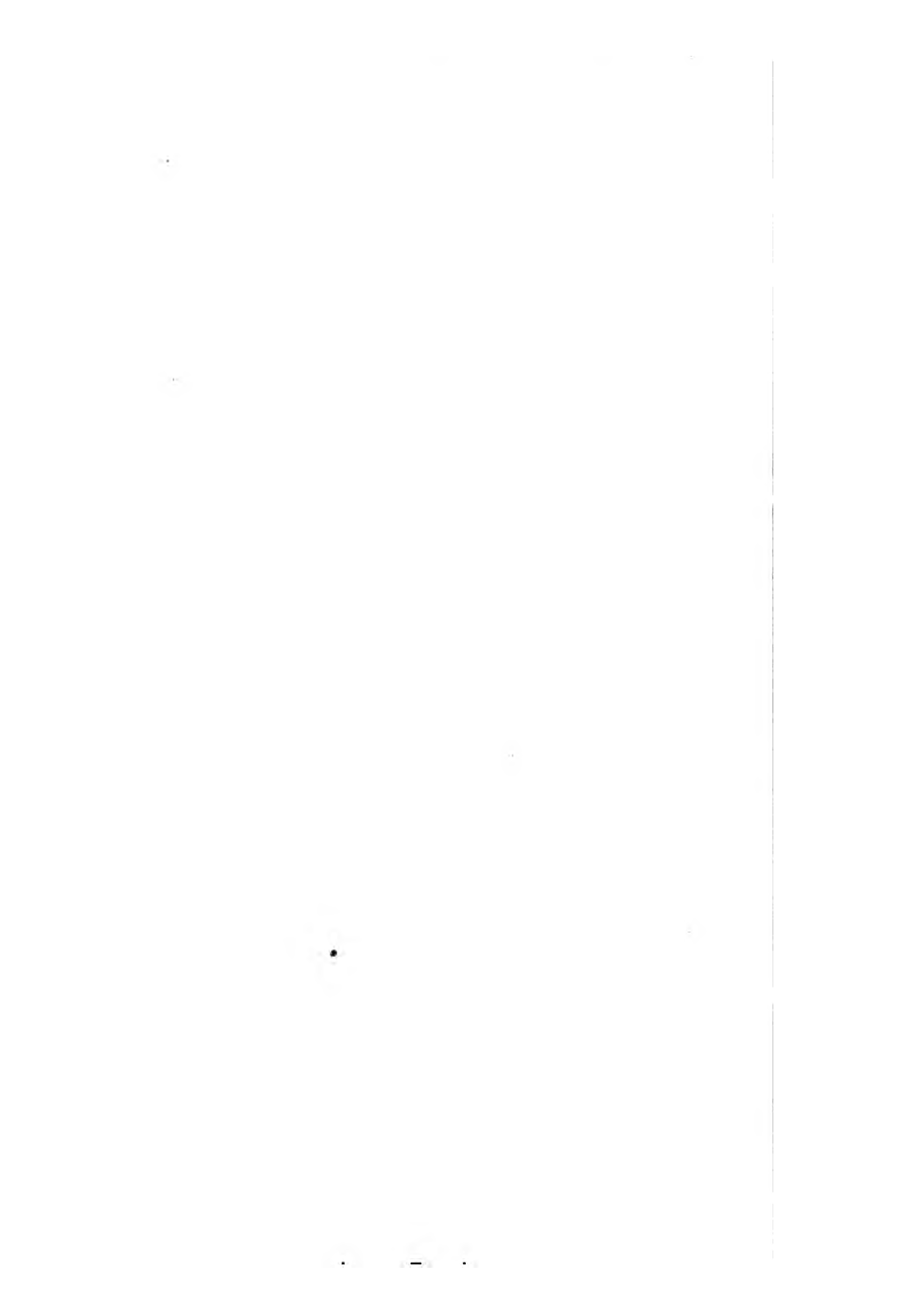


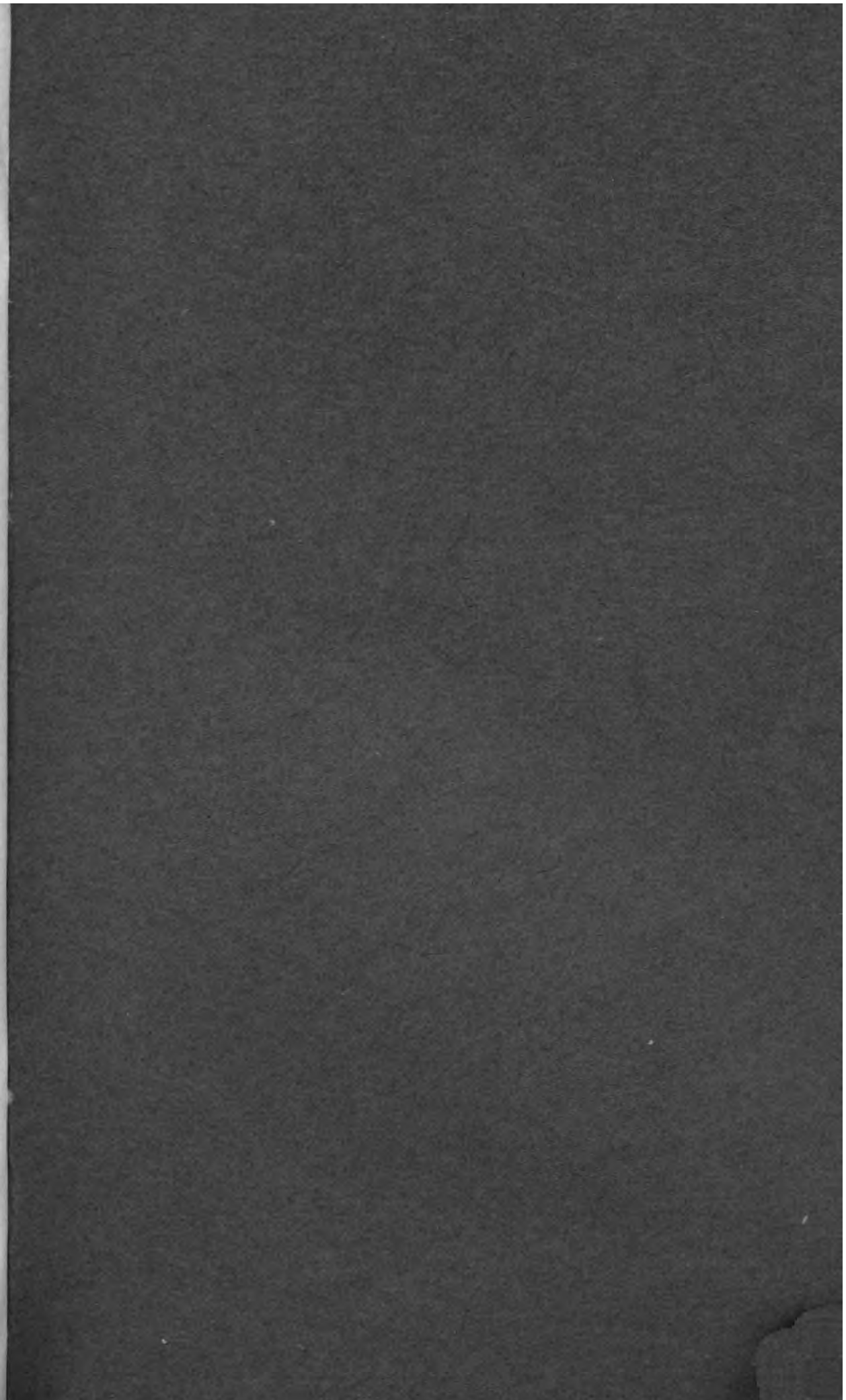
1

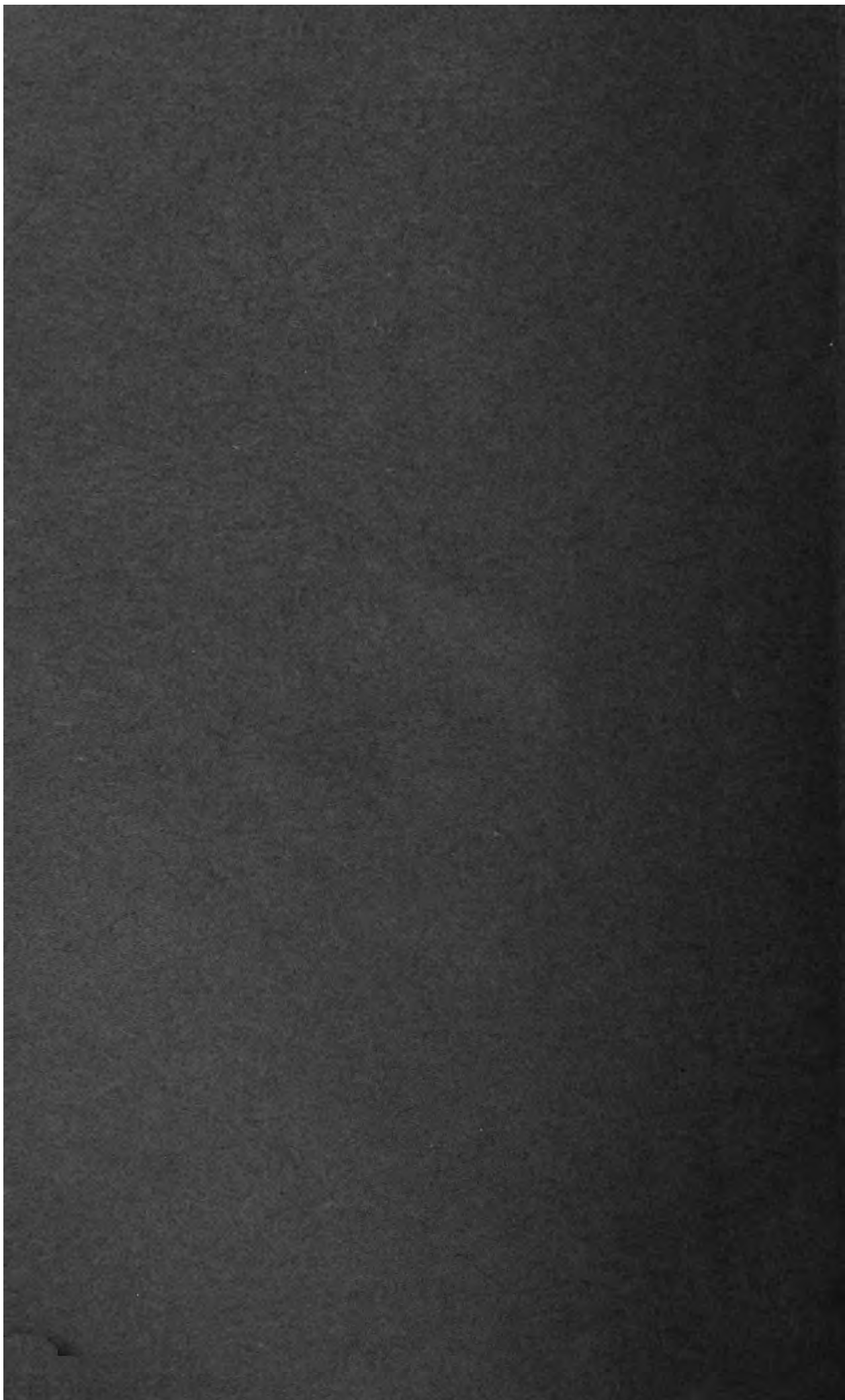
•

•

•







1607

